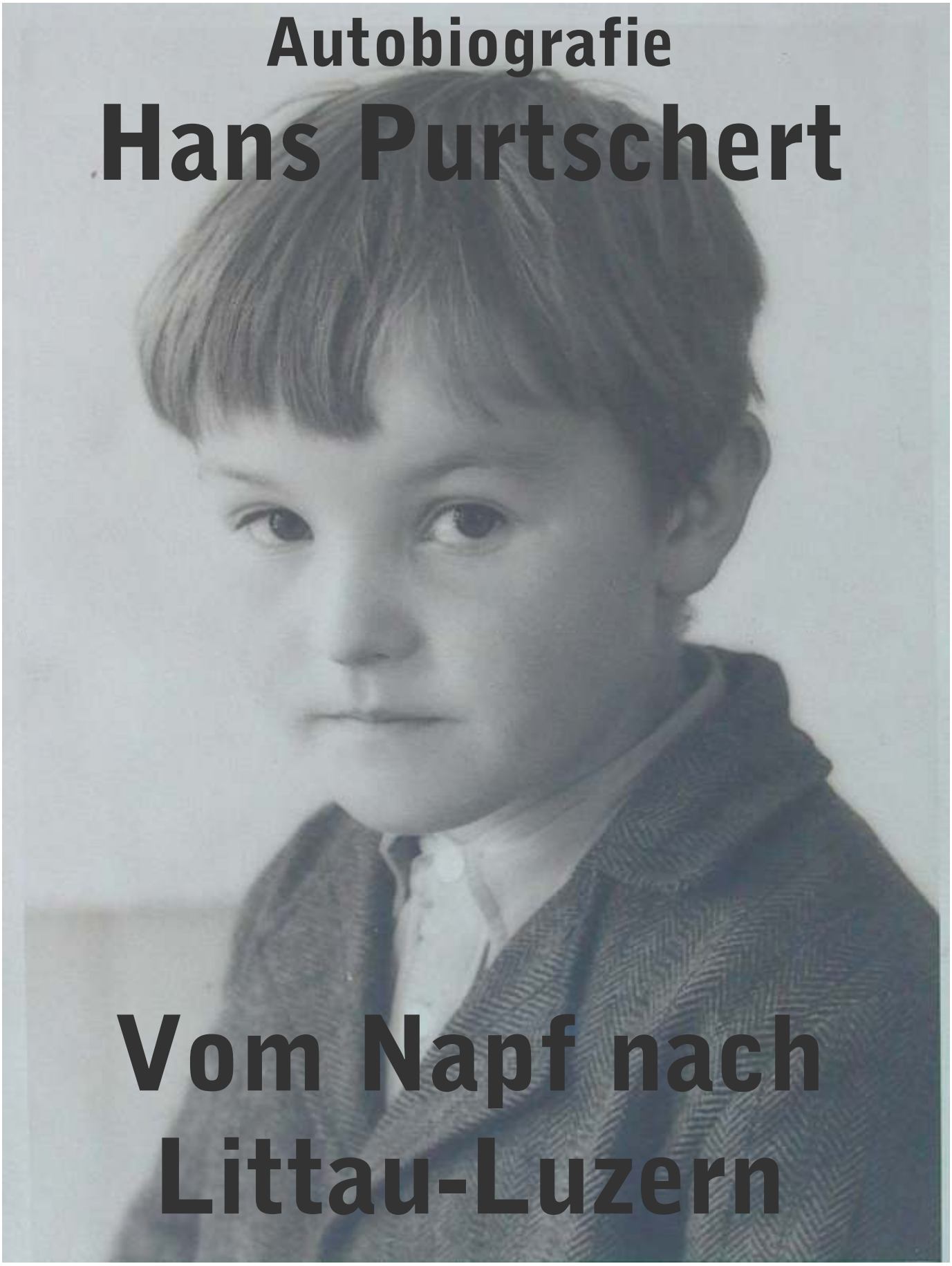


Autobiografie

Hans Purtschert

Vom Napf nach Littau-Luzern

Vorbemerkungen

Warum eigentlich eine Biografie über einen Zeitgenossen, dessen Namen nicht in der Weltpresse steht? Es ist mir nicht bekannt, dass jemand in meiner näheren oder weiteren Verwandtschaft das Leben und Wesen aufgezeichnet hat. Die Chronik soll auch in bestimmten Belangen die Epoche nach dem zweiten Weltkrieg etwas darstellen. Ich selber fühle mich eher als Traditionalist und Geschichtsschreibung gehört zum Traditionalisten.
Aber eigentlicher Animator war vor über dreissig Jahren der frühere Chefredaktor des Luzerner Tagblattes, Dr. Hermann Heller, Luzern. Er war von 1967 bis 1987 Bürgerrat der Stadt Luzern und für das gesamte Liegenschaftswesen zuständig. In die gleiche Zeit fiel auch meine Tätigkeit als Bausekretär der Gemeinde Littau. Die Liegenschaft Udelboden gehörte der Bürgergemeinde Luzern und so hatten wir viel miteinander zu konferieren. Beim gemütlichen Zusammensein kamen hin und wieder Ereignisse meiner Jugendzeit aufs Tapet und da sagte Hermann Heller: „Das musst Du aufschreiben, es sind später interessante Geschichten“.

Quellennachweis.

Tauf-, Ehe- und Sterbebücher von Pfaffnau
Kauf- und Hypothekarprotokolle der Gemeinde Pfaffnau
Pfaffnauer Namenbuch von J. Zihlmann
Staatsarchiv Luzern
Mündliche Überlieferungen von diversen Personen
Familiengeschichte Prutzer, Burtschert, Purtschert von Hugo Burtscher, Bludenz, 1965/1988
Unterlagen von Werner Purtschert-Guntern, Basel
Akten und Dokumente des Autors
Internet: Swissinfo, Wikipedia
Kirchenbau im Kanton Luzern von Adolf Reinle
Biografischer Inhalt ist ausschliessliches Erzeugnis des Autors
Titelbild 1947 von Foto Huber, Luzern
Alte Personenfotos aus Familienbesitz, mehrheitlich von Donat, Pfaffnau
Diverse Fotos (Portrait und Gruppenbilder) von Drittpersonen
Pressefotos und Auszüge aus Presseartikeln sind als solche erkennbar oder sind im Dokument entsprechend bezeichnet.
Sämtliche übrigen Fotos stammen vom Autor.

Impressum:

Verfasser (Autor): Hans Purtschert, 6015 Luzern-Reussbühl
Gestaltung und Script, druckfertige Vorlage auf elektronischem Medium: Hans Purtschert

Druck: Offsetdruck B. Blöchlinger AG, Hauptstrasse 11, 6015 Luzern

© by Hans Purtschert

Sommer 2013

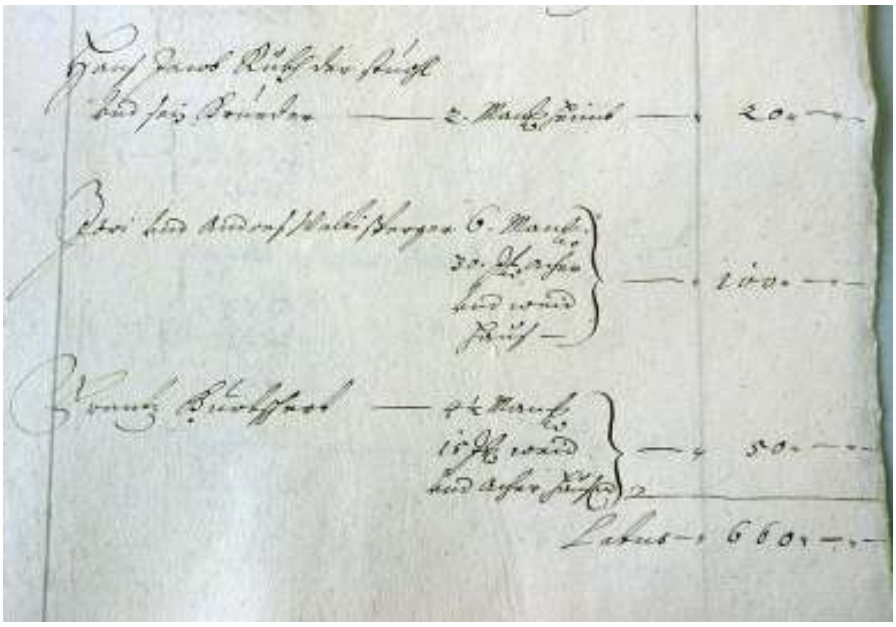
Die Pfaffnauer Purtschert-Familie

Glücklicherweise hat die Forschung über die Herkunft des Namens und unserer Vorfahren bereits vor über 50 Jahren begonnen. Die 1963 in Voralberg erschienene Familienchronik ist eine gute Grundlage für die Fortführung der Forschung. Vom Verband der Namensträger Burtscher - Purtscher - Purtschert - Butscher - Putscher - Buttschardt - Brutscher - Prutscher - Brutzer - Prutzer, mit Sitz in Voralberg wurden bis 2006 Zeitschriften herausgegeben. Für die Schweiz hat Werner Vinzenz Purtschert-Guntern, Basel (der Basler-Zänz, ein Cousin meines Vaters) seine ganze Freizeit für die Nachforschung beigesteuert. Unzählige Besuche hat er in Archiven verbracht. Und unzählige Briefe sind auf seiner Schreibmaschine entstanden, die an die Verwandtschaft gingen. Leider ist seit dem Tod von Werner Vinzenz im Jahre 1991 die Berichterstattung von Purtschert-Familien aus der Schweiz etwas ins Hintertreffen gelangt. Otto Burtscher aus Bludenz hat während vielen Jahren die Verbandstätigkeit geprägt. Mangels Nachfolge für den über 70jährigen Präsidenten wurde 2007 der Verband aufgelöst.

Die ersten Purtschert in Pfaffnau

1639 verzeichnet das Taufbuch von Pfaffnau eine Tochter von Hans Prutzer und Katharina Studer. 1681 wird im Luzerner Ratsprotokoll ein Frantz Butscher aus St. Gerold, Voralberg, genannt. Mit ihm beginnt die Linie der Luzerner Purtschert, deren Namen in verschiedenen Varianten genannt wurde. Der Name war für die Einheimischen etwas schwer verständlich. Hinzu kommt die manchmal schwierig lesbare Schreibweise in den Taufbüchern.

Der Ehe von Frantz Butscher mit Verena Fluder (1681) aus St. Gerold entstammen laut Taufbuch Pfaffnau vier Söhne, darunter Niklaus, der sich 1710 mit Anna Hegi verheiratet. Diesem Paar wurde 1717 ein Sohn Johann Josef geboren, der als Baumeister für St. Urban wirkte. Der zweite Sohn Hans Jakob wurde ebenfalls Baumeister für St. Urban und Gerichtsbaurat. Der dritte Sohn Hans Vinzenz (1728-1802) wurde Hintersäss und Stadtuhrmacher in Luzern. Er schuf eine Gebrauchsanleitung für ein Glockenspiel in St. Urban, von ihm stammt die Kirchturmuhr in Ettiswil, die Rathausturmuhr in Luzern und eine nicht mehr in Gebrauch stehende Uhr der Luzerner Hofkirche. Diese ist im Historischen Museum Luzern ausgestellt. Am Chassis der Uhr ist der Name „Vinzenz Purtschert“ eingemeisselt. Hans Vinzenz Purtschert übte in Luzern das Amt des Zeitrichters aus.



Auszug aus dem Steuerrodel von 1698 von Pfaffnau:

Franz Burtschard
41/2 March
15 Jch Wald
Ld. Acher, Haus 50 Gld

Bei verschiedensten Bauwerken im Kanton Luzern begegnet man immer wieder Baumeistern mit dem Namen Purtschert. Steinmetz und Baumeister Niklaus Purtschert arbeitete viel mit dem bekannten Zimmermeister Josef Ritter zusammen. So sind die beiden auch in Oberkirch tätig gewesen. Niklaus Purtschert zeichnete um 1805 die Suhrebrücke bei der Mühle und machte den Kostenvoranschlag. Die wunderbare Steinbogenbrücke ist 2003 restauriert worden.

Diese Brücke in Oberkirch wurde 1806 für 1600 Franken und einer Gratifikation von 160 Franken erbaut. Das Projekt stammte von Niklaus Purtschert.

Es existiert noch eine alte Steinbogenbrücke der gleichen Grösse und Konstruktion, nämlich beim Sageli Littau-Berg, Gemeinde Littau-Luzern.
Seit 2001 bemühe ich mich bei den Instanzen für die Sanierung der Brücke, Foto rechts.

Weid, Pfaffnau
Die ersten Purtschert siedelten sich in der Weid zu Pfaffnau an. Es war eines der ersten Steinhäuser in der Gemeinde. In den Tauf-, Ehe- und Sterbebüchern von Pfaffnau wird über Generationen die Weid als Domizil genannt. Bis zum Jahre 2006 war die Weid im Besitze von Purtschert-Familien. Der heutige Eigentümer hat das Haus einer gänzlichen Renovation unterzogen und glücklicherweise einige Elemente, wie Originalmauern im Treppenhaus, Türsturz und Türrahmen des Hauseinganges erhalten und restauriert.
Über dem Hauseingang ist die Jahrzahl 1823 vermerkt.

Die Weid, renoviert 2006. Ein schöner Einbauschrank steht in der renovierten Stube.

Die „Purtschert“ als Baumeister

Sehr bedeutend war die Tätigkeit der Purtschert als Baumeister der Barockzeit und des Klassizismus, vor allem wirkten sie im Kanton Luzern. Verständlicherweise kann hier nur eine kleine Auswahl ihrer Werke aufgeführt werden. 1751 bauten die Baumeister Purtschert die Kirche von Luthern, es folgte die Kirche von Ettiswil, die Orangerie in St. Urban, sie bauten am Pfarrhaus zu Pfaffnau. Die Kirche von Ruswil ist die grösste des Purtschert'schen Kirchenbauschemas. Pfaffnau und Schüpfheim entstanden nach den gleichen Plänen, allerdings etwas kleiner.

Pfarrkirche St. Vinzenz zu Pfaffnau erbaut 1809

Das Wappen der Purtschert

Das Wappen entstand um 1700. Der Adler lehnt sich an das österreichische Staatswappen. Der Adler ist nach dem Löwen das zweitmeist verwendete Symbol für Wappen. Es bedeutet Mut, Kraft, Weitblick und Unsterblichkeit (Wikipedia). Es waren dies Attribute für Kaiser, Könige und Grafen. Ob je eine Wappenverleihung an einen Purtschert der Pfaffnauer Linie aus „Adelsgründen“ stattfand, habe ich nicht erforscht.
Das erste Wappen gehört der Pfaffnauer Purtschert-Linie (Stamm Purtschert-Widmer, Fäschterlinie).
Das Wappen in der Mitte führt die in den 1700er-Jahren nach Luzern gezogene Baumeistergilde, was das Winkelmass belegen dürfte.
Das dritte Wappen wurde 1971 durch den Verband der Burtscher-Purtscher-Purtschert-Butscher-Putscher herausgegeben. Es ist zertifiziert und in der österreichischen Wappenrolle der Heraldisch-genealogischen Gesellschaft eingetragen. Das Wappen weist vier Felder auf, ein roter Adler, ein roter Löwe und zwei Felder in blau mit silbernem Sparren, nebst einer Helmzier.
Dieses Wappen darf von Namensträgern des Verbandes geführt werden.

Ahnentafel

Vater:
Purtschert-Hiltbrunner Johann (gen. Hans)
30.10.1912 - 25.2.1981, Fabrikarbeiter/Bauer
Grünboden, Pfaffnau
Grabmatt, Fontannen/Gemeinde Menznau

Mutter:
Purtschert-Hiltbrunner Elise
20.12.1911 - 9.12.1986, von Luthern, in Altbüron, dann Pfaffnau und Menznau
Heirat 1938

Grossvater:
Purtschert-Scheidegger Josef
19.6.1885 - 11.5.1956, Landarbeiter/Wegmacher, Grünboden, Pfaffnau, früher Schulhaus Reidermoos, nach Grünboden Altweg und Sagen, Pfaffnau

Grossmutter
Purtschert-Scheidegger Elisabeth

Urgrossvater:
Purtschert-Büttiker Anton, 8.2.1833 - 12.3.1920, Knecht, Pfaffnau

Ur-Urgrossvater
Purtschert-Schwyzer Anton, 18.5.1803 - 1854, Schreiner, Altweg, Pfaffnau

Ur-Ur-Urgrossvater:
Purtschert-Ambühl Johann Vinzenz, 11.4.1758, Schreiner, In der Weid, Pfaffnau

Ur-Ur-Ur-Urgrossvater:
Purtschert-Muri Niklaus, 19.4.1717 - 16.11.1796, Bauer und Maurer, In der Weid, Pfaffnau

Ur-Ur-Ur-Ur-Urgrossvater:
Purtschert-Widmer Silvester, 22.1.1683, Bauer und Maurer, In der Weid, Pfaffnau

Vorfahren mütterlicherseits

Grossvater (Vater der Mutter)
Hiltbrunner-Schärli Josef, 26.4.1870 - 29.12.1950, von Luthern, in Altbüron, Buchwald

Grossmutter (Mutter der Mutter)
Hiltbrunner-Schärli Franziska, 6.10.1886 - 24.7.1957, von Luthern

Buchwald in Altbüron Sitz des Grossvaters mutterseits

Hier fand offensichtlich eine Familienzusammenkunft auf Buchwald, Altbüron statt. Vermutlich war es anlässlich der Verlobung meiner Eltern.
Von links: Josef Purtschert-Scheidegger, Franziska Hiltbrunner-Schärli, Josef Hiltbrunner-Schärli, Elisa Hiltbrunner (meine Mutter), Nina Purtschert (Schwester meines Vaters) Hans Purtschert (Vater) und Anton Hiltbrunner.

Urgrosseltern:
Hiltbrunner-Frank Josef, 1833 - 1909
Schärli-Ernst Anton und Franziska, 1848 - 1926, bzw. 1850 - 1925

Ur-Urgrosseltern
Hiltbrunner-Erni Josef, 1799 - 1879

Ur-Ur-Urgrosseltern
Hiltbrunner-Birrer Xaver, 1762 - 1838, Palmegg, Luthern

Die Palmegg, hoch über Luthern, ist der Herkunftsort des Grossvaters Josef Hiltbrunner-Schärli, die Grossmutter Franziska Hiltbrunner-Schärli stammte ebenfalls von Luthern, Badhüsli (ganz in Dorfnähe).

Meine Onkel und Tanten (väterlicherseits)

Die Familie Josef Purtschert-Scheidegger war eine Grossfamilie mit zehn Kindern, drei Mädchen und sieben Knaben.

Zusammenkunft der Onkel und Tanten um 1970, vermutlich bei einem Heimaturlaub von Oskar.
Von links: Ferdinand, Ernst, Josef, Nina, Oskar, Elisabeth, Klara, Hans, Xaver, Vinzenz

❖ **Elisabeth Trachsel-Scheidegger**, 1906-1985
Die Grossmutter hatte „vorgesorgt“ und die Tochter Elisabeth in die Ehe gebracht. Elisabeth heiratete 1937 Gottfried Trachsel. Sie wohnten in Oberönz und dann in Althäusern (Freiamt), wo Gottfried Trachsel in der mechanischen Werkstätte seine Erfindung, eine Flügelpumpe, herstellte. Uns Jugendlichen machte er Eindruck mit seinem legendären Citroen Avant (Französisches Gangsterauto).
1 Sohn Gottfried

❖ **Josef Purtschert-Bättig**, 1908-1990.
Josef heiratete 1933 Rosa Bättig. Drei Kinder Rosa, Heidi und Josef. Die Familie wohnte viele Jahre im Grod. Josef war als Färber in der Firma Müller, Strengelbach tätig.

❖ **Ferdinand Purtschert-Ramseier,** 1910-1995
Ferdinand heiratete 1939 Marie Ramseier. Viele Jahre wohnte die Familie mit Sohn Walter und den Töchtern Maria und Elisabeth in Langnau, dann im Altweg und Sagen, Pfaffnau und wieder in Langnau. Töchterchen Bernadette starb an Kinderlähmung.
Ferdinand arbeitete ebenfalls als Färber bei Müller, Strengelbach.

❖ **Nina Kreienbühl-Purtschert**, 1914-1993
Nina heiratete 1940 Hans Kreienbühl. Die beiden waren meine Paten. Ich pflegte stets zu sagen, dass ich die schönste Gotte der Region habe. Als Näherin hatte sie vor allem auch für die eigenen Familien viel Arbeit.
Die Familie wohnte mit den drei Buben Hans, Xaver und Vinzenz im Altweg, später in einer kleinen Wohnung der Handlung Studer. Bis ins hohe Alter war meine Gotte als Ausläuferin der Metzgerei des Sohnes Hans mit dem Velo unterwegs. Den Lebensabend verbrachten Nina und Hans im Murhof, St. Urban.

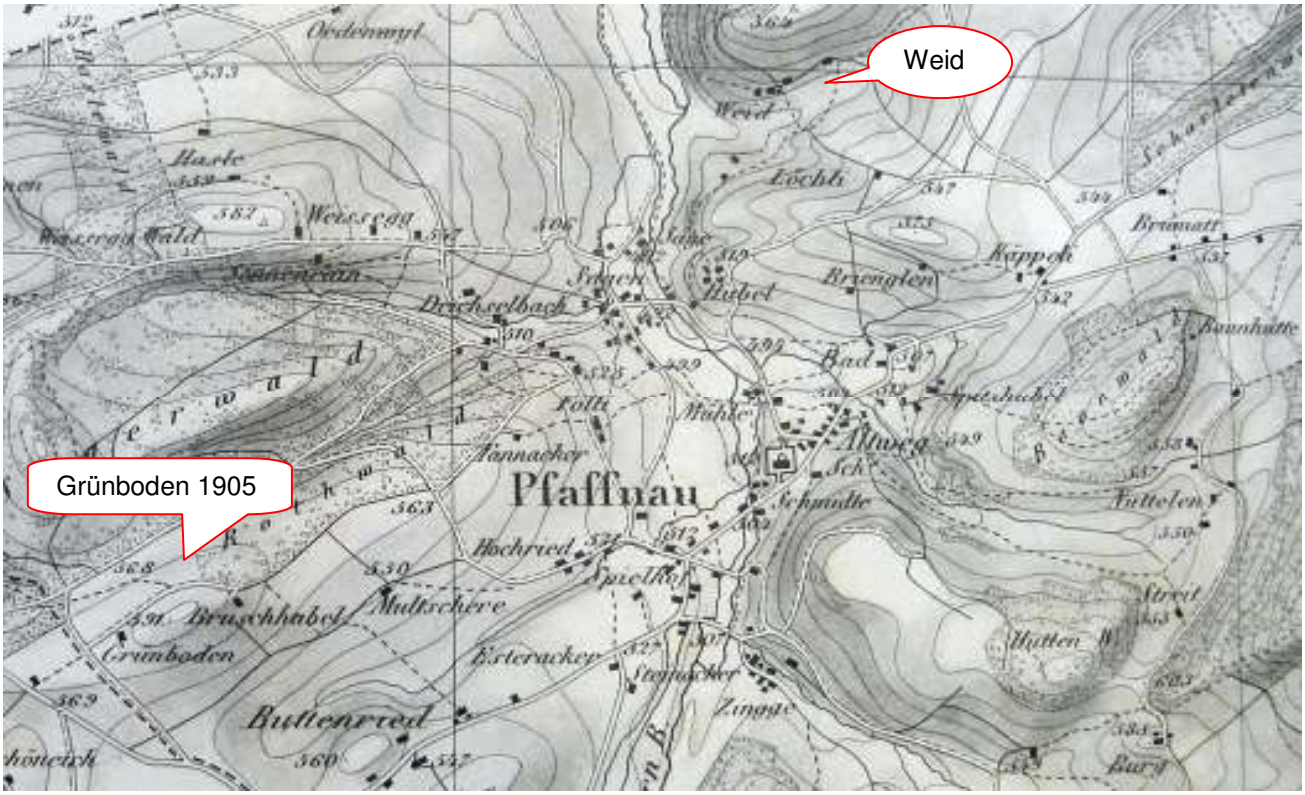
❖ **Klara Waldmeier-Purtschert,** 1916-2008
Mit 92 Jahren durfte Tante Klara ein hohes Alter erreichen. Ihr grosser Stolz war ihre Tochter Klara in Basel. Und wenn sie von ihrer Tätigkeit als Kinderkrankenschwester erzählte, kam sie ins Schwärmen. Die letzten zehn Jahre war ich öfters mit ihr zusammen. Da erfuhr ich auch einige Fakten von früher für meine Chronik. Eine ihrer letzten Freuden konnte ich ihr bieten, als wir 2003 den Grünboden, ihr Heim der Jugendzeit, besuchten. Beim Cousintreffen 2006 im Löwen St. Urban trug Klara ein langes Gedicht aus ihrer Schulzeit vor. Sie hatte ein Gedächtnis von dem man nur träumen kann.

❖ **Vinzenz Purtschert-Keist,** 1919-2004,
Vorarbeiter bei der Firma Siegfried, Chem., Zofingen.
Die Familie wohnte mit den Kindern Rita, Margrit, Robert und Heidi im selbst gebauten Eigenheim in Vordemwald.

❖ **Oskar Purtschert-Holenstein**, 1920-2013
Käsermeister, in Ibarra, Ecuador, Südamerika
Seit 1949 lebte Oskar mit seiner grossen Familie in Südamerika. Fünf Knaben und drei Mädchen wuchsen heran.
Mit den Floralp-Produkten wurde Oskar zum erfolgreichen Unternehmer eigener Prägung. Vgl. die nachfolgenden Ausführungen. (Bild 2008 beim Besuch in der Schweiz)

❖ **Ernst Purtschert-Maurer**, 1922-2000
Das Handwerk des Sägers liebte er sehr. Die Sägereien St. Urban und dann in Zollbrück waren seine Stationen.
Drei Buben ergänzen die Familie.

❖ **Xaver Purtschert-Senn**, 1924-1995
LKW-Chauffeur/Altstoffhändler. Langjähriger Chauffeur der Egli Mühle in Nebikon. In unseren jungen Jahren war Xaver der Einzige in unserer Familiensippe, der ein Auto besass, nebst Gottfried Trachsel. Onkel Veri besorgte uns 1948 den Zügeldienst vom Grünboden nach der Fontanne.
Ich sass damals erstmals in meinem Leben in einem Motorfahrzeug. Wie oft bestaunten wir wohl seinen Töff „Motosacoche“, als er auf Besuch in die Fontanne kam.
Seine Familie mit acht Mädchen und fünf Knaben wuchs zur Grossfamilie heran. Nebikon, Buchs und Dagmersellen waren die Wohnorte.



Kopie von der topografischen Dufourkarte 1864. In der Weid standen damals drei Gebäude. Um die Mitte 1800 wurde die Schlosserei von Schlossermeister Vinzenz Purtschert in eine Wohnung umgebaut. In diese Zeit fiel auch das Ende der Kirchenbauten im Kanton Luzern. Wohl etliche Turmkreuze und Fenstergitter entstanden in dieser Schlosserei.

Unser Amerika-Onkel

Onkel Oskar hat bei mir stets Bewunderung ausgelöst. Als er 1949 nach Südamerika zog, war ich ja erst zehn Jahre alt. Einen Monat soll die Reise mit Bahn und Schiff gedauert haben.
Just 60 Jahre später titelt „Swissinfo.ch“ im Internet: (wörtliche Widergabe der Publikation vom 14. Februar 2008)

Ein Schweizer Unternehmer eigener Prägung in Ecuador

„Eigentlich ist Oskar Purtschert verantwortlich dafür, dass Schweizer Käse in diesem lateinamerikanischen Land geschätzt und gefragt ist. Abenteuerlust und Beharrlichkeit zeichnen sein Leben aus.
Gruyère, Tilsiter, Raclette, Quark, Mozarella, Parmesan, Cheddar, Camembert und andere schweizerische, französische und holländische Käsesorten dürfen bei gesellschaftlichen Anlässen nicht fehlen.

Das Unternehmen mit demselben Namen einer berühmten Schweizerfirma ist ein Familienbetrieb mit einem Jahresumsatz von mehr als 7 Mio. Dollar. Es beschäftigt 110 Angestellte und sorgt für 1000 indirekte Arbeitsplätze und produziert umweltfreundlich.

Geschäftsführer Norbert Purtschert, Betriebswirtschafter und spezialisiert auf Milchverarbeitung und Käseherstellung, ist überzeugt, dass der Erfolg von Floralp dem humanen und disziplinierten Charakter des Patriarchen Oskar Purtschert zu verdanken ist.

Visionär und unternehmungslustig
Norbert Purtschert, das sechste von sieben Geschwistern, strahlt vor Stolz und Bewunderung, wenn er die Zeit zurückdreht und sich an das schwierige Leben seines Vaters erinnert.
Als Oskar Purtschert 1949 die Molkereischule in Rüti ZH abschliesst, träumt er von neuen Wegen. So packt er ein zweijähriges Vertragsangebot in Ecuador beim Schopf und wandert mit seiner Gattin aus. Der erste Versuch von 1949-1951 scheitert, da reife Käse im Land des Aequators unbekannt sind. Purtschert folgt der Einladung eines Schulfreundes nach Canals in der Nähe von Mendoza (Argentinien). Doch vor seiner Abreise nimmt er an einer Messe in Cuenca teil und besiegelt seine berufliche Zukunft.
Der damalige Präsident Ecuadors, Galo Plaza, ist beeindruckt und schlägt ihm vor, auf seinem Landgut in Zuleta (Imbabura) Schweizer Käse herzustellen. So bleibt Purtschert nur zwei Jahre in Argentinien, um dann fünf Jahre in Zuleta und sieben in San Gabriel zu arbeiten. Inzwischen ist die Familie gewachsen, und mit schon sechs Kindern steht Oskar Purtschert vor der Wahl zu bleiben oder in die Schweiz zurückzukehren. Er beschliesst zu bleiben und gründet 1964 seine eigene Molkerei: Floralp mit Sitz in Ibarra.

Preis der Unabhängigkeit
Die tägliche Arbeit der Purtschert besteht nun im Aufkleben von Etiketten, Falten von Kartonschachteln, Versiegeln von Einmachgläsern, Verkauf etc.
Die Söhne haben inzwischen das Universitätsstudium abgeschlossen: Soziologie, Psychologie, Betriebswirtschaft, um Floralp ab 1976 in ein richtiges Familienunternehmen mit schweizerisch-latinischer Synergie zu verwandeln. „Das Zusammenspiel von Disziplin, Ordnung und Pünktlichkeit einerseits und die Fröhlichkeit, Unternehmenslust und Improvisationsfähigkeit der Latinos anderseits führten zu einer Synergie, um beide Pole zu potenzieren und eine gutes Betriebsklima zu schaffen“, betont Norbert Purtschert. In den 90er-Jahren ist Floralp zu einem Gütezeichen geworden. Die Erzeugnisse sind in Restaurants, Hotels, im Catering Service und in Supermärkten zu finden.

Die Lieferanten sind Kleinbauern
Norbert Purtschert leitet Floralp seit drei Jahren in der Tradition seines Vaters weiter: 120 Kleinbauern mit 3-5 Kühen, die ihrerseits in Kleinunternehmen organisiert sind, beliefern sein Unternehmen. Die Zahlen sprechen für sich: Monatlich verkauft der Betrieb in Ibarra 8000 Liter pasteurisierte Milch und 40 Tonnen Käse. 2007 gewann der Familienbetrieb sogar die internationale Auszeichnung „Pyme Andina 2006-2007“ bei einer Beteiligung von 176 Unternehmen aus vier Andenstaaten.“
Soweit Zitat aus Swiss-Info.

Besuche in der Heimat
Die letzten zehn Jahre nahm es Oskar etwas ruhiger. Am 1. Dezember 2010 feierte er den 90. Geburtstag. Seine Besuche waren für die Verwandtschaft jeweils eine grosse Freude. Für ihn auch eine strenge Zeit, denn die Angehörigen verteilen sich über die halbe Schweiz, Aargau, Basel, Bern, Luzern, Zürich bis St. Gallen.
Das Cousinen- und Cousintreffen vom 24. August 2008 in Ohmstahl war ein besonderer Anlass. Tante Klara hat mit 92 Jahren ein Gedicht aus ihrer Schulzeit vorgetragen, obschon die Kräfte an ihr zerrten. Zwei Monate später hat sie sich in die Ewigkeit verabschiedet.

Am 19. Februar 2013 starb Oskar im 93. Lebensjahr an Herzversagen.

Meine Nachkommen

- **Brigitte**, geb. 22.5.1964, Lehrerin in Kriens seit über 20 Jahren, wohnhaft in Sarnen, Enetriederstrasse 40

Partner Toni Bucher, Lehrer/IT-Techniker beim Kanton Luzern

- **Markus**, geb. 22.4.1966, Bautechniker/Geschäftsführer bei Wiederkehr Gerüstbau AG, Buchrain, verheiratet mit Steiger Theres, Hofmattweg 10, Buchrain LU

- Celine, geb. 5.7.1994
- Tamara, geb. 24.7.1996

- **Daniel**, geb. 12.10.1972, Kaufmann, verheiratet mit Crockett Camille, Lehi, UT, USA

- Emily, geb. 13.3.1997
- Brayden, geb. 22.12.1998
- Hans, geb. 14.1.2001
- Ethan, geb. 3.4.2003
- Heidi, geb. 7.12.2005

- **Adrian**, geb. 15.1.1974, Metallbauschlosser, Prozessfachmann bei Ruag, Oberpfaffenhofen D, verheiratet mit Häfliger Corinne, Littau, in Landsberg am Lech, Bayern

- Elena, geb. 30.3.2001
- Julia, geb. 4.3.2004
- Carina, geb. 22.9.2007

Im Abschnitt „Familie“ ist mehr über die Kinder zu erfahren.

Der Geburtsort

Grünboden, Pfaffnau

Mein Geburtshaus „Grünboden“ wurde 1904 von Ferdinand Scheidegger gebaut. Westlich davon liegt die Stammliegenschaft „Grünboden“. In Tauf-, Ehe- und Todesregistern oder in Hypothekarbüchern von Pfaffnau wird sie auch Grundboden oder Gründboden bezeichnet.

Grünboden (Aufnahme Oktober 2006)

Ein kurzer Blick in die Geschichte über die Entstehung des „Grünboden“
Gebäude-Nr. 225, für die Zeit von 1904 bis 1947:

(Auszug aus den Kaufsprotokollen der Gemeindekanzlei Pfaffnau)

1905 13. Juni
Wilhelm Scheidegger, Landwirt auf dem Brüschhubel, von und zu Pfaffnau verkauft dem *Ferdinand Scheidegger,* im Zinggen, das Grundstück „Allmend“ im Grünboden mit ungefähr eine Kuh, 36 Aren für Fr. 900.--. Im selben Zeitraum muss über Wilhelm Scheidegger der Konkurs erlassen worden sein, denn der Gemeinderat von Pfaffnau und das Konkursamt in Reiden haben dem Kaufbrief und Fertigung zugestimmt.

Als „NB“ ist vermerkt: „Das auf diesem Grundstück letztes Jahr neu erstellte Haus wurde vom Käufer erbaut.“
Der Grünboden wurde somit 1904 gebaut.

1909 18. Juni
Ferdinand Scheidegger*,* Landwirt im Zinggen, verkauft dem *Xaver Scheidegger,* Melker im Zinggen, das Wohnhaus und 36 Aren Land für Fr. 2700.--.

1918, 4. September
Xaver Scheidegger*,* Waldarbeiter im Grünboden, verkauft an *Vinzenz Peter,* Landwirt und Bannwart im Grünboden, für Fr. 8000.--.

1922, 5. Juni
Vinzenz Peter*,* Bannwart und Landwirt, Grünboden verkauft an *Johann Blum,* Irrenwärter, von und zu Pfaffnau das Gebäude und die zwei Grundstücke Allmend mit 7200 m2 zu Fr. 6900.--.

1924, 24. Oktober
Johann Blum*,* Landwirt, Grünboden, verkauft dem ***Josef Purtschert****,* Fabrikarbeiter, von und zu Pfaffnau, Sagen, mit Nutzen und Schadenanfang auf 24. Februar 1925 Gebäude und Grundstück für Fr. 10'500.-- (mein Grossvater).
Erstmals werden im Kaufvertrag die Zugaben erwähnt, u.a. 1 Kuh, 1 Schwein oder den Betrag von Fr. 40.--, 5 Hühner, 1 Hund, 1 Brückenwägeli, 1 Karren, 1 Güllengohn, 1 Mist- und 1 Grasgabel, 1 Kuhgeschirr, 2 Sensen samt Dangel und Hammer usw.
Hier treten die zehn Kinder der Familie Josef Purtschert-Scheidegger das Erwachsenenalter an.

1937, 24. April
Josef Purtschert, Grünboden, verkauft seinem Sohne ***Johann Purtschert***, Fabrikarbeiter, Grünboden, um die Kaufsumme von Fr. 12'479.--, d.h. um das Verschriebene samt ausstehenden Zinsen und Marchzinsen.
An Zugaben war anstelle der Kuh eine Ziege, nebst annähernd den oben erwähnten Gegenständen vermerkt.

Das Heimwesen um 1939. Rechts neben der Person im Hintergrund erkennt man das Rad für das Schöpfen des Wassers aus dem ca. sieben Meter tiefen Sodbrunnen.

Aufgrund der während der Besitzesdauer errichteten Gülten, sowie einer Verfügungsbeschränkung für eine Betreibung von 200 Franken und dem Umstand, dass keine Amortisationen getätigt wurden, ist doch zu erkennen, dass Familienvater Josef Purtschert-Scheidegger eine schwere Zeit zu überstehen hatte. Es war in den Krisenjahren vor dem 2. Weltkrieg. Johann Purtschert hatte im Hause einiges verändert. Er erneuerte den Stall und baute auch einen Schweinestall in den Schopf. Die Mauern mit den Kalksandsteinen dürfen sich noch heute sehen lassen. Sogar die Fenster schreinerte er selber.

1947, 13. November
Johann Purtschert, 1912, Färbereiarbeiter und Landwirt im Grünboden, verkauft dem ***Xaver Scheidegger***, 1881, Waldarbeiter und Landwirt, Grünboden, um die Summe von Fr. 12'000. Grundpfandrechte sind Fr. 10'400 zu übernehmen. Xaver Scheidegger war der frühere Besitzer.
In den Kauf wird gegeben: 1 Elektromotor, 1 Seilwinde, 135 m Güllenrohre, 1 freistehender Feuerherd, 1 Schnegg.

Zur Verständigung sei erklärt: Wilhelm Scheidegger war der Vater und Ferdinand, sowie Xaver Scheidegger waren die Brüder von Grossmutter Elisabeth Purtschert-Scheidegger.

Grossvater Josef Purtschert-Scheidegger zog mit seiner Familie um 1920 vom Reidermoos in die Sagen, Pfaffnau. Dort erhielten sie eine Wohnung für die Grossfamilie. Die Grossmutter Elisabeth Purtschert-Scheidegger sehnte sich so sehr nach dem Wohnort ihrer Jugendzeit. Ihre Eltern bewirtschafteten die Stammliegenschaft Grünboden. Und so zog die Familie um 1925 in den Grünboden auf das kleine Heimwesen am Waldrand.

Sagen, das erste Domizil in Pfaffnau der Familie Josef Purtschert-Scheidegger (Mitte)

Das Bild ist 1934 vermutlich am Waldrand beim Grünboden entstanden. Von Links: Oskar, Ferdinand, Xaver, Elisabeth, Hans, Katharina (Nina) Ernst, Josef, Vinzenz und Klara. Sitzend: die Eltern.

Mutter Elisabeth Purtschert-Scheidegger war ihrer Kinderschar sehr angetan, sie war besorgt für alles. Ein Zobig war immer auf dem Tisch, wenn wir Kinder von der Schule heimkamen, erinnert sich Tante Klara. Viele Jahre machte meine Grossmutter Heimarbeit und ihre Spezialität waren gestickte Tücher.

1938 heiratete mein Vater Johann Purtschert Elisabeth Hiltbrunner vom Buchwald, Altbüron. In dieser Zeit verkaufte der Grossvater das Haus „Grünboden“ an meinen Vater.

Während des 2. Weltkrieges war der Grossvater Josef Purtschert-Scheidegger öfters bei uns im Grünboden. Er half aus, weil mein Vater im Militärdienst war. Der Grossvater war als Wegmacher bei der Gemeinde angestellt. 1944 stellte er an den Gemeinderat Pfaffnau das Gesuch um Übernahme der Kosten für zwei Velopneu. Diese kosteten 35 Franken und waren für damals sehr teuer. Er hatte das Werkgeschirr stets an das Velo gebunden, das als Transportmittel zu dienen hatte. In der Regel waren es mindestens drei bis vier Werkzeuge: die relativ schwere Grabaxt, eine Hacke, eine Schaufel und ein Besen. Der Gemeinderat lehnte aber ab mit der Begründung, dass er während der letzten 16 Monate 1400 Franken Lohn erhalten habe und so die Velopneu selber bezahlen könnte.

Karbidlampe am Velo meines Grossvaters
(Seit meiner Bubenzeit bis heute in meinem Besitz)

Meine Jugendzeit im Grünboden

Am 2. Juli 1939 machte sich im „Grünboden“ junges Leben bemerkbar. Bereits am 4. Juli war die Taufe in der Pfarrkirche zu Pfaffnau. Taufpriester war Pfarrer Alois Koch. Patin war die Schwester des Vaters, Katharina Kreienbühl-Purtschert und ihr Mann Hans Kreienbühl war Pate. Damals war vom Glauben her bestimmt, dass die Neugeborenen innert drei Tagen getauft werden müssen. Es war dann leider so, dass die Mutter bei der Taufe und anschliessendem Fest meistens nicht dabei sein konnte. Heute nicht mehr vorstellbar, eine solche Einstellung.

Das einzige Bild von mir und meinem Bruder Toni aus der Kinderzeit um 1942.

Wie ein Hexenhäuschen steht es heute noch dort am Waldrand im Grünboden, Pfaffnau, mein Geburtshaus. Mittlerweile hat es einige Veränderungen in Anbauten und Gestaltung erhalten. Die Mutter hatte keinen leichten Stand, denn genau zwei Monate nach meiner Geburt, am 2. September 1939, musste der Vater aufgrund der allgemeinen Mobilmachung in den Militärdienst einrücken. Bis 1944 waren es gegen tausend Diensttage. Als Fabrikarbeiter bei der Färberei Müller, Strengelbach, hatte der Vater keinen Lohnersatz. Das kannte man damals noch nicht.

Das Heimwesen genügte für eine Kuh und ein bis zwei Schweine. Es blieb der Mutter nichts anderes übrig, als möglichst viel aus dem „Pflanzblätz“ herauszuholen.

Noch erinnere ich mich an die Erzählungen der Mutter, dass sie fast kein Holz zum Heizen hatte. Als kleiner Bub musste ich im nahen Wald Tannenzapfen sammeln. Selbst die kleinsten Hölzer sammelte die Mutter in ihrer Schürze ein. Es war eine harte Zeit für die Mutter und den Vater. Infolge der starken Krampfadern an den Beinen, wurde der Vater schliesslich 1944 vom Aktivdienst dispensiert.

Vom Militärdienst zurück, baute der Vater einen Schweinestall aus Kalksandsteinen, der heute noch intakt ist. Alles natürlich in der Freizeit, am Abend und Samstag.

Rechts: Ein einziges Bild als Kleinkind von mir im Alter von ca. 1 ½ Jahren mit der Gotte

2. Juli zwöi jährig und plumps

Wie auch heute noch, war ich schon damals neugierig und fragte die Mutter nach dem Alter. „Am zwöite Juli zwöi jährig“, sagte sie. Diesen Satz hätte ich immer wiederholt, bis ich mal rücklings in einen Wascheimer mit Wasser fiel. Drei Jahre später hing mein Leben an einem Faden. Wie damals vielerorts üblich, war das WC-Häuschen über der Jauchegrube positioniert. Ich erkletterte den Abort (WC), der Deckel kippte. Zum Glück erblickte mich meine Mutter, als ich an den Armen hängend herunterzufallen drohte.

„Ranzetätsch“ vom Nachbarn erhielt ich als Fünfjähriger. Am Waldrand machte ich ein kleines Feuer und der Nachbarsbauer fand, das könnte gefährlich werden. „Au, tat das weh!“

Schulzeit

Das stattliche Schulhaus von Pfaffnau wurde 1902 erbaut und 2002 total renoviert. Hier besuchte ich die 1. und 2. Klasse bei Lehrer Blum.

1946 war für mich Schulbeginn. Das imposante Schulhaus war für zwei Jahre mein Schulort. Die Wegstrecke war gegen eine halbe Stunde. Ich konnte nie früh genug von zuhause weg, denn ich wollte keinesfalls den Schulbeginn verpassen. Und wie es sich damals gehörte, musste jeweils am Mittwoch die Schulmesse besucht werden und zwar um sieben Uhr morgens. Um ja sicher zu sein, stellte ich am Vorabend die Wanduhr um eine Stunde vor. Es war damals die einzige Uhr im Haushalt. Die Sackuhr trug der Vater nur am Sonntag. Der Vater hatte gar keine Freude, dass er eine Stunde zu früh bei der Fabrik ankam. Sein Verkehrsmittel war selbstverständlich das Velo, und eine Rückfahrt lohnte sich nicht. Man kann sich vorstellen, dass ich am selben Tag mit einem unguten Gefühl dem Heimkommen des Vaters am Abend entgegensah.

Fotoshooting in der 1. Klasse
Was will nun der Mann unter dem schwarzen Tuch machen, dürfte ich gedacht haben.

Das prachtvolle Eichenportal mit den kunstvollen Schlosserarbeiten des 1902 gebauten Schulhauses hinterliess bei mir einen nachhaltigen Eindruck.

Sonntagsausflüge

Zwei oder drei Mal pro Jahr war ein Sonntagsausflug auf dem Programm. Der Besuch zu den Eltern meiner Mutter im Buchwald, Altbüron, war anstrengend. Der Fussmarsch auf Naturwegen mit dem Kinderwagen forderte Vater und Mutter echt, zumal sich ein Rad des alten Kinderwagens des öftern selbständig machte. Die Kilbi in Pfaffnau oder St. Urban waren die weiteren Ausflugsziele, selbstverständlich auch zu Fuss.

Geburtsgebrechen von Schwester Elisabeth

Eine grosse Sorge für die Eltern, besonders für die Mutter, war das Geburtsgebrechen von unserer Schwester Elisabeth, die am 3.12.1944 geboren wurde. Beide Füsse waren nach innen gerichtet, so genannte Klumpfüsse. Als einjähriges Mädchen hatte sie eine schwere Operation durchzustehen und musste bis zur Schulzeit an beiden Beinen Metallschienen tragen. Und seither ist sie auf Spezial-Schuheinlagen angewiesen.

Für die Mutter war es wahrhaft eine Riesenaufgabe, mehrmals nach Zürich in die Klinik Balgrist zu fahren. Vom Grünboden eine halbe Stunde zu Fuss nach Paffnau, dann mit dem Postauto nach Reiden und anschliessend mit der Bahn nach Zürich. Vom Hauptbahnhof war noch das Tram bis zum Balgrist zu benützen. Der Vater und wir Kinder erlebten Horror, als die Mutter bei einer solchen Konsultation rücklings vom Tram fiel, Elisabeth in den Armen, und sich dabei am Kopf schwer verletzte. Bis spät in die Nacht warteten wir. Im Grünboden gab es kein Telefon, heute wäre das Mobiltelefon zur Stelle.

Vererbung in der Familie
Das Geburtsgebrechen „Klumpfuss“ ist eine Erbkrankheit. Walter Purtschert, 1940, Sohn von Ferdinand Purtschert (Bruder meines Vaters) war damit konfrontiert. Zudem war Toni, Sohn meines Bruders Anton, Opfer dieser Krankheit (Bild vorstehend).
Betrachtet man das Bild von Toni (im blauen Jäckli auf Seite 18), so ist leicht fassbar, welch grosse Aufgabe meine Mutter und die Mutter von Toni, Trudy Purtschert-Stadelmann, zu bewältigen hatten.

Der Vater, ein Allroundman

Mein Vater konnte keine Berufslehre machen. Er hatte aber ein grosses handwerkliches Können. So erinnere ich mich noch gut, als er im Grünboden mit Kalksandsteinen einen Schweinestall baute.
Sorgen bereitete stets das Wasser, das im Sodbrunnen im Garten vielfach versiegte. Tante Klara Waldmeier-Purtschert, 1916, erzählte 2005, dass sie als Kinder das Wasser öfters bei der Quelle „Hirzenbrünnli“ holen mussten.

Sodbrunnen im Garten, zirka 7 Meter tief, gedeckt mit einem Eisendeckel
Fotoaufnahme 2007

Kalksandsteinmauerwerk des Stalles

Vom Sodbrunnen zum Pumpwerk
Der Sodbrunnen im Garten lieferte zusehends weniger Wasser. Zudem war es mühsam, dieses Wasser mit der Handpumpe hoch zu fördern. In der Bodensenke, etwa 70 Meter vom Haus entfernt, fand der Vater einen Wasserlauf. Diesen hat er mittels „Rüteln“ entdeckt. Ich sehe ihn heute noch, wie er auch später in der Fontanne mit zwei gekreuzten Weidenruten den Boden absuchte. Wenn sich die Ruten immer wieder am gleichen Ort senkten, war Wasser zu vermuten. Dann musste noch die Sackuhr als Pendel herhalten. Beim entsprechenden Ausschlagen des Pendels wurde Wasservorkommen vermutet.

In der Senke „Grünboden“ baute der Vater einen Betonschacht als Wasserfassung. Im oberen Bereich des Schachtes montierte er die Pumpe und den Elektromotor. Zum Haus hatte

er eine Bodenleitung verlegt. Als Reservoir stellte er zwischen Strasse und Haus eine grosse Betonröhre. Diese stand fast auf der gleichen Höhe wie die Küche. Bad hatten wir keines, es brauchte nur Wasser für die Küche und den Stall. Noch ist mir in Erinnerung, wie eines Tages Pumpe und Elektromotor im Fassungsschacht unter Wasser waren. Der Motor war „futsch“.

Im Bereich des roten Kreises lag die Wasserfassung

Damit die Pumpe bei gefülltem Reservoir abschaltete, erforderte es eine entsprechende Einrichtung. Fühler, Schaltuhren und Sensoren gab es damals noch nicht. Wie hatte er dies gelöst? Oberkant Reservoir war auf der Höhe der Küchendiele. Also montierte er unmittelbar unter der Küchendecke an die Wand ein Gefäss. Durch den maximalen Wasserstand hatte der Kugelschwimmer im Gefäss die Stromzufuhr zum 100 Meter entfernten Motor abgeschaltet.
Seit 1970 ist diese Einrichtung nicht mehr in Betrieb. Der heutige Eigentümer ist an die Gemeindewasserversorgung angeschlossen.

Elektromotor und Seilwinde

Damit der Vater das Gras und Heu am sanften Abhang nicht von Hand heim schleppen musste, hatte er im Schopf eine Seilwinde platziert. Den Elektromotor hatte er unterhalb der Decke angeschraubt. Unmittelbar daneben montierte er eine Stahlwelle mit zwei Riemenscheiben (sogenannte Transmission), womit er im Schopf die Kreissäge betreiben konnte. Obschon seit Jahrzehnten nicht mehr im Betrieb, ist diese Anlage heute noch im Schopf vorhanden. Das Bild von 2009 zeigt dieselbe. Da Lederriemen sehr teuer waren, verwendete der Vater alte Güllenschläuche für den Betrieb der Transmission. Auch dies ist auf dem Bild erkenntlich. Diese Maschinerie war bis ca. 1970 in Gebrauch.

Das legendäre „Velotöffli“

Kleinmotorräder, Mopeds kannte man unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg kaum. Ich mag mich noch an das „ NSU-Quickly“ erinnern, das einige Jahre später den eigentlichen Beginn dieser Motorfahrzeugkategorie darstellte.

Die Heimfahrt von der Fabrik war für den Vater etwas mühsam, denn von Strengelbach zum Grünboden war eine beachtliche Höhendifferenz zu bewältigen. Man bedenke, dass die zehn Stunden dauernde stehende Arbeit in der Fabrik sehr anstrengend war.
Der Vater hatte ein „Frank"-Velo mit einem starken Rahmen, dementsprechend schwer. Übrigens, der Konstrukteur dieses Velo, Frank Anton, wurde im Dezember 2002 100 Jahre alt.
Ein Töffli konnte sich der Vater nicht leisten, aber er kaufte irgendwo zwei Motoren der Marke „Zehnder". Sie dürften 50 oder 70 ccm Hubraum gehabt haben. Ich sehe den Vater heute noch, wie er den Motor (1946) zwischen den Velorahmen montiert hatte.
Und der Antrieb? An die Speichen des Hinterrades schraubte er einen Metallreifen, der die Motorkraftübertragung mittels Keilriemen aufnahm.
Welch Getöse und Geratter, wenn der Vater daher gefahren kam. Sozusagen nach jeder Fahrt musste er Schrauben nachziehen und Öl- oder Benzinflecken an den Kleidern feststellen. Der zweite Motor, das „Ersatzteillager", wurde immer schlanker und bald erwiesen sich die Speichen des Hinterrades und andere Teile des Velos als zuwenig robust. Und der Vater musste den Traum seines Töffs aufgeben.

Auf dem Bild ein anderer Typ Hilfsmotor, wie er einige Jahre später angeboten wurde.

Meine Jugendspielsachen
Die Spielsachen fertigte der Vater meistens selbst an. Mein Lieblingsspielzeug war ein Holzlastwagen von zirka 50 Zentimeter Länge (der war gekauft). Der Vater schreinerte einen Anhänger dazu.
Toni und ich hatten ein Trottinet aus Holz. Natürlich gab es öfters Streit, wer darf nun damit herumfahren. Eine kleine Holzschachtel mit farbigen Holzklötzli war unser gemeinsames Spielzeug.
Die ersten Ski bastelte mir der Vater und in der 2. Klasse erhielt ich neue Ski mit Kandaharbindung, der Federzug mit dem Hebel, der nach vorne zu kippen war.
Mein sehnlichster Wunsch war über viele Jahre eine Dampfmaschine. Immer und immer wieder galt meine Aufmerksamkeit den Spielsachen-Prospekten. Noch sehe ich auf den Bildern die Dampfmaschine mit der Öffnung für die Einfeuerung mittels Sprittabletten, den Dampfkessel und den Kolben, wie er das Pulli antreibt. Der Preis von rund 50 Franken war für meine Eltern nicht erschwinglich. Übrigens, dieselben Dampfmaschinen sind heute nach über 60 Jahren noch erhältlich und zwar zum selben Preis, je nach Grösse.

Sparkässeli für Liegenschaftskauf
Mein Sparkässeli, in welches vor allem die Göttibatzen und die Onkelbatzen kamen, hatte ich jeweils zur Darlehenskasse System Raiffeisen gebracht. Die Kassastelle war bei Lehrer Kreienbühl in der Nähe des Schulhauses in Pfaffnau. Vor dem Wegzug aus Pfaffnau sagte der Vater, ich solle mit dem Sparheftli und dem Kässeli zu Kreienbühl gehen und alles Geld holen. Ich brachte um die 75 Franken nach Hause. Es diente dem Vater für Zahlungen im Zusammenhang mit dem Kauf der Liegenschaft in der Fontanne. Dieser Betrag entsprach damals beinahe einem Zahltag des Vaters (Zahltag war alle zwei Wochen). Bild: Die Grabmatt am schroffen Felsen.

Von Pfaffnau in die Fontanne

Am 15.3.1948 erwarb der Vater von Martin Schmidig, 1883, die Liegenschaft „Grabmatt“ für 26’000 Franken, wovon 23’138 Franken Grundpfandrechte waren, also hatte er eine Barzahlung von 2’861 Franken zu leisten.

Im Nachhinein gesehen, hätte unsere Familie vielleicht eine bessere Zukunft gehabt, wenn der Vater bei der Färberei Müller pensioniert worden wäre, wie seine Brüder Josef und Ferdinand. „Fünf Kühe hält es aus, aber die Kühe halten es fast nicht aus“, pflegte ich später mein damaliges Domizil in der Fontanne zu charakterisieren. Die Liegenschaft Grabmatt war steil, und im Winter fehlte vielerorts die Sonne.
Weit und breit kein anderes Haus. Zum Glück war der Schulweg ins Gesamtschulhaus Fontannen nur rund 20 Fussminuten auf der ebenen Güterstrasse. Aber der Gang ins Dorf, zur Kirche und in die Kinderlehre nach Doppleschwand dauerte immerhin eine Stunde. Das Bild zeigt die Grabmatt im engen Tal der Fontanne. Links und rechts Felswände und steil ansteigende Wälder.

Bildaufnahme 2010 ab Hochwart, Steinhuserberg.

Ich war froh um den Wohnortswechsel, denn die 3. Klasse hätte ich in Pfaffnau bei Lehrer Vogel besuchen müssen. Dieser hatte gemäss meinen Onkeln den Ruf, ein böser Lehrer zu sein.

Palmsonntag
Der erste Sonntag am neuen Wohnort war der Palmsonntag. In Pfaffnau war es Brauch, dass viele Familien Palmenbäume zur Kirche brachten. Das waren drei bis vier Meter lange Stangen, an welchen Stechpalmen- und Grünpflanzenkränze befestigt waren, verziert mit Obst.
Der Vater bastelte für mich an einem Besenstiel einen Palmenkranz mit Äpfeln dazwischen. Diesen trug ich nach Doppleschwand. In der anderen Hand hatte ich das Missale, ein doppelt so grosses Messbuch wie das Laudate in Doppleschwand. Das Kirchenvolk schaute komisch, denn hier kannte man diesen Brauch nicht. Und auch das ominöse Messbuch beäugten die Leute. Und ich war doch so stolz auf das Buch mit den farbigen Bändern zwischen den Blättern. Ich hatte Mühe, meinen „Besen“ in der Bankreihe zu deponieren, alle anderen hatten nur einen Palmenstrauss bei sich. „Was ist das wohl für ein Neuer?“, mögen sie sich gefragt haben. Aber bald machte es die Runde: …“Ah von der Fontanne, ein Fontännler.“
Am nächsten Sonntag blieb das Missale zu Hause, ich erhielt vom Pfarrer ein Laudate.
Das Missale war ein ausführliches Messbuch, während das Laudate ein verkürztes Messgesangbuch war.

Weisser Sonntag mit Schreckensstunde
Mein erster Weisser Sonntag war bereits in der zweiten Klasse in Pfaffnau. Doppleschwand kannte die Erstkommunion erst in der dritten Primarklasse, und so erlebte ich ein zweites Mal dieses Ereignis im April 1948. Bekanntlich zügelten wir zwei Wochen zuvor in die Fontanne. Alles war fremd, der Kirchenweg von einer Stunde und die Kameraden. Pfarrer Grüter war darauf bedacht, den Kindern mit weitem Weg einen „Kommunion-Gspane“ vom Dorf zuzuteilen. Ich hatte das Glück, bei Josef Hofstetter, Waisenvogts, Hinterkirchen, zugeteilt zu sein. Er wohnte ganz in der Nähe der Kirche.
Was für eine Enttäuschung muss mein „Gspane“ erlebt haben, denn ich war beim Einzug der Erstkommunikanten in die Kirche nicht zugegen. Warum wohl?
Gut eine Stunde vorher wartete ich noch zuhause verzweifelt auf meine neue Kleidung. Meine Gotte, Nina Kreienbühl-Purtschert, Schwester des Vaters, war Näherin und nähte am Sonntag-Morgen meine Kleidung fertig. Ihr Gatte Hans war mein Götti und dieser fuhr am Morgen früh mit dem Velo von Pfaffnau in die Fontanne, eine Fahrzeit von rund drei Stunden. Welch ein Aufatmen, als er mit der Schachtel auf dem Gepäckträger in Sichtnähe war.
Flugs in die neue Kleidung und der Vater chauffierte mich mit dem Velo das Fontannental hinab. Zu Fuss ging es vom Stegacher noch rund zwanzig Minuten nach Doppleschwand hinauf. Kein Mensch mehr vor der Kirche, alle waren schon beim Beginn der Feier. Keuchend und schämend suchte ich in der ersten Bank meinen Kommuniongefährten.

Am Weissen Sonntag Festmenu des Jahres
Bis zur siebten Klasse war der Weisse Sonntag für mich jeweils ein Festtag. Es war Brauch, dass die auswärtigen Kinder beim „Gspane“ zum Mittagessen geladen waren, denn nachmittags musste man wieder zur Kirche. Die Mutter von Josef deckte den Tisch wunderschön. Es gab Pastetli und als Dessert eine herrliche Torte, was ich gar nicht kannte.
Zum Weissonntagsbrauch gehörte auch, dass der „Gspane“ nach der Nachmittagsfeier als Gegenbesuch zum Zobig eingeladen wurde. Ich schämte mich, Josef in die schwarze Küche der “Grabmatt“ einzuladen. Kuchen oder Torte konnte die Mutter nicht anbieten. Es gab Brot mit selbst gemachter Butter und Zucker drauf.

Damals gab es noch keine Einheitskleider für die Erstkommunionkinder. Nur die Mädchen trugen weisse Kleider bis zur siebten Klasse, was für viele Eltern eine kostspielige Sache war. Kinder aus besser situierten Familien erkannte man an modischen Gewändern. Bei Grossfamilien trugen die jüngeren Mädchen die Kleider der älteren Schwestern. Sie waren vielfach nicht mehr so weiss. Dash oder OMO Plus hätten diesen Gilb auch nicht mehr beseitigt.

Strenge religiöse Erziehung
Unser Heimwesen, die Grabmatt in der Fontanne, war das am weitesten entfernte Gehöft in der Kirchgemeinde Doppleschwand. Die Wegzeit betrug rund eine Stunde. Die Zeit um die Kirchenfeste war stets die strengste, vor allem die beiden Wochen vor und nach dem Weissen Sonntag. Fast jeden Tag am Morgen früh in die Kirche. Jeder erste Sonntag im Monat war „Monatssonntag“. Das bedeutete: am Samstag zur Beichte, Sonntagmorgen 6.00 Uhr oder 6.30 Uhr Empfang der Kommunion, 9.00 Uhr Hauptgottesdienst, 10.30 Uhr Christenlehre rund ¾ Stunden. Und weil der Pfarrer Alois hiess, legte er besonderen Wert auf die Absolvierung der Aloisius-Sonntage, nämlich während sechs Sonntagen nach dem Aloisius-Namenstag jeden Sonntagmorgen die Kommunion zu empfangen. Pfarrer Alois Grüter wusste genau, wer alle sechs Sonntage eingehalten hatte und er belohnte sie mit einem speziellen „Helgeli“.
Damals gab es den Empfang der Kommunion im Hauptgottesdienst noch nicht, daher der frühmorgendliche Gang nach Doppleschwand. Erst die Liturgie-Erneuerung 1964 brachte die „Erleichterung“. Ich hatte das Glück, nach all diesen morgendlichen Kommunionfeiern mei-

nen nüchternen Magen bei Familie Hofstetter, Hinterkirchen bei einem feinen Zmorge zu stillen. Übrigens mein erstes Weggli in meinem Leben erhielt ich dort. Im Sommer fand jeweils am ersten Sonntag des Monats eine kleine Prozession um die Kirche statt. Die grosse Prozession war jeweils am Fronleichnamstag (Herrgottstag).
Vier Kirchenräte trugen den Baldachin (Himmel), darunter der Pfarrer, der in höchst ehrwürdiger Haltung die goldene Monstranz trug. Dabei durfte er diese nicht mit blossen Händen anfassen, sondern nur mit dem eigens dafür vorgesehenen Schultermantel.

Der Herr Pfarrer auf Besuch
Eines Tages kam der hochwürdige Herr Pfarrer Alois Grüter von Doppleschwand auf Besuch. Zu Fuss, er hatte kein Auto. Sein langer, schwarzer Rock bis auf die Knöchel war von der staubigen Strasse doch etwas weiss geworden.
Auf dem Tisch erblickte er das „Gelbe Heft“, das von Ringier, Zofingen herausgegeben wurde. Die Eltern hatten diese Zeitschrift bereits in Pfaffnau abonniert. Einige Schluckbewegungen im dicken Hals des Pfarrers, und: „Ja, dieses Heftli gefällt mir gar nicht, ich bestelle euch ein anderes“. Zwei Wochen später überbrachte der Briefträger den „Sonntag“ vom Walter Verlag, Olten.

Firmung
1949 war Firmung in Doppleschwand. In den kleinen Ortschaften war alle fünf Jahre das Firmfest angesagt. Mein Vater kannte von früher den Bauern Sales Blum-Geiser, der um 1946 von Roggliswil auf die Hochwart, Steinhuserberg dislozierte. Er sagte als Firmpate zu. Es war üblich, dass die Paten die Firmlinge zu einem Essen einluden. Im Gegensatz zu anderen gab es keine Ausfahrt, denn mein Götti hatte kein Auto, er kam zu Fuss vom Steinhuserberg her. In der Linde Doppeschwand genossen wir eine Bratwurst und Hörnli. Dort überreichte er mir auch die Firmuhr. Ich besitze diese heute noch. (Bild rechts).

„Chelelöchli“ das mysteriöse Eisentürli in der Friedhofmauer
Die Grossmutter und die Eltern sprachen hie und da vom „Chelelöchli“. Wenn ein Kind zu früh geboren wurde und dieses nicht getauft werden konnte, wurde dieses dem „Chelelöchli“ übergeben. Meine Neugier entschwand nicht und ich wollte wissen, wo sich dieser Ort befindet. In Doppleschwand war die kleine Eisentüre in der Friedhofmauer auf der Ostseite gegen Schumacher Bucher. Leider wurde die Stätte in den letzten Jahrzehnten im Rahmen von Umgebungsarbeiten beseitigt. Auf Nachfrage bei meinem dort wohnhaften Schulkameraden Anton Bucher-Felder bekam ich die Antwort (5.2.2013), dass seine Eltern gelegentlich vom Wohnzimmer morgens früh oder abends spät eine solche Bestattung zu sehen bekamen.

Diese Kinderbestattungen waren früher ein Tabu, man sprach nicht darüber. Aus der Literatur weiss man, dass diese Grabstätten als Folge der hohen Kindersterblichkeit vor und bei der Geburt in den letzten zwei Jahrhunderten entstanden sind. Die religiöse Haltung von damals, dass ein Kind ohne Taufe nie in das Himmelreich komme, führte dazu, dass diese Kinder nicht in der geweihten Erde bestattet wurden.

Wohnhaus ohne Komfort

Das Haus mit Scheune „Grabmatt“ wurde um 1920 gebaut. Elektrische Energie gab es nicht. In der Stube war eine Petrollampe über dem Esstisch montiert. Diese Lampe ist heute beim jüngsten Sohn Adrian. Die Mutter gab sie mir in ihren älteren Tagen mit den Worten: „Sieh da, du musst auch was haben“. In der Küche hatte eine Wandpetrollampe für Licht gesorgt. Zwei „Sturmlaternen“ mit Petrol wurden für die Scheune und die übrigen Zimmer im Haus benötigt. Wo man sich bei Dunkelheit aufhielt, musste die Laterne mitgenommen werden. Vater und Mutter hatten stets eindringlich zur Sorgfalt gewarnt, wenn wir in die Scheune zum Stroh oder Heustock mussten. Mindestens alle zwei Wochen mussten wir Buben vom „Lädeli“ Bodenacher eine Fünfliterkanne Petrol holen. Im Jahr 2006 hatte mir meine Schwägerin Trudy eine Sturmlaterne von damals überlassen.

Uh, die kalte Winterszeit

Im Haus gab es kein Wasser. Es musste immer draussen im Schopf geholt werden. In bester Erinnerung sind mir die kalten Wintertage. Der fliessende Brunnen war am Morgen gänzlich eingefroren. Die Mutter füllte jeweils am Abend das Wasserschiff des Feuerherdes. Es dürften kaum zehn Liter gewesen sein. Aber wir konnten wenigstens den Waschlappen in lauwarmes Wasser tauchen. Bad und WC kannten wir natürlich nicht. Das WC war ausserhalb des Hauses auf der Jauchegrube. (Bild links). Welcher Komfort, wenn wir in der Schule aufs „Hüsli“ konnten!

Die Küche war äusserst primitiv eingerichtet, in einer Ecke der Holzfeuerherd mit zwei Löchern und einem Wasserschiff. Das so genannte Wasserschiff war ein rechteckiger, aus Kupfer gefertigter Behälter, zuhinterst im Kochherd platziert. Für die Wassererwärmung diente der in den Kamin austretende Rauch und die Abwärme aus dem Feuerherd. Im Schiff hatte immer Wasser zu sein, was tagsüber doch einige Liter Warmwasser ergab.

Keine Plättli in der Küche. Von Russ geschwärzte Wände. Der alte Betonboden musste dafür auch nicht immer gewischt werden, denn in der Ecke lag das Holz zum Feuern. Auf der anderen Seite der Küche führte die Treppe in das Obergeschoss zu den Zimmern von uns Kindern. Unter der Treppe das russgefärbte Küchenbuffet, über dem Kochherd an einem Eisendraht die aufgehängten Kochutensilien. Neben der Türe zur Stube war die Wandpetrollampe. Unmittelbar beim Hauseingang war auch der Stalleingang, und da war es nicht zu verhindern, dass allemal etwas Stroh oder sonstiges Zeug in die Küche gelangten. Auch Hühner hatten gelegentlich in der Küche Gastrecht und ergatterten sich Brosamen.

Über dem Kochherd öffnete sich die Rauchkammer. Irgendwann im Winter kam der Störmetzger und zauberte ein Säuli in den Kamin. Mich störte es stets, wenn anfänglich Fett auf den Kochherd tropfte, immer konnte man schliesslich nicht Rösti in der Pfanne haben.

Einen Kühlschrank kannten wir nicht. Im Keller gab es zwei Tablare, worauf Einmachgläser standen. Ferner war eine Kiste mit einem Deckel aus Drahtgefecht im Keller. Da lagerte das Brot für eine Woche. Der Bäcker kam am Montag und brachte jeweils sechs Brote von je zwei Kilo.

Der Kochherd in der Küche. Rechts davor war jeweils eine Holzbeige. Hinten links das Wasserschiff, der eigentliche Boiler mit rund 8 Liter Inhalt. Noch bestens erinnere ich mich, wie die Grossmutter auf diesem Herd Lebkuchen buk.

Zum Backen verwendete die Grossmutter eine Eisenpfanne mit Deckel. Den Teil legte sie in die Pfanne. Anschliessend entnahm sie dem Feuerloch Glut und legte diese auf den Deckel. „Moderne Unter- und Oberhitze“. Und der Lebkuchen schmeckte, vor allem, wenn sie diesen noch mit Birnenhonig bestrich.

Man kann sich kaum vorstellen, wie mühsam die Mutter den Haushalt besorgen musste. Kein Wasserhahn in der Küche. Kein Schüttstein. Das Geschirr wurde in einem Blechbecken (Zuber) abgewaschen, das jeweils auf dem Küchentisch oder auf einem Küchenstuhl platziert wurde. Jeden Liter Wasser musste sie am Brunnen im Schopf holen. Es dürften um die zehn Meter gewesen sein, dabei musste noch eine Treppe mit vier Stufen überwunden werden.

Der Waschtag
Der Waschtag oder vielmehr die Waschtage, waren für die Mutter eine rechte Prozedur. Es musste der Feuerherd mit dem Waschkessi vom Schopf ins Freie disloziert werden, denn das Rauchrohr musste freien Abzug aufweisen.
Am Tag zuvor wurde die gesamte Wäsche in einem grossen Holz- oder Blechzuber mit Laugenwasser eingeweicht. Hierauf wurden Stück um Stück auf einem Tisch mit Kernseife eingeseift und in den Waschhafen gelegt. Ein bis zwei Stunden hatte die Wäsche zu kochen. Manchmal hatte die Mutter auch Sorgen auszustehen, wenn nicht genügend trockenes Holz vorhanden war. Immer wieder sprudelte das heisse Wasser durch die Brause des Mittelrohres über die Wäsche. Dann galt es, die Wäsche in ein oder zwei Zubern zu spülen und von Hand auszuwringen und aufzuhängen. Bei Sommerwetter war sie bald trocken, aber die sonnenlosen Tage waren im engen Tal in der Mehrzahl. Und im Winter? Ja, da wechselte man die persönliche Wäsche und die Bettwäsche eben nicht so streng.

Vielfach bildete der Wasserfall bei unserem Haus einen respektablen Eisberg. Links: Bild 1958: der Vater mustert das Eisgebilde.

Eisblumen am Fenster
Nur die Stube hatte Vorfenster, das Elternschlafzimmer und die Kammern im Obergeschoss wiesen nur einfache Fenster auf.
Wir Kinder hatten das Schlafzimmer über der Stube. Etwas Wärme hatten wir durch das-Wegschieben des Ofenlochbrettes über dem Kachelofen der Stube.
Man kann sich leicht vorstellen, dass ab Mitte Nacht nicht mehr viel Wärme hergeströmt war. Herrliche Eisblumen zierten jeweils die Fensterscheiben am Morgen, die manchmal den ganzen Tag über nicht schmolzen. Heute kratzt man Autoscheiben frei, früher waren es die Zimmerfenster.

Schulhaus Fontannen

Sieben Klassen in einem Zimmer
Die Gesamtschule Fontannen war mit 35-40 Kindern eine der grössten im Gebiet Romoos-Menzberg. Die Gesamtschulen Grossenberg und Krachen hatten um ein Dutzend Schüler. Das war 1950 und rund zehn Jahre später wurden diese aufgehoben. Die dortigen Kinder wurden dann in die Schule Fontannen integriert.

Lehrer Karl Andenmatten holte sie am Morgen mit dem VW-Bus und brachte sie abends wieder nach Hause. Andenmatten war der Nachfolger von Engelbert Röösli, der die Schule während vier Jahrzehnten führte.

Im Parterre des Schulhauses waren das Schulzimmer, die WC und eine kleine Werkstatt. Vorne in der Mitte des Schulzimmers, unmittelbar neben dem Lehrerpult, stand der grosse, schwarze und runde Ofen, der vom Korridor her befeuert wurde. Vorne links war die Wandtafel, bestehend aus zwei quadratischen, schwarz bemalten Holzbrettern. Man kann sich vorstellen, dass die beiden Tafeln, die mittels Schnüren in den seitlichen Holzschienen auf und ab bewegt wurden, hin und wieder verklemmten und die Schnüre rissen. Es gab auch böse Buben, die einem Schnurdefekt mittels Sackmesser Vorschub leisteten. Das Obergeschoss und der Estrich waren der Lehrerfamilie vorbehalten, schliesslich zählte die Grossfamilie Engelbert Röösli-Dahinden dreizehn Kinder.
Die Frau Lehrer leistete schon damals „ausserschulische Betreuung“, denn im Winter bereitete sie die Schulsuppe zu. Uns wurde meistens Milch und Brot verabreicht, was wir sehr schätzten. Von anfangs Dezember bis Ende März war Schulsuppenzeit. Sie war für arme Familien sehr willkommen.

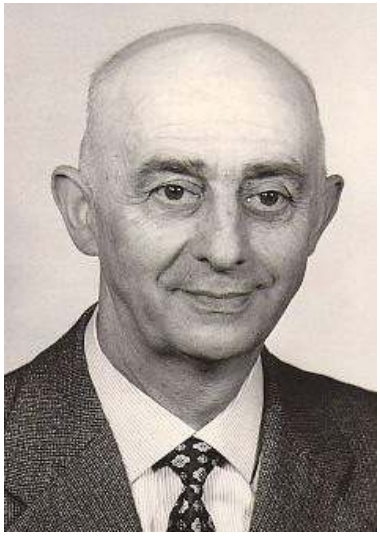
Bild rechts unten: Lehrer Engelbert Röösli

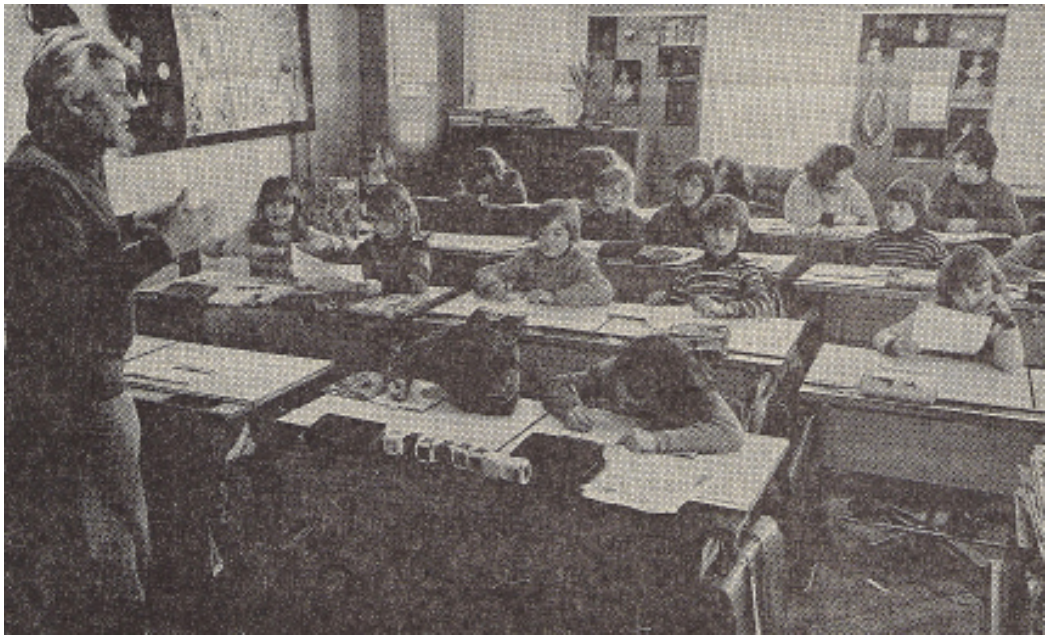
Von der dritten bis siebten Klasse drückte ich im selben Schulzimmer die alten Schulbänke mit hochklappbarem Deckel und Doppelsitzbank.

Die Schulbänke waren ohne Verstellmöglichkeiten. Oben war auf beiden Seiten ein Schieber mit dem Tintengefäss. Jeweils vor dem Examen im Frühjahr mussten wir die Tischplatte mit Schleifpapier schleifen, alle Tintenkleckse und übrige Beschädigungen mussten weg. Der Lehrer behandelte die Bänke nach dem Unterricht mit Leinöl, damit am Tag des Examens ein guter Eindruck herrschte.

Der Lehrer, ein Tüftler

Lehrer Röösli war ein ausgesprochener Tüftler und ein hervorragender Handwerker, vor allem im Holzbereich. Drei seiner Söhne erbten dies von ihm, denn sie erlernten Schreiner. Damit der Lehrer auf seinem schwarzen Stehpult besseres Licht hatte, installierte er eine eigene Stromversorgung aus einem starken Velodynamo. Das Wasser im Schopf draussen hatte einen relativ grossen Druck, es kam von der „Schattsite“, Romoos her. Röösli konstruierte eine kleine Turbine, womit er den Dynamo betrieb. Über dem Pult hing an einem feinen Draht das Lämpli, natürlich eine Velo-Glühbirne. Um möglichst viel Licht auf das Pult zu richten, bastelte der Lehrer aus Karton einen Lampenschirm. Diesen kleidete er mit Silberpapier aus, um der Lampe einen Reflektor zu verleihen.





Das Schulzimmer, Bank an Bank. Das Bild datiert 30 Jahre später im Jahre 1981 mit Lehrer Carl Andenmatten. In der Bildmitte Ist Pius, Sohn meines Bruders Anton zu erkennen. (Bild aus Luzerner Tagblatt)

Die Fliege im Tintengefäss.
Jede Bank hatte zwei Tintengefässe mit Metallschieber. Und nun eine Reminiszenz besonderer Art: Lehrersohn Otto sperrte eine dicke Fliege in das Gefäss. Natürlich schwirrte die Fliege beim Öffnen weg und dem Lehrer ausgerechnet auf ein Arbeitsheft und dann auf seinen unbehaarten Kopf. Otto, in der siebten Klasse, sass zuvorderst in der Bankreihe und so fielen die Rutenschläge des Lehrers und Vaters umso heftiger aus. Zu guter Letzt wetterte der Lehrer: “Du kommst dann oben noch dran“. Das „Oben“ war die Lehrerwohnung.

Der Tuschfläschen-Dieb
Um die Überschriften der Aufsätze dekorativ zu gestalten, gab es farbige Tinte, Tusche genannt. Nur die wenigsten Schüler hatten mehrere Farben. Ich erhielt jedenfalls das Geld nicht für die zwei Franken teuren Fläschchen. Einmal hatte ich ein unwahrscheinliches Verlangen, auch Fläschli mit dem roten, grünen oder gelben Deckel zu besitzen. So „borgte“ ich mir eines von der Mitschülerin Agnes, Tochter des Lehrers.
Selbstbewusst hatte ich einige Tage später das rote Fläschli auf dem Pult und verzierte eine Aufsatzüberschrift. Agnes vermisste ihre Tusche, der Lehrer mischte sich ein: Wer hat...?
Als Täter war ich bald ausgemacht, denn Agnes hatte zwei Kerben in den Deckel zur Kennzeichnung angebracht. Ich schämte mich tief in den Boden.

Als Schreibzeugetui hatte ich die Griffelschachtel meines Grossvaters Josef Hiltbrunner-Schärli. Darauf bin ich heute noch stolz und bewahre sorgfältig das über 100 Jahre alte Relikt.
Mit dem Massstab konnte die Schachtel geschlossen werden. In den Fächern waren Bleistift, der Federhalter und in einem kleinen Fach verschiedene Schreibfedern.

Pausen- und Spielplatz auf der Strasse
Ein eigentlicher Pausen- oder Spielplatz fehlte. Lediglich ein Reck war auf dem kleinen Kiesplatz zwischen Schulhaus und Pflanzgarten. Auf der Güterstrasse, die damals noch eine Naturstrasse war, spielten wir täglich Völkerball. In der Turnstunde wurde auf der Strasse der 80 Meterlauf absolviert. Und wenn zur Trockenzeit gelegentlich ein Auto daher kam, waren wir von einer Staubwolke umhüllt.

Schüler als Bauhandlanger
Eines Tages unternahm der Lehrer mit uns einen Spaziergang die Alpetlistrasse hoch bis zum Zahnwehkäpeli. Dort lagerten Ziegel am Strassenrand. Da zum Gehöft „Vögeli“ wegen des steilen Geländes keine Fahrstrasse bestand, bildeten wir über den Fussweg eine Schülerkette und reichten einander Ziegel um Ziegel auf eine Distanz von rund 100 m. Den Dachdecker freute diese Aktion gewaltig. Er bedankte sich mit einem Zobig. Tee und Butterbrot mit Streuzucker mundeten herrlich.

Mein erster Arztbesuch
In der vierten Klasse befiel mich ein hartnäckiger Ausschlag. Das ganze Gesicht war belegt mit eiternden „Blätzen“. Ich genierte mich, so am Weissen Sonntag erscheinen zu müssen. Zwei Wochen vorher ging ich zum Arzt. Mit einer Pinzette zupfte er die Hautkrusten weg, für mich war dies nicht gerade lustig. Dann trug er eine dicke Salbe auf. Aber noch viele Wochen waren die Wunden sichtbar.

Die Schulreisen
Drei Schulreisen verteilten sich auf die neun Schuljahre. Die erste führte in der vierten Klasse auf den Bürgenstock. Da erlebte ich auch meine erste Bahnfahrt und war das erste Mal auf einem Dampfschiff. Hinzu kam das Staunen über das weite Wasser des Vierwaldstättersees. Voller Spannung betrat ich ein erstes Mal eine Bergbahn. Zwei Jahre später ging es auf das Rütli und in der Sekundarschule war die Schrattenfluh das Ziel von Lehrer Josef Estermann.

(Bild: Auf der Schrattenfluh herrschte Nebel)

Ein besonderes Erlebnis war die Pfarreiwallfahrt von Doppleschwand nach Sachseln zu Bruder Klaus. Noch nie sah ich so viele Leute am gleichen Ort, die Menschenmenge im Bahnhof Luzern und Sachseln, dann die Pilgerveranstaltung bei der grossen Bruder-Klaus-Statue auf dem Flüeli.
Auf der Heimfahrt kam ich im Bahnhof Luzern in den Genuss meines ersten Glacenstängels, etwas, das wir in der Fontanne noch nie zu sehen und zu kosten bekamen. Immerhin war ich in der fünften Klasse.

Munitionsstollenbau von 1951 brachte Betrieb in das Tal der Fontanne
Es muss um 1950 gewesen sein, da kreuzten schwarze Limousinen mit Berner Kontrollschildern auf. Man bedenke, dass mit Ausnahme des Milchmannes, des Bäckers und Metzgers selten ein Auto die schmale Strasse der Fontanne befuhr. Mit dem Vater standen die fremden Herren in der Wiese herum, manchmal war ein Vermesser mit einer rot-weissen Stange mit dabei. Als Elfjähriger wusste ich kaum warum. Schliesslich stand fest, dass die Eidgenossenschaft den östlichen Teil des Grundstückes zwischen dem Graben beim Haus bis zur Grenze „Löchli“, inklusive Wald über der Felswand, käuflich erwarb.

Bald rückte das Baugeschäft Brun aus Emmenbrücke an und erstellte ein Barackendörfli. Die Vorbereitung zum Stollenbau begann. Auch der Vater erhielt Arbeit. Ganz allein in einer kleinen Baracke musste er Zündschnüre auf bestimmte Längen zuschneiden und Sprengkapseln anklemmen mittels spezieller Zange. Ferner musste er mit Zeitungspapier Sandkegel zur Stopfung der Sprenglöcher anfertigen. Mineur Sepp Renggli aus Marbach erzählte jeweils von der harten Arbeit, mit dem Pressluftbohrer die rund zwei Meter langen Löcher in die Nagelfluh zu bohren.

Der Beginn des Stollenbaues hatte für drei trächtige Kühe von uns fatale Folgen. Die Erstsprengungen an der offenen Felswand verursachten derart laute Detonationen, dass die Kühe die Kälber vorzeitig verloren. Ich sehe heute noch, wie der Vater die toten Kälblein in ein tiefes Loch vergrub. Ob je Entschädigungen gefordert oder entrichtet wurden, ist mir nicht bekannt.

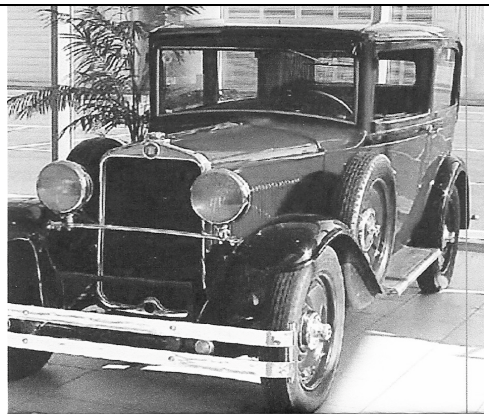
Ferien auf dem Bauernhof; Die Mutter als Gastgeberin
Eines Tages kam ein Herr Stoop, Buchhalter der Bauunternehmung Brun, mit Frau und zwei Kindern in unserem Alter von 10-12 Jahren, Koffern schleppend. Die Mutter richtete ihnen im Obergeschoss ein Zimmer ein. Sie blieben für zwei Wochen in den Ferien. Ich freute mich vergebens, der Buchhalter würde hin und wieder beim Heuen helfen. Die Familie ging jeden Tag spazieren. Für die Mutter muss die Zeit eine grosse Belastung gewesen sein, denn die Familie war beim Morgenessen, ungefähr eine Stunde nach uns. Es musste Butter und Konfi auf den Tisch, was es sonst nur sonntags gab. Und zum Nachtessen musste auch etwas Nahrhaftes her. Überdies hatte Josef Renggli bei uns Kost und Logis. Er bezahlte für das Morgenessen 1 Franken, Mittagessen und Nachtessen 4 Franken. Üblicherweise gab es bei uns nur Suppe zum Nachtessen. Der Schwerarbeiter und die Feriengäste machten indessen die Ausdehnung des Menuplanes nötig. Wenigstens hatte die Mutter nun etwas Geld für den Einkauf. Die Mutter mit der primitiven Küche tut mir heute noch leid.

Elektrifizierung der „Grabmatt“
Für die Grossbaustelle, die zahlreichen Maschinen, die Wohn- und Bürobaracken war Elektrizität erforderlich. Einige Jahre zuvor versorgten die CKW das Gebiet Holzwegen-Egg-Alpetli, Gemeinde Romoos mit Strom. Mit einer Leitung ab Schattsiten wurde die Grabmatt erschlossen. Enorm war die Freude, als wir mit dem Schalter Licht herzaubern konnten. Auch ein Radio mit hölzernem Gehäuse in gotischer Form war fortan in der Stube. Aus einer Munitionskiste fertigte der Vater ein Tablar in die Stuben-Ecke. Das Radio fand gerade Platz darauf. Drei Knöpfe hatte das Gerät, den einen zum an- und abschalten, den anderen für die Lautstärke und den dritten für die Senderwahl. Welch Komfort, das kleine ovale Fensterchen mit den Senderzahlen war beleuchtet. Aber es war im Fontannental nur Beromünster zu empfangen. Das war allemal ein Riesenfortschritt. Der Vater sagte immer, dass das vom Bund erhaltene Geld aus dem Landverkauf für die Elektro-Installationen, den Kauf des Elektromotors, die neue Zweikolbengüllenpumpe und den Motormäher verwendet wurde. Dazu kamen natürlich noch die Autotraktoren.

Bild: Unser Radio. (Späteres Bild 2009 in einem Antikladen)

Das erste Telefon
Auch die Installation des Telefons war eine Folge der Bauarbeiten für die Munitionsstollen. Jedoch war die vom Menzberg her gezogene Leitung meistens besetzt, Ingenieure, Bauführer und Polier hatten schliesslich viel zu konferieren. Die Einrichtung des Telefons hat in der Ecke der Stube etlichen Platz eingenommen, nämlich ein Anschlusskästchen, ein Taxzähler, ein Kästchen für die Umleitung zu den Stollen und der Wandapparat mit separater Glocke. Als Bub machten mir die beiden Knöpfe rot und weiss am Umleitungskasten Eindruck. Wie oft mag ich da wohl gedrückt haben. Öfters kam es vor, dass Nachbarn telefonieren kamen, denn das nächste Telefon war weiter entfernt. Wir durften dann pro Telefon-Anruf 10 Rappen mehr verlangen, man könnte sagen, für die Amortisation der Telefoneinrichtung.

Autotraktoren, die Geldfresser
Um den Gras- oder Heuwagen nach Hause zu ziehen, wurden bei uns zwei Kühe vorgespannt. Für die Kühe war es manchmal zu streng, sodass für das Holzschleppen im Winter ein Nachbar mit Pferden engagiert wurde.
Der Vater pflegte stets zu sagen, Pferde fressen, auch wenn sie nicht arbeiten und im Stall stehen.
So entschloss er sich, einen Autotraktor zu kaufen. Dahinden, Hasle war der Verkäufer. Das ursprüngliche Personenauto **FIAT 514** mit Jahrgang 1932 und 7 PS mit dem kleinen Brückenaufbau und dem Anhängehacken war meines Wissens das erste Motorfahrzeug im Fontannental. LU 1112 war die runde, grüne Landwirtschaftsnummer, vorne an der Chromstossstange befestigt. Mit diesem Schild konnte man ohne Fahrausweis herumkutschieren.
Damit der Traktor mehr Kraft entwickeln konnte, wurde hinter das normale Getriebe ein zweites Getriebe eingebaut. Bei diesem war der erste Gang dauergeschaltet, d.h. die übrigen drei Gänge waren blockiert und das Getriebe war mit einer Plombe versehen. Es durfte übrigens nicht schneller als 30 km/h gefahren werden.
Immer öfter musste der Garagier kommen und in immer kürzeren Abständen überbrachte der Briefträger Rechnungen der Garage Fritz Zemp, Wolhusen. Die Einsicht drang beim Vater kaum durch, dass ein Personenwagen für eine Arbeitsmaschine zuwenig stabil sein konnte.
Die drei Autotraktoren
Die nachfolgenden Bilder sind nicht die umgebauten Autotraktoren. Weder der Vater noch ich besassen damals eine Fotokamera. Die Bilder sind aus dem Internet, entsprechen aber genau den Fahrzeugen des Vaters.



Fiat 514, 1932, 7 PS, dunkelblau. Beim Kauf war das Fahrzeug bereits als Traktor umgebaut. Hinten eine kleine Brücke, also ein Pick-up. Keine verstärkten Achsen oder andere mechanischen Teile.

Der Plymouth 1933 in grauer Farbe, ein wirklich schönes Auto, heute würden die Tränen fliessen, wenn das Dach hinter dem Fahrersitz abgesägt würde.
(Bilder aus Oldtimergalerie Internet)

Ein anderes Fahrzeug musste her. Es vergingen einige Wochen und plötzlich stand ein grauer, viereckiger Personenwagen **„Plymouth“** vor dem Hause. Der Vater holte diesen in Nebikon an einem späten Abend ohne Kontrollschild. Uns Buben gefiel das „neue“ Occasionsfahrzeug. Seitlich an der Motorhaube waren kleine Kippfenster zum Öffnen, wenn der Motor zu warm wurde.
19-Zollräder mit Speichen und verchromter Nabe mit geprägter Aufschrift „Plymouth„. Aber bald ging es in die Werkstätte nach Wolhusen. Im Bereich der hinteren Türen wurde das Dach abgesägt, eine Rückwand wurde eingebaut, es erhielt ein zweites Getriebe, einen Brückenaufbau und einen Anhängerhaken.
Auch dieses Fahrzeug verursachte riesige Reparaturkosten. Eines Tages baute der Vater mit einem Mechanikerkollegen den Motor aus. Der Zylinderblock wurde an die Nova-Werke Zürich zur Ausbohrung und Schleifung gesandt. Den Kolben wurden neue Kolbenringe verpasst. Als der Motor wieder zusammengebaut wurde, wich ich kaum von der Stelle. Es wurde eine lange Nacht und ich hatte die vornehme Aufgabe, dem Mechaniker und dem Vater mit einer Kabellampe den Arbeitsbereich zu erhellen. Das alles geschah in der Futtertenne.

„Packard“, der dritte und letzte Autotraktor (Foto aus Oldtimergalerie).

Noch sehe ich sie, die moderne, schwarze Limousine Jahrgang ca. 1938.
Das Fahrzeug hatte bereits technische Raffinessen. Durch die Erwärmung des Kühlerwassers öffnete sich das verchromte Frontgitter und eine Heizung unter dem Armaturenbrett, bestehend aus einem Elektromotor mit Gebläse und Warmwasserdurchlauf, war ebenso vorhanden. Dieses Heizungsaggregat bewahrte ich nach der Verschrottung des Packard noch lange in meinem Zimmer auf, um es irgendeinmal zu gebrauchen.
Garage Zemp, Wolhusen baute den Wagen zum Traktor um, diesmal mit einer stärkeren Ritzelachse, anstelle des zweiten Getriebes. Der Sechszylindermotor verbrauchte enorm Benzin.
Nach einiger Zeit wurde der Packard durch einen normalen Occasionstraktor „Bührer“ ersetzt.

Opel Coach de Luxe, 1934, braunrot/schwarz von Anton Voney-Bühler, Langnau LU. Paula Voney-Bühler posiert anno 1936 auf dem Kotflügel vor einem Tunnel der Axenstrasse.

Eine kurze Vorgeschichte zu diesem wunderschönen Auto. Anton Voney-Bühler war ein Cousin meiner Mutter und der einzige Autobesitzer der grossen Verwandtschaft. Er kaufte den Neuwagen 1934 bei der Autowerkstätte Lüthy, Zofingen für 3’250 Franken. Im Preis inbegriffen war das *„Anlernen des Käufers, ferner 5 Nagelschutzeinlagen in den Pneu“.* (Zitat aus der Orignalrechnung im Besitz seines Sohnes Toni Voney-Peyer).

Am Pfingstmontag 1938 chauffierte er meine Eltern nach Einsiedeln. Es war ihre Hochzeitsreise.
30 Jahre später kaufte mein Vater von Anton Voney das Auto. Auch diesem war das Schicksal eines Autotraktors beschieden. Der Vater verkaufte das Auto an Kollege Alois Duss, Fontanne, der für den Umbau besorgt war. Aber nicht allzu lange kurvte der gediegene Pick-up auf der Liegenschaft Killacher. Ein Sturz in das Bachbett der Fontanne besiegelte dessen Ende.

Fuhrhalter der Region
Der Vater besorgte Transporte für diese und jene, was sich bald herumsprach. Er fuhr viel zu billig und verdiente dabei nichts. Auch der „Bührer“ hatte seine Tücken. Wie bei den Autotraktoren, war das Anlassen im Winter bei grosser Kälte eine Prozedur. Damit der Anlasser den Motor besser drehen konnte, füllte der Vater heisses Wasser in den Kühler. Zu erwähnen ist, dass jeweils am Abend das Kühlwasser abgelassen wurde, damit der Motorblock nicht durch Frost Schaden nahm. Das Wasser musste die Mutter auf dem Feuerherd in der Küche erwärmen, denn einen Warmwasserboiler kannte man nicht. Frostschutz füllte der Vater nicht ein, denn dieser war teuer. Zudem verlor der Kühler Wasser wegen Undichtheit. Der Vater führte auch stets eine Reservekanne Wasser mit.

Alle vorerwähnten Traktoren konnten auch mit einer Kurbel in Gang gesetzt werden, denn vielfach war die Batterie zu schwach. Beim Anlassen mit der Kurbel mussten wir Buben helfen, denn der Vater hatte das Gaspedal und den Choke zur richtigen Zeit zu betätigen. Beim Fiat und beim Plymouth war die Kurbel zwischen Kühlergitter und Stossstange zu drehen. Und wehe, wenn die Kompression des Motors Rückschläge verursachte, waren Blessuren an den Händen vorprogrammiert. Erst beim Packard konnte die Kurbel durch die Stosstange zur Kurbelwelle geführt werden. Vor allem in der kalten Jahreszeit erforderte der Sechszylinder-Motor viel Kraft zum Drehen.

Austin 1935

Bis Ende der 1960er Jahre stand zuhinterst auf der Heubühneneinfahrt ein Austin 1935. Der Vater kaufte diesen für 400 Franken, zwecks Umbau in einen Traktor. Es war ein prächtiges Auto, dunkelblau, Speichenräder, Motorhaube mit seitlichen Rillen-Öffnungen, grüne Ledersitze, Stoffschiebedach, beim Heckfenster ein Vorhang, der vom Armaturenbrett aus mit einer Kurbel und Schnurzug hochgezogen werden konnte. Ich hatte das „Glück“, als 16-jähriger einige Kilometer mit diesem Auto auf der schmalen Fontannenstrasse zu fahren, natürlich ohne Wissen des Vaters und ohne Kontrollschild.
Zu einem Autotraktor wurde er indessen nie umgebaut, so stand er noch etliche Jahre in der Scheune. Schliesslich verkaufte der Vater den Austin an seinen Bruder Xaver in Dagmersellen. Angeblich soll das Auto irgendwo als Oldtimer noch existieren. (Foto anlässlich einer Ausstellung im Emmen Center 2010).

Meine Faszination Auto und Töff
Mich faszinierten diese Fahrzeuge ungemein und weckten in mir den Wunsch, Automechaniker zu werden. Aber dies sei später umschrieben. Alles was mit Motoren zu tun hatte, bewegte mich. Der Condor (Töff der Armee) zog mich dermassen in Bann, dass ich bei meinem späteren Welschlandaufenthalt, alle Condorgeschäfte in Delémont aufsuchte. Onkel Veri hatte eine Motosacoche. Diesen durfte man aber kaum berühren. Franz Schwarzentruber vom Bodenacherlädeli besass einen BSA 1952. Er half dem Vater beim Heuen oder Holzen.

Beim „Zfüfi-Essen“ wurden manchmal zwei oder drei Kaffee-Träsch zusätzlich zu sich genommen. So merkte Franz nicht, dass ich seinen BSA zu einer kurzen Spritztour behändigte.

„Grümpelmüller“

Auf dem Weg nach Wolhusen, im Kalchloch, war Alteisenhändler Müller, im Volksmund war er der „Grümpelmüller“. Auf einer Länge von zirka zweihundert Metern hatte er zwischen der Strasse und der Kl. Emme alte Maschinen und unendlich viel Alteisen gelagert. Ganz hinten war auch ein Auto, ungefähr mit Jahrgang 1935. Mehrmals verkroch ich mich heimlich in dieses Auto und kam deswegen zu spät nach Hause. Das Armaturenbrett faszinierte mich. So demontierte ich die viereckige Uhr, sowie ein rotes Kontrolllämpchen in der Grösse eines Zehnrappenstücks. Es dürfte sich um die einzige Anzeigeleuchte in diesem Auto gehandelt haben. Der Kilometerzähler liess sich nicht demontieren. Gerne hätte ich auch das Rücklicht mit dem zweifarbigen Glas behändigt, aber der Zugang war wegen des vielen Alteisens unmöglich. Es blieb bei der Uhr und dem roten Lämpchen, welche ich noch jahrelang in meinem Zimmer aufbewahrt hatte. Rote Rückstrahler faszinierten mich immer, auch jene der Velos. Und unter dem Bett pflegte ich verschiedene Bestandteile zu lagern. Eine Lichtmaschine sollte einmal Licht spenden, aber es kam nicht dazu, denn bei meinem Wegzug vom Elternhaus konnte ich diese Utensilien leider nicht mitnehmen.

Den Zündmagnet eines alten Autos behändigte mein Vater und konstruierte daraus einen Viehhüteapparat. Ein Wasserrad im Bach betrieb den Zündapparat mit den vier roten Kabeln. Schloss man nur ein oder zwei Kabel an die Viehzäunung, so ergaben sich gewaltig starke Stromschläge. Bei allen vier Kabeln waren sie schwächer, dafür waren die Intervalle ganz kurz. (Bild: Zündmagnet)

Veranstaltungen mit Oldtimerfahrzeugen wecken auch heute noch mein besonderes Interesse. Bilder aus Schötz 2005.

Die Hebamme kommt!
Es war der 3. Oktober 1952. Die Mutter fühlte sich in den letzten Tagen öfters unwohl. Beim Mittagessen sagte sie, sie müsse ruhen gehen. Der Vater befahl meinem Bruder Toni und mir, entlang dem Waldrand beim grossen „Hoger“ Laub zusammenzurechen und in Säcke abzufüllen. Das Laub wurde im Winter als Streue für die Kühe verwendet und es gab gute Gülle.
Wir beide ahnten etwas, wussten aber damals noch nicht genau, wie das mit den Neugeborenen geschieht.
Mitten am Nachmittag kam ein grauer FIAT Topolino daher gefahren. Ich kannte ihn, denn er war öfters bei Nachbars stationiert. Es war Fräulein Leberer, Hebamme von Wolhusen. Wir rätselten, die wird wohl zu uns nach Hause fahren. Und es war so, als wir gegen Abend mit unseren Laubsäcken den Heimweg antraten, fuhr der kleine FIAT fort. In der Stube stand der Kinderwagen, darin das kleine Schwesterlein „Marlis“.

Autoverkehr in der Fontanne
Damals verkehrten täglich nur vier bis fünf Autos in der Fontanne. Am Morgen und Abend war es der Milchmann Arnet aus Wolhusen, der mit seinem Kleinlastwägeli, ein Auto mit abgesägtem Heck und einer Brücke montiert, die Milch abholte. Bei ihm konnte man auch Lebensmittel bestellen. Immer am Montag kam Bäcker Burri mit dem Brot. Auch er schätzte es, wenn man einige Lebensmittel von ihm kaufte. Alle zwei Wochen am Dienstag, kam Metzger Dahinden aus Hasle mit seinen Cervelas-Ringen im Korb.

Dann kannte man natürlich die drei Ärzte von Wolhusen, die in das abgelegene Gebiet Krachen, Grossenberg und Menzberg fuhren. Dr. Josef Bieri hatte einen Willy-Jeep, Dr. Herbert Blum den grossen Willy-Jeep und Dr. Walter Birrer fuhr einen Citroen 2CV mit einem vorderen und hinteren Motor, nebst einem Willy-Jeep. Und hin und wieder war der kleine Fiat der Hebamme zu erblicken. (Bild rechts)
Hin und wieder kam ein Lastwagen mit Holz beladen daher.
Aufsehen erregte ein besonders schöner Lastwagen von Valentin Imbach, Wolhusen, blau und weiss bemalt. Warum hatte er wohl elegant geschwungene Kotflügel?
Er war kombinierbar mit einem Personentransporter. Während er mit der Ladebrücke Transporte durchführte, oder mit den Stützen Langholz transportierte, hing der Car-Aufbau in der Garage, etwas das man äusserst selten sah. Am Wochenende war das Fahrzeug als Car im Einsatz, Gesellschaftswagen sagte man damals.

Sekundarschule in Menznau
Meine Eltern bewegten mich dazu, die Sekundarschule zu besuchen. Ich machte nach der sechsten Klasse die Aufnahmeprüfung. Aber es reichte nicht. Ich scheiterte an den „Kärtlirechnungen“. Diese farbigen Kärtli mit den drei leichten Fragen auf der Vorderseite und den kniffligen Dreisatzrechnungen auf der Rückseite hatten wir in der Fontanne nicht gekannt. Es besuchten seit einigen Jahren beinahe keine Fontannen-Kinder mehr die Sekundarschule. Nun, ich ging in die siebte Klasse mit dem Gedanken, nachher arbeiten zu gehen und Geld verdienen zu helfen. Es waren die Eltern, die mir anrieten, nochmals zur Prüfung anzutreten und siehe da, ich bestand.

Weiter Weg nach Menznau
Die Grabmatt liegt in der politischen Gemeinde Menznau, eigentlich nicht weit von der Grenze der Gemeinde Wolhusen entfernt. Der Schulbesuch in Wolhusen hätte pro Jahr 200 Franken gekostet, aber der Vater konnte diesen Betrag nicht aufbringen.

So blieb mir nichts anderes übrig, als den Weg von 13 km nach Menznau unter die Räder zu nehmen. Pro Tag ergaben sich rund 35 Kilometer, denn zum Mittagessen konnte ich zu Onkel Anton Hiltbrunner. Bärüti ist im Tal, das bei Unterschlechten zwischen Wolhusen und Menznau abzweigt, hin und zurück 10 km. (Bild rechts: Josef Estermann, Sekundarlehrer)

Drei Wochen Bauer

Onkel Anton Hiltbrunner musste 1954 drei Wochen in den Militärdienst. In den Herbstferien besorgte ich seine vier Kühe, denn die Tante hätte mit den drei kleinen Kindern nicht alles bewerkstelligen können. Und Melken war schliesslich Männersache. Eines Tages musste ich zu den Eltern der Tante nach Ebersecken, Zwetschgen holen, natürlich auf dem Velogepäckträger. Für diese lange Fahrt behagte es mir nicht, mein Velo zu gebrauchen, wegen der Pneuabnützung. Ich hatte eine Ausrede über einen Defekt in der Gangschaltung, das sah man ja nicht. Und so bettelte ich um das fast neue Velo der Tante. In Ebersecken angekommen, stellte ich das Velo an die Wand. Es stürzte um und unglücklicherweise zerbrach das Glas der Lampe.

Bald hatte ich die Quittung für die Ersparnis, denn beim Velomechaniker, den ich auf dem Rückweg aufsuchte, war der Glasersatz nicht gratis. Der Tante getraute ich diesen Vorfall nicht zu erzählen.

Bild: Tante Marie Hiltbrunner-Steinmann und Grossmutter Franziska Hiltbrunner-Schärli vor der Scheune Bärüti.

Harter Winter

Nicht immer gemütlich war es im Winter, wenn am Morgen 30 Zentimeter und noch mehr Neuschnee lagen. Denn gepflügt wurde erst im Verlaufe des Tages. Autos fuhren ja sozusagen keine. Zwei oder drei Pferde zogen dann jeweils eine dreieckige Holzkonstruktion durch die Strasse.

Bei über zwanzig Zentimeter Neuschnee war das Velofahren problematisch. Vor allem funktionierte bei grosser Schneemenge der Lichtdynamo nicht mehr. Der am Dynamorädli montierte Bierflaschengummi verbesserte dessen Antrieb, war aber nach einigen Tagen bereits abgerubbelt. Da fast auf der gesamten Länge des Fontannentales die Böschungsmauer des Baches unmittelbar am Strassenrand liegt, waren Stürze in den Bach nicht gemütlich. Zwischen Löchli und Bodenacher passierte dies einmal. Glücklicherweise war das Wasser mit Eis überzogen und es hielt dem Sturze stand. Wegen des Schnees blieb vielfach nichts anderes übrig als der Fussmarsch, das Velo einher schiebend.

Bild: Das Velo vor der Abfahrt am 12.3.1958. Foto mit meinem ersten Fotoapparat (Agfa-Box), den mir der Vater schenkte.

Bei grossem Schneefall musste ich um sechs Uhr das Haus verlassen, wenn ich um acht Uhr zum Schulbeginn in Menznau sein wollte. Vielleicht kam ich ein- oder zweimal etwas zu spät. An solchen Tagen hatte die Mutter jeweils eine Hafersuppe zubereitet. „Hansi, es hat viel Schnee, ich habe Hafersuppe gekocht“, rief sie und klopfte an die Stubendiele.

Man bedenke auch, dass man damals noch keine optimalen Kleider, wie winterfeste Jacken und Hosen besass. Man hätte sich diese gar nicht leisten können. Bei Regen und Schnee trug ich eine Velo-Pellerine, die man über den Lenker spannte. Die Pellerine war dunkelgrau, nicht auffallend gelb. Die braune Skikappe mit dem langen Dächli und den Ohrschutzlappen war meine beste Winterausrüstung. Vielfach band ich auch die grünen Wadenbinden um die Beine. Diese waren sehr wirksam und schützten vor Kälte und Nässe.

Waldarbeit und Zahnweh

Ausserhalb der Schulzeit mussten wir hart arbeiten. Besonders mühsam war das Holzen in den steilen Wäldern. Man musste alles von Hand bewerkstelligen. Tagelang hatten mein Bruder und ich Holz auf Meterlänge zersägt, die Rinde entfernt und in Klafter aufgeschichtet. Wir machten Beigen zu drei Ster, einem Klafter. Das war Papierholz und ergab pro Klafter rund 120 Franken, ein sehr stolzer Preis für damals. Heute, fünfzig Jahre später wird nicht mehr soviel bezahlt und dies trotz der Teuerung. Eine recht beliebte Arbeit war das „Bördelen“, Reiswellen anfertigen. Man schnitt die Äste auf eine Länge von rund 50 cm, legte sie auf den Reiswellenbock, spannte die Äste zu einem runden Gebilde und umband sie mit einem Draht. Die Mutter liebte die dürren „Bördeli“ sehr, waren sie doch für das Anfeuern recht komfortabel. (Links im Bild ein Bördelibock).

Wer damals viel Wald sein Eigen nennen konnte, dem war ein gutes Einkommen gesichert. Zur Grabmatt gehörten 17 Jucharten Wald. Aber ein grosser Anteil war in felsigem Gelände und nicht bewirtschaftbar.

Die Waldarbeit war höchst gefährlich. Wir Buben durften nicht in den Wald über den Felsen. Ich sehe heute noch meinen Vater, wie er in einem Grabeneinschnitt, direkt über der Felswand, einen verkeilten Tannenstrunk mit dem Zäppi (Kehrhaken) versuchte zu lockern und dieser dann mit Getöse über die Felswand von rund 50 m donnerte.

In unangenehmer Erinnerung ist mir das häufige Zahnweh, vor allem bei den Arbeiten in der Winterkälte. Die Schulzahnpflege gab es noch nicht, und zum Zahnarzt ging man erst im Erwachsenenalter. Bekämpft hatte man damals die Schmerzen mit Schnaps. Man tauchte einen Büschel Watte in den Schnaps und hatten den Bereich des schmerzenden Zahnes getupft. Später waren die Tabletten „Saridon“ Mode-Schmerzmittel.

Nebenerwerb

Schon zu damaliger Zeit waren vor allem Besitzer kleinerer Liegenschaften darauf angewiesen, einem Nebenerwerb nachzugehen, denn der Wald bringt auch heute noch keinen grossen Ertrag. So versuchte man alles Mögliche zu nutzen. Eines Tages kam ein Käsefabrikant aus dem Emmenthal und wünschte Haselruten. Die Ruten hatten 3-4 cm Durchmesser und ca. 5 m Länge aufzuweisen. Über längere Zeit konnte der Vater Ruten liefern, die wir Buben in den Hecken holten und zu Tale schleppten. Es war eine strenge Arbeit. Die Ruten mussten vom Astwerk gesäubert und zugeschnitten werden. Schliesslich mussten sie an die Strasse zwecks Abtransport geschleppt werden. Sie sollen auch recht gut bezahlt worden sein, sagte der Vater.

Schnecken sammeln

Um 1953 wurde das Einsammeln von Weinbergschnecken aktuell. Firma Bigler aus Worb hatte jeweils beim Bahnhof Wolhusen an den Montagen des Monats Mai eine Sammelstelle. Die Schneckenhäuschen mussten mindestens 3-4 cm Durchmesser haben. In der Regel wurden sie bei der Annahme durch ein Drahtsieb sortiert, um so die kleineren Schnecken auszusondern. Anfänglich wurden pro Kilo 70 Rappen bezahlt, später Fr. 1.20.

Mit der beginnenden Vegetation sind die Schnecken zum Vorschein gekommen. Täglich, auch bei Wind und Wetter, machten wir uns frühmorgens auf den Weg mit einem Korb oder Sack. Alle Hecken wurden abgesucht, Waldränder und Bachböschungen waren die ergiebigsten Fundorte. Es gab Morgen mit einem Sammelgut von über zehn Kilo. Bis zum Sammeltag platzierten wir die Schnecken in einer Umzäunung und verabreichten ihnen Futtermehl, das sie innert kurzer Zeit zu fetten Tieren heranwachsen liess. Ein regelrechtes Kunststück war jeweils die Verhinderung der Flucht dieser Wesen, deren Nachtmärsche über ein Dutzend Meter sein konnten. Natürlich waren wir nicht die einzigen in diesem Metier, die Nachbarsburschen sorgten für Konkurrenz. Auf dem Schulweg wurde dann jeweils mit den gesammelten Kilos geprahlt.

Sozusagen ein Festtag bedeutete dann die Ablieferung am Montag. Jutesäcke auf dem Veloanhänger oder Gepäckträger, und los ging es zum Bahnhof Wolhusen zur Annahme beim Güterschuppen. Wie viele werden wohl durch das Drahtgitter fallen? Nun, diese hatten wir wieder nach Hause gebracht, zwecks Fütterung bis zum nächsten Mal.
Stolz gingen wir natürlich mit dem Zahltag nach Hause, einmal waren es immerhin zwei Zwanzigernoten. Und der Vater konnte damit für seinen Traktor wieder 50 Liter Benzin kaufen.

Schnaps brennen

Auf der Grabmatt war die Konzession, Schnaps brennen zu dürfen. Das war jeweils im Winter die Arbeit der Grossmutter Franziska Hiltbrunner-Schärli. Ich war ihr Handlanger. So lernte ich den Vorgang der Destillation, was andere vielleicht in der Schule in der Chemie zu wissen bekamen.
Nun, was brauchte es dazu?
Feuerherd, Kupferhafen, Deckel mit Dampfaustrittrohr, Behälter mit fliessendem Wasser. Der Hafenaufsatz mit Auslaufrohr wurde um 1952 von Onkel Gottfried Trachsel-Scheidegger konstruiert.

Ich musste jeweils den gegärten Trester aus den Fässern klauben und den Brennhafen füllen und Wasser oder alten Most dazu giessen. Der Deckel wurde dem Hafen aufgesetzt und das Austrittsrohr durch das Kühlfass geführt. Nach rund einer Stunde kochte der Trester, der Dampf entwich durch das Rohr und durch die Kühlung im kalten Wasser entstand die Vorstufe zum Schnaps, „Lühre“ genannt. Pro Kochgang waren gegen zehn Liter entstanden. Der erste Liter zeigte 22 auf dem Schnapsmesser, der letzte 12. Nachdem der ganze Trester diese Prozedur durchlaufen hatte, wurde die durchmischte Lühre auch gekocht. Mit diesem Vorgang entstand das fertige Erzeugnis Alkohol, also Apfelschnaps, Birnenschnaps usw. Die Masseinheit begann jeweils bei 30 oder 29 und wurde bis 23 Grad genommen, was einem Durchschnitt von zirka 26 Grad entspricht.

Zum Vergleich: der im Gasthaus ausgeschenkte Schnaps entspricht 23 Grad, etwa 40 Volumenprozent. Der Bauernschnaps war also um einiges stärker.
Beim letzten Sud brannte die Grossmutter einen exzellenten Kräuterschnaps. Sie mischte die im Sommer gedörrten Kräuter bei: Wachholder und deren Beeren, Melissen, Tausendguldenkraut, Nesseln, Aronenkraut, Kamillen usw. Es waren um die zehn Sorten.
60 Jahre später darf man es sagen: Wenn Kartoffeln verfügbar waren, braute sie einen Kartoffelschnaps. Dieser war für Magenschmerzen reserviert. Den Vater plagten öfters Magenschmerzen.

„Schnetz ond Möcke“ und was uns die Grossmutter sonst noch vermittelte!
Man kannte noch keine Gefrierschränke. Der Früchte- und Gemüse-Import aus fremden Ländern war noch ganz bescheiden, zudem hätte man sich diese Produkte gar nicht leisten können. Die Grossmutter und meine Mutter sassen viel am Küchentisch und rüsteten Äpfel, Birnen und Zwetschgen. Diese wurden von Bauern gekauft, denn in der Fontannen gediehen sie nicht. Die gerüsteten Früchte wurden dann auf dem Stuben-Kachelofen und im Ofenloch gedörrt. Und für einige Zeit war der Ofen für uns als Sitzplatz gesperrt.

Die Grossmutter stirbt, Trauerzeit und Beerdigung
Ungefähr seit einem Jahr war die Grossmutter in unserem Haushalt. Ihre Lieblingsbeschäftigung war das Stricken, nebst dem oben beschriebenen Schnaps brennen. Plötzlich wurde die Grossmutter krank, man sagte Wassersucht. In der Todesnacht hörte ich sie tief atmen im Zimmer nebenan. Um drei Uhr morgens hat sie mir gerufen und als ich zu ihr eilte, waren ihre Augen bereits geschlossen. Für mich als 14-jähriger Bube ein besonderes Ereignis, das nie aus meinem Gedächtnis entschwindet.

Die Mutter und die Tante räumten alles aus dem Zimmer. Von Wolhusen kam jemand mit dem Sarg, die Grossmutter wurde eingebettet und im Zimmer aufgebahrt. Am Abend kamen Nachbarn und Verwandte, hielten sich längere Zeit betend bei der Grossmutter auf.

Innert drei Tagen musste die Beerdigung stattfinden. Es war Sitte, dass die Angehörigen Trauerkleider trugen. Die Mutter hatte keinen schwarzen Mantel, so liess sie ihren hellbraunen Wintermantel schwarz färben, was innert zwei Tagen zu geschehen hatte. Man kann sich kaum vorstellen, wie der Vater mit dem Fahrrad nach Wolhusen fuhr und das Express-Paket für die Färberei Zofingen aufgab. Für sich und uns Buben besorgte der Vater die Leidknöpfe. Das sind runde, schwarze, stoffbezogene Knöpfe in der Grösse eines Zweifränklers. Diese hat man in das Revers des Anzuges gesteckt. Die Schwestern mussten schwarze Strümpfe anziehen, und die farbigen „Haarmäschlein“ mussten schwarzen Bändern weichen. Diese schwarzen Utensilien trug man mindestens einen Monat. Die Mutter, als Kind der Verstorbenen, trug die schwarzen Kleider während einem halben Jahr. Bis zum Beerdigungstag durfte das Radio nicht eingeschaltet werden.

Der Beerdigungsgottesdienst war um 8 Uhr in Doppleschwand angesagt. Die Bestattung war eine halbe Stunde vorher. Das bedeutete, dass wir um 6 Uhr mit dem Leichenwagen das Haus verlassen mussten. Man bedenke auch, dass der Fuhrmann vorher von Wolhusen kommend eine knappe Wegstunde zurückzulegen hatte, denn auf der Strasse lag Schnee. Der Fuhrmann rückte rechtzeitig mit seinen zwei Pferden und dem schwarzen Gefährt mit dem schwarzen Stoffdach und den seitlich herunterhängenden Fransen und Kordeln an. Die Pferde waren mit schwarzen Rossdecken versehen. Der Leichenzug formierte sich. Beim Verlassen der Grabmatt waren es rund ein Dutzend Angehörige und bei jedem nächsten Gehöft kamen Leute dazu.
Mein Vater lief vor den Pferden mit dem Grabkreuz. Aus Gründen der Pietät trug er den Hut nicht. Ich musste ihm seinen Hut tragen. Handschuhe hatte ich keine und es war bitter kalt. Der Vater trug das Grabkreuz übrigens mit blossen Händen, er war allerdings abgehärtet.

Bei Helgenstöckli und Wegkreuzen hielt der Leichenzug kurz an. Auf dem Weg nach Doppleschwand waren es deren fünf, beim Bodenacher das Helgenstöckli mit Heiland (entfernt ca. 2005), bei der Mühle das Muttergottes-Helgenstöckli, bei der Brücke Stegplatz, beim Stegacher und Unterfuhren je ein eisernes Wegkreuz.

Bild rechts: Helgenstöckli bei der Mühle, Fontannen

Mit etwas Verspätung kamen wir in Doppleschwand an. Ich gehe davon aus, der Pfarrer hatte Verständnis dafür.
An diese Begebenheiten kann ich mich bestens erinnern. Aber, ob es nach der Beerdigung ein Znüni gab, weiss ich nicht mehr. Ich glaube eher nicht, denn der Vater hätte dies kaum bezahlen können.

Und noch ein Hinweis zu den Wegkreuzen in der Fontanne:
Die Errichtung dieser Wegkreuze geht auf über 100 Jahre zurück.
Beim Elternhaus Grabmatt entstand allerdings um 1984 ein neues Kreuz. Damals machte Frau Stalder aus Willisau bei der Familie meines Bruders Anton und Trudy Purtschert-Stadelmann einen Besuch. Sie sei 1916 in der Grabmatt geboren worden. Es habe damals ein Kreuz an der Strasse gestanden. Es sei erstellt worden, als ein Mann vom dortigen Felsen zu Tode stürzte. Ihre Brüder hätten das Kreuz entfernt, weil es das Holz rüsten auf dem Terrain behinderte. Vergeblich habe sie das Wiedererstellen des Kreuzes verlangt. Und nun wolle sie das nachholen, berichtete sie mit lebhaften Worten. Schwägerin Trudy fuhr mit der betagten Frau nach Buttisholz um das Kreuz zu holen, dass von meinem Bruder auf einen Sockel montiert wurde.
Im Frühling 2008 habe ich dieses Holzkreuz restauriert.
Dabei kam die Inschrift des Künstlers dieses Kreuzes zum Vorschein, Gasser Lungern.

Stör-Handwerker
Zur jener Zeit war es üblich, dass verschiedene Handwerker auf die „Stör“ kamen. Dies nannte man so, wenn sie mit ihren Maschinen und Utensilien zu den Liegenschaften kamen. Eines Tages kam Sattlermeister Steffen aus Menznau. Auf seinem kleinen Lieferwagen führte er eine Rupfmaschine, Holzböckli und einen breiten Laden mit. Vor dem Haus stellte er die Holzböckli auf und mit dem Laden ergab sich ein Arbeitstisch. Der Vater brachte die schweren Matratzen, nämlich die zwei Untermatratzen mit den Spiralfedern und die Obermatratzen. Sattler Steffen öffnete diese und entnahm die Lischengräser. Rosshaarmatratzen konnte man sich nicht leisten. In der Zupfmaschine lockerte er den zusammengepressten Inhalt. Man kann sich vorstellen, dass die Staubentwicklung nicht gerade gering war.
Hernach packte er die Lischengräser in neuen Stoff, formte und nähte die Matratzen zur richtigen Grösse.

Hausierer

Alle zwei bis drei Monate kam ein Hausierer oder eine Hausiererin mit dem riesigen Gepäck auf dem Rücken. Und wenn dann die Last auf dem Bänkli vor dem Haus abgestellt wurde, konnte Mutter nicht Nein sagen und kaufte etwas. Meistens waren es Knöpfe, Schuhnestel, Schuhschwärze oder Rasierklingen und Taschentücher.

Weitere Störhandwerker waren die Metzger, Klauenschneider, Holzfräser. Auch Haarschneider gingen auf die Stör. Bei uns war Vater der Coiffeur. Wir Buben liebten diesen Sonntag-Nachmittag nicht, wenn der Vater die zwei Haarmaschinen aus der Schublade klaubte. Bei der einen Schere fehlte ein Zahn im Scherkopf. Die Betätigung der Haarschere von Hand hat dann vielfach zu Zupfungen im Haar geführt. Elektrizität hatten wir noch nicht. Wir beneideten die beiden Schwestern, denn die Mutter flocht deren Haar täglich zu Zöpfen. Auch zu Nachbarsleuten ging der Vater Haar schneiden. Immerhin verdiente er 1-2 Franken pro Kunde. Und manchmal erhielt er noch ein Zobig dazu.

Das Bild rechts zeigt ein Tragräf, wie es zur damaligen Zeit im Bergebiet Verwendung fand. Noch erinnere ich mich, wie der Nachbarbauer Burkhalter und seine Frau Strohballen und andere Güter zu ihrem Gehöft hinaufgetragen hatten. Ende der 1950er-Jahre bauten sie eine Seilbahn mit Talstation beim Bächlein, 200 m in westlicher Richtung unseres Hauses.

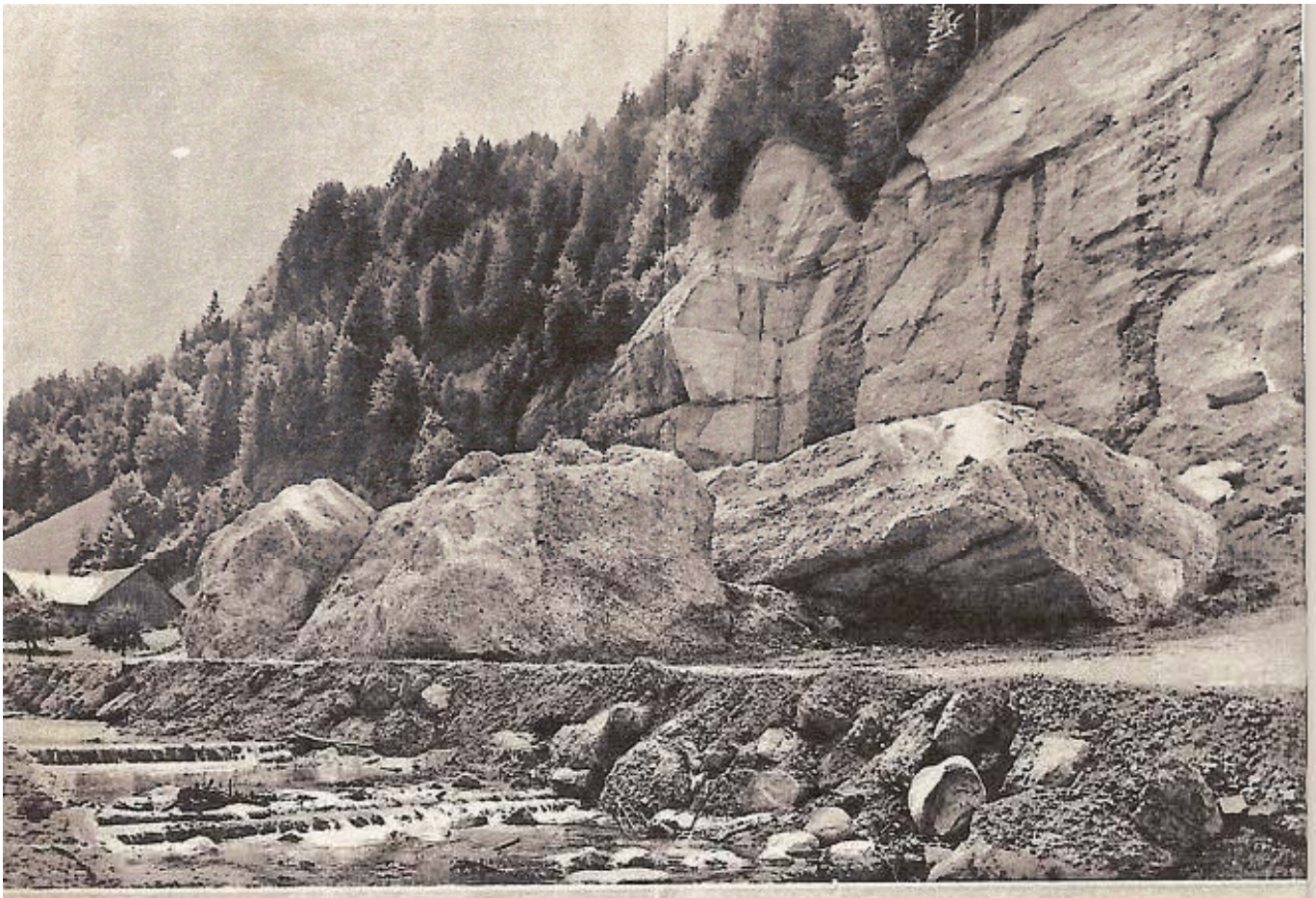
Pseudo-Seilbahn

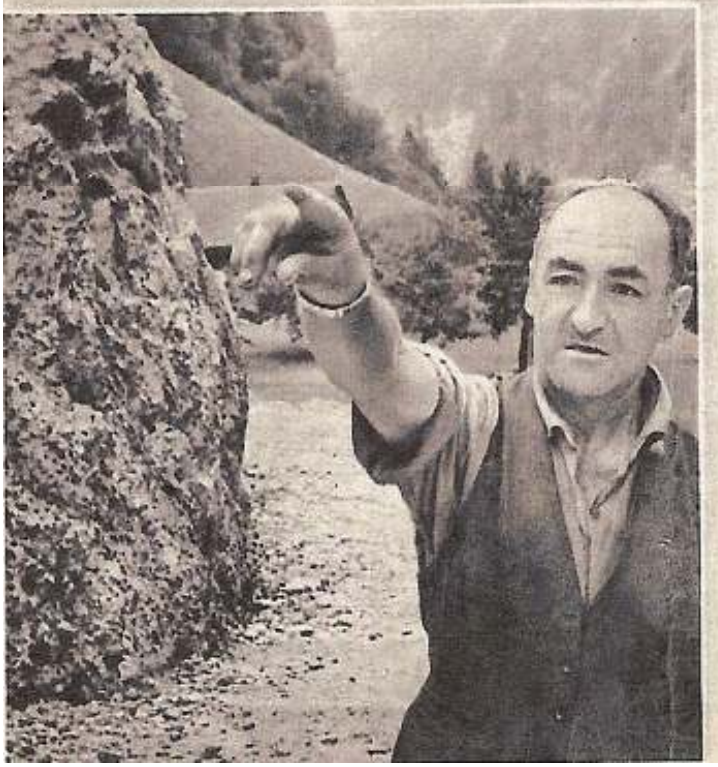
In der Waldschneise über dem Wasserfall, in westlicher Richtung des Hauses wuchs herrliches Gras, das jeweils zwei bis drei kleine Heufuder ergab. Zweimal im Sommer wurde das Gras gemäht. Ein Zugang für ein Fuhrwerk existierte im steilen Gelände nicht, lediglich ein schmaler Fussweg. Von der Waldschneise bis zum Haus war ein 300 m langes Drahtseil gespannt. Der Vater befestigte an den Heuballen einen Eisenhaken. Dieser wurde an das Drahtseil gehängt und die Heuballen glitten sanft zu Tale.

An einem Herbsttag wurden Holzbündel an das Seil gehängt. Diese brausten mit gewaltiger Geschwindigkeit zu Tale, denn es fehlte der Luftwiderstand. Unserem Hund „Blessy“ gefiel der Seilbahnbetrieb nicht besonders. Das Klirren des Drahtseils, hervorgerufen durch die gleitenden Eisenbügel, veranlasste ihn jeweils bellend in das Seil zu beissen. Bei den Heuballen passierte nichts, da diese einige Meter vor der Bodenverankerung des Drahtseils auf dem Terrain aufprallten. Bei einem Holzbündel ereilte den Blessy das Schicksal. Er wich zu spät vom Seil und wurde durch das Holzbündel an Kopf und Hals tödlich verletzt.
Für mich war es ein trauriger Moment, nach einem kurzen Aufheulen unseren geliebten Hund verlieren zu müssen. Bei den folgenden Holzbündeln wagte ich mich nicht mehr zu nahe an das Seil, um die Fracht abzuhängen und auf die Seite zu tragen.

Bild rechts: Sockel der stillgelegten Seilbahn zur Unter-Rengg. Nachbar Burkhalter auf der Rengg betrieb diese Seilbahn etliche Jahre. Täglich wurde die Milch zu Tale befördert. Und manchmal wurden auch Personen transportiert, wenn ihnen der Bergmarsch zu anstrengend war.

Schreckensstunden in der Grabmatt am 16. Februar 1966





Als der Berg kam . . .

Man wird den 23. Februar 1966 in einem Gehöft im Fontannental bei Wolhusen wohl zeitlebens nie mehr vergessen. An diesem Tag polterte mit grauenhaftem Getöse direkt neben dem Bauernhaus der Familie Purtschert ein Teil der Felswand, unter welcher der Hof steht, auf die Talsohle. «Ich befand mich gerade im Stall, als es plötzlich krachte und Windstösse um das Haus peitschten», erinnerte sich der Bauer. Jetzt im Sommer, da kein Schnee mehr die Sicht behindert, kann man erst richtig ermessen, welch Riesenglück die Familie Purtschert hatte. Und zwei Tage zuvor hatte Hans Purtschert nach einem ersten, nicht alarmierenden Abbruch von Steinen die kritische Stelle inspiziert und war ahnungslos auf den Felsen herumgekraxelt, die dann – insgesamt rund 24000 Kubikmeter – herunterstürzten. Übrigens darf nicht nur diese Bauersfamilie von Glück reden: Wenige Minuten vor dem Absturz fuhr ein Schulbus, der die Schüler des Tales zum Schulhaus bringt, unter der Absturzstelle durch...

1966 ereignete sich beim Elternhaus ein gewaltiger Felssturz. Die Eltern waren in grosser Sorge und telefonierten mir.
Ich fuhr sogleich in die Fontanne. Der Zugang zum Haus war zugeschüttet. Das Militär hatte bereits die Zugangswege gesperrt. Ich machte einen Umweg über den steilen Wald, um zu den Eltern zu gelangen. Die kleine Fontanne wurde durch die Felsmassen gestaut. (Bild)

Bei der Instandstellung wurde der Fluss auf die Romooser-Seite gedrängt, denn der Schuttkegel wurde nicht vollends abgetragen und die Strasse wurde um die grossen Brocken geführt.

Am Felsen wurden Bolzen eingelassen und von Zeit zu Zeit wird auf den drei erstellten Betonsockeln mit Telemetriegeräten die Bewegung der Felswand kontrolliert.

Die Qual der Berufswahl
Eigentlich wollte ich Automechaniker erlernen. Berufsberater Müller aus Willisau gab mir jedoch zu verstehen, dass dies kein guter Beruf sei. Für mich heute eine unverständliche Auffassung. Schliesslich fixierten wir uns auf SBB-Stationsbeamter.
Für diese Lehre war aber der Abschluss der Verkehrsschule Bedingung. So meldete der Berufsberater mich zur Aufnahmeprüfung für diese Schule an, obschon hiefür drei Jahre Sekundarschule Voraussetzung waren. In Menznau gab es ja nur zwei Sekundarklassen. Ich solle probieren, vielleicht gehe es trotzdem, meinte Müller. Noch erinnere ich mich an den Tag im Mariahilfschulhaus in Luzern. Neunzig Kandidaten traten zur Prüfung an und dreissig konnte die Schule aufnehmen.
Man kann sich vorstellen, wie mir zumute war beim Sichten der Prüfungsblätter, die schliesslich auf die dritte Sekundarklasse abstellten. Ich hatte keine Ahnung von „Englisch-rechnen“, Algebra und Weltgeographie.
Das „Niet“ der Prüfungskommission war vorprogrammiert.

Ab ins Welschland
Der Berufsberater erklärte, dass für die Stationsbeamtenlehre französisch wichtig sei. Er kannte Bauer Justin Lachat in Courcelon bei Delémont, dessen Schwiegertochter einige Jahre zuvor bei Müllers in Willisau ein Deutschjahr absolvierte.
Im April 1955 brachte mich mein Onkel Gottfried Trachsel-Scheidegger mit seinem „Ford-Prefekt“ in den Jura. Er war der Einzige in der Purtschert-Verwandtschaft mit einem Auto, nebst einem Cousin der Mutter (Anton Voney-Bühler, Langnau, mit seinem wunderschönen, weinroten Opel).

Die Familie Lachat hatte eine prächtige landwirtschaftliche Liegenschaft, jedoch waren die Landparzellen an sechs verschiedenen Orten. Zehn Kühe und vier Pferde galt es zu betreuen. Lachat war der einzige Bauer im Dorf, der keinen Traktor und keinen Motormäher besass. Kein schweres Gefährt befuhr seine Wiesen. Einzig bei der Getreideernte kam der Onkel des Bauern mit seinem schweren „Vevey-Traktor“ mit angehängtem Bindemäher. Der Traktor macht mir mit seiner damaligen Grösse heute noch Eindruck.

Das tägliche Gras hatten wir mit der Sense geschnitten, das Heugras mit der Pferdemähmaschine. Hauptproduktion war nebst der Milch, Weizen und Futterrüben, denn es wurde kein Kraftfutter gekauft, alles Selbstversorgung. Sehr viel Weizen wurde an den Bund verkauft. Noch sind mir die rund 80 Kilo schweren Säcke mit den roten Streifen und dem Schweizerkreuz in bester Erinnerung. Ein grosser Anteil Weizen und Hafer wurde mit der eigenen Futtermühle gemahlen, eine Arbeit, die der Seniorbauer stets selbst verrichten wollte. Dabei hätte ich so gerne mit der Maschine hantiert.

Wochenlang hatten wir im Herbst und Frühling mit einem Dreierpferdegespann Äcker gepflügt. Nicht immer war das Knirschen der Pferdegeschirre so idyllisch. Streng war für mich als 16-Jähriger das Wenden des Pfluges und das Marschieren in und neben der Furche. Und es gab Hunderte von Furchen. Man hatte damals noch nicht gute Arbeitsschuhe und die Stallstiefel machten unsäglich müde. Wie geht es doch heute einfach mit dem Riesentraktor und dem Vierscharenpflug! Das Tagewerk begann morgens um halb sechs im Stall und endete abends in der Regel gegen acht Uhr. An einigen Abenden pro Woche büffelte die junge Bäuerin Thérèse Lachat-Fleury mit mir Französisch, und dies fast über das ganze Jahr.
Der Februar 1956 war der kälteste Monat des Jahrhunderts. Im Jura waren zwischen minus 20-25 Grad an der Tagesordnung. Trotz kurzem Weg in die Käserei konnte ich den Deckel der Milchkanne infolge Vereisung nicht mehr entfernen. Der Käser musste mit heissem Wasser nachhelfen.

Erster Kontakt mit einer Schreibmaschine

Ich hatte im Sinne, später Büroarbeit zu verrichten. Im Bahnhof waren Schreibmaschinen anzutreffen. Bis anhin hatte ich noch nie eine Schreibmaschine in den Händen. Des Bauern Cousin, der des Maschinenschreibens kundig war, riet mir, in Delémont eine Maschine zu mieten. Das tat ich, es war eine schwere, schwarze Underwood, die ich auf dem Gepäckträger des Velos von Delémont holte. Die Monatsmiete war 20 Franken, ein Viertel meines Lohnes. So behielt ich diese nur einen Monat, tippte aber recht intensiv darauf. Ein Jahr später kaufte mir der Vater eine Occasion „Hermes-Baby“ bei Altstoffhändler Lustenberger in Werthenstein.

Zusatzverdienst für den Bauern

Weil zur Liegenschaft kein Wald gehörte, war im Winter wenig Arbeit vorhanden. So musste ich während zwei Monaten zum Schwiegersohn, der im selben Jahr ein Plattenlegergeschäft eröffnet hatte. Dort war ich von morgens 9.00 bis 16.00 als Handlanger beschäftigt. Wohlverstanden, vorher und nachher war die Stallarbeit zu verrichten. Die Arbeit war sehr hart. So musste ich ganz allein einen Küchenboden im dritten Stockwerk von rund 10 m2 für das Legen der Platten vorbereiten. Also: herausbrechen des alten Plättlibodens, Ausbruchmaterial mit Bränte auf dem Rücken hinunter tragen, Einbringen von Füllmaterial (Koks) zwischen die Tragbalken. Dieses musste ich hinauftragen. Vorbereiten von Magerbeton, Zement- und Wasserbeimischung und dreimaliges Umschaufeln. Eine kleine Betonmischmaschine gab es noch nicht. Den Beton musste ich mit der Bränte wiederum hinauftragen.

Der Küchenboden hatte eine Stärke von 8 cm Beton aufzuweisen. Noch erinnere ich mich daran, wie ich zwei Holzlatten als Nivellierungsmass einsetzte, um mit der Abzuglatte den Beton auszuegalisieren. Jedenfalls konnte Plattenlegermeister Morand zur vereinbarten Zeit die Platten verlegen. Auf das Mittagessen musste ich verzichten, sonst hätte es nicht geklappt. Am Abend schmerzte mein Rücken, denn das Gewicht einer Bränte war rund 70 kg, und Polster hatte die Rückentrage keine mehr.

Die ganze Familie Berufsberater Müller kam an einem Sonntag zu Besuch. Links von mir Herr Müller. Die zweite Frau von links ist Bäuerin Therese Lachat-Fleury. Das Kleinkind ist der jetzige Bauer Marcial Lachat.

Schuh an den Hintern

Und noch eine Erinnerung! Baustelle Einfamilienhaus-Neubau, zweistöckig in Courroux. Um arbeiten zu können, musste provisorisch geheizt werden. Der Meister verlangte die Vorbereitung der Dislozierung des Holzfeuerofens in das Untergeschoss. Ich entnahm dem Ofen die Asche und Glutresten, füllte diese in den Maurerkessel, lief damit durch den Rohbau zur Treppe. Und schon spürte ich den Schuh des Meisters und ich purzelte die Treppe hinunter. Meister Morand war wütend, fluchte in den allerhöchsten Tönen. Warum wohl? Oh, der Maurerkessel dehnte sich nach unten. Eine grosse Blase. Ich wusste nicht, dass es auch Maurerkessel aus Plastik gab. Die Betonresten liessen ihn nicht von einem Eisenblechkessel unterscheiden. Es war das Weihnachtsgeschenk seiner Gattin zur Geschäftseröffnung. Darum die Wut!

Mein Monatslohn beim Bauern betrug 80 Franken. Mit dem Plattenleger war ein Stundenlohn von Fr. 1.50 vereinbart, was pro Monat rund 150 Franken ergab.
Eine grosse Spannung am ersten Monatsende und ich sah schon die grosse „Summe“ nach zwei Monaten. Denn ich wollte mir ein neues Velo „Condor“ kaufen. Fast jeden Sonntag spazierte ich in Delémont am Schaufenster des Velogeschäftes vorbei, der Preis von 320 Franken bedeutete immerhin vier übliche Monatslöhne. Die Fabrik dieser Velos war in unmittelbarer Nähe in Courfaivre. Der Name „Condor“ begeisterte mich einfach, vor allem auch, weil die Armee-Motorräder A 580 aus der gleichen Fabrik stammten.
Der Traum des neuen Velos war bald ausgeträumt, der Bauer beanspruchte meinen Zwischenverdienst, mit dem Hinweis, ich hätte ja bei ihm gegessen. Schliesslich überreichte er mir eine Fünfzigernote. Mit dem Velo wurde nichts. Heute würde ein derartiges Vorgehen zu einem Arbeitsgerichtsfall.

Auch ich versuchte, mich geschäftlich zu aktivieren. Mein Onkel Gottfried Trachsel-Scheidegger in Althäusern/Muri AG war Fabrikant im Alleinbetrieb. Er entwickelte Jauchepumpen, die gleichzeitig als Rührwerk eingesetzt werden konnten. Auf zahlreichen landwirtschaftlichen Betrieben waren die „TRAGO-Pumpen“ im Einsatz. Der Onkel versprach mir eine Prämie für den Pumpenverkauf.

Einmal kam er an den Markt nach Delémont, natürlich ohne Verkaufserfolg. Er hatte keine Französischkenntnisse und mein Französisch reichte nicht aus, die technischen Details zu erklären. Mein Bauer liebäugelte mit einer Pumpe, aber erst, wenn die LUNA-Pumpe defekt sei, verriet er. Mit Blick auf die Prämie wollte ich dieser Pumpe zum Defekt verhelfen. Ich mischte Sand in die Fettbüchse, um einem Zentrifugenlagerschaden Vorschub zu leisten. Aber die LUNA-Pumpe war derart robust, dass ich deren „Ausstieg“ während meinem Welschlandjahr nicht erlebte.

Bild: Vorderseite: Gottfried Trachsel mit seinem einmaligen Patent. Die Pumpe senkte man in die Jauchegrube. Bei gezogenem Schieber war sie das Rührwerk und bei geschlossenem Schieber förderte sie die Jauche.

Der Bauer war Separatist

Damals begannen die Bestrebungen, den Jura vom Kanton Bern zu lösen. Der Bauer erklärte mir das Jura-Wappen und warum an der Felswand über Delémont ein Riesenwappen gemalt war. Der Felsen ist heute noch mit den Wappen geziert. Im Zimmer hatte ich ein kleines Jurafähnlein und neben der Pferdestalltüre hing ebenfalls ein Jura-Symbol.

Der Bauer wünschte, dass ich am „Fête Jurassien“ nach Delémont gehe und dort im Schlossareal die Resolution unterzeichne, obschon ich noch nicht stimmberechtigt war. Die Menge macht es aus, sagte er. Als Katholisch-Konservativer war er ein überzeugter Verfechter des Kantons Jura. Beinahe jeden Tag wurde in diese Richtung politisiert. Und als Kirchenrat hatte er im Dorf grossen Einfluss. Im Jahre 1978 wurde der Kanton Jura gegründet.

Ein grosser Stolz war für mich das Pflügen mit den drei Pferden Amadia (20 jährig), Colette und Charlotte.

Apropos, die Bäuerin hatte eine Cousine mit Namen Charlotte um die 19, die fand ich total reizend. Aber ich war ja noch so jung.

Das jüngste Pferd Colette war ein wundervolles Tier, ein reinrassiger Freiberger. Ich besuchte dieses mehrmals auf der grossen Weide in Delémont, auf dem Weg nach Vorbourg. Es erkannte mich jeweils und wäre am liebsten mit mir gekommen. Das Bild schoss mein Cousin Josef Purtschert auf dem Sonntagsspaziergang.

Tier - Maschine - Mensch

Der Bauer war mit sich selbst unwahrscheinlich streng, was er auch von den Angehörigen auf dem Hof verlangte. Nur ein Beispiel: Den ganzen Vormittag mähte Bauer Justin Lachat mit der Pferdemähmaschine Heugras. Mittags um 11.45 Uhr kehrte er zurück. Pferde ausspannen, Pferde tränken, in den Stall bringen. Von der Stirn rann der Schweiss, aber vorerst reinigte er den Mähbalken, schmierte die Mähbalkenplättchen und mit der Fettpresse versorgte er noch jedes Lager an der Maschine. Erst dann war er an der Reihe, entledigte er sich vom Kittel, denn diesen trug er wegen den Fliegen und Bremsen, dann Arme in den Brunnentrog, Wasser über das Gesicht und zuletzt einen Schluck von der Brunnenröhre. Er und handelte ganz nach der Devise: zuerst Tier, dann Maschine, dann Mensch.

Der ebenfalls im Betrieb tätige Sohn, dreissig Jahre alt und verheiratet, musste seinen Vater fragen, wenn er am Sonntag einen Ausflug unternehmen wollte. Intensivste Gespräche waren nötig, bis er ein Moped kaufen durfte.
Jeden Sonntag-Morgen reinigte der Senior-Bauer sein schwarzes Militärvelo, um anschliessend zur Kirche zu fahren.

Ich erhielt für die ganzjährige Anstellungsdauer lediglich eine Woche Ferien an Weihnachten und an einem Sonntag im September durfte ich nach Hause. Und zwar mit dem Velo: morgens um 4 Uhr Wegfahrt nach Fontannen und abends wieder in Courcelon. Ich weiss nur noch, dass ich um 9.30 in Menznau die Messe besuchte, dann ging ich nach Hause zu den Eltern. Nach dem Mittagessen nahm ich wieder den Weg unter die Räder in Richtung Willisau-Huttwil-Herzogenbuchsee-Balsthal-Moutier-Delémont.
Unvergessen bleibt mir mein letzter Arbeitstag: das Postauto fuhr morgens 8.00 Uhr.
Um 7 Uhr stand ich noch in den Stallstiefeln!!

Das Fazit dieses Welschlandjahres war aber trotzdem positiv. Ich lernte unheimlich viel, vor allem rund um die Landwirtschaft. Die Französischlektionen der Bäuerin verhalfen mir später zu einer Maximalnote in diesem Fach. Im Winter besuchte ich zudem die so genannte Bürgerschule. Es waren 15 Bauern aus der Romandie und fünf Deutschschweizer im an zwei Abenden pro Woche stattfindenden Unterricht. Dieser war für die Welschen obligatorisch. Bei der Schlussprüfung Diktat schrieb ich 14 Fehler. Es waren aber welsche Schüler in der Klasse mit über 20 Fehlern.

55 Jahre später (2010) organisierte ich, dass wir Welschlandbuben aus der Zeit von 1951 bis 1956 unsere Madame, Therese Lachat-Fleury, besuchen und zum Essen einladen. Die drei älteren Kollegen sind meine Vorgänger. Mein Nachfolger Ruedi Kaufmann ist verstorben. Wir begleiteten Madame Lachat auf ihren Wunsch nach Maria Stein. Nach dem Besuch der Wallfahrtsstätte genossen wir im Ort ein feines Essen.

Treue zum „Frank-Velo“.
Nachdem ich im Jura das Condor-Velo nicht erstehen konnte, blieb mir nichts anderes übrig, als das Velo meines Vaters zu behalten. Es war ein robustes „Frank-Velo“. Töni Frank war aus Roggliswil und stellte als Velorennfahrer Velos her mit der Dreigangschaltung auf der Rahmenstange. Es war eine Sturmey-Nabenschaltung. Die Trommelbremsen wurden bei langen Talfahrten glühend heiss. Ich weiss nicht mehr, wie oft ich die Trommelbremsen zerlegt und neue Bremsbeläge montiert hatte.
Ein Jahr später erlebte ich mit diesem Velo einen fatalen Sturz. Der Vater erstellte einen neuen Traktoranhänger. Ich musste die Beschläge und das Schraubenmaterial beim Dorfschmied Barmet in Doppleschwand holen.

Mit dem schweren Rucksack am Rücken fuhr ich von Doppleschwand in Richtung Fontannen. Das Kabel der Hinterradbremse klinkte aus. Bei dieser rasanten Talfahrt blieb mir nichts anderes übrig, als vor der Liegenschaft Burgmatt das abzweigende Strässchen in das freie Land zu wählen. Das ging soweit alles gut, aber im Grase lagen, schräg zur Fahrtrichtung, Jaucherohre. Ich fiel kopfüber in das Wiesland, den schweren Rucksack am Rücken. Ich muss einige Zeit dort gelegen haben. Als ich mich aufrichtete, war mir schwindlig und übel. Seit diesem Ereignis fuhr das Velo zwei Spuren, auch bei Geradeausfahrt.

Einige Monate später kaufte ich von Velo Hostettler Wolhusen ein neues Velo, grün war die Farbe, Gepäckträger, Felgen und Schutzbleche aus Leichtmetall, Dreigangschaltung am Lenker und Felgenbremsen. Welch ein Stolz über das neue Eigentum. Die Pflege war ihm gewiss, wöchentlich ölte ich die Radlager, das Tretlager, die Kette und die mechanischen Teile der Bremsen. Das Bild rechts zeigt den stolzen Besitzer des Frankvelos.

Aus ist der Traum vom SBB-Beamten

Auf den Zeitpunkt der Rückkehr vom Jura hatte mich der Berufsberater bei den SBB zur Aufnahmeprüfung angemeldet. Morgens um acht Uhr musste ich mich im Bahnhof Luzern im Obergeschoss melden. Französisch war kein Problem, aber es gab noch etliche Fächer, die die Experten den Verkehrsschule-Büchern entnahmen und solche Lehrmittel bekam ich nie zu Gesicht.

Der SBB-Brief mit dem lapidaren Satzbeginn „Leider…“ ging an den Berufsberater, denn er hatte mich angemeldet. Die Suche nach einem Beruf ging weiter, es war im März 1956.
Müller Willisau war am Telefon, in der Distillerie Willisau sei eine Lehrstelle für einen kaufmännischen Angestellten offen und ich solle hingehen zur Vorstellung.
Dort sagte aber ich ab, denn in einer kleinen Ecke neben den beiden älteren Damen Büroarbeiten zu machen, konnte ich mir nicht vorstellen.

Gemeindekanzlei Wolhusen, der Anfang meiner Berufskarriere

Mein Entschluss, die Lehre in der Distillerie nicht anzutreten, missfiel dem Berufsberater. Gleich erwähnte er aber, dass auf der Gemeindekanzlei Wolhusen ein Lehrling abgeschlossen habe. Der Vater und die Mutter munterten mich auf: „Ja, Kanzlei, das wäre doch etwas!“
Ich machte mich auf den Weg und klopfte bei Gemeindeschreiber Anton Arnet an.
„So, du möchtest bei uns die Lehre machen“, war der Beginn des Gespräches. „Was hast du bis jetzt gemacht, wie sehen die Noten aus?“ Diese durfte ich ja zeigen, vor allem jene von der Sekundarschule, die im ersten Semester bei einer 5 begannen und jedes Semester um 0,2 stiegen.
„Und was seid ihr daheim politisch? Ist der Vater konservativ?“, wollte er weiter wissen. Das wusste ich nicht und die Fragen gingen weiter, welche Tageszeitung wir dennhätten. Wir hatten keine Tageszeitung, denn der Pöstler kam nur drei Mal in der Woche, Entlebucher-Anzeiger und Willisauer-Bote.
„Geht der Vater auch stimmen?“, bohrte der Gemeindeschreiber weiter, die Tabakpfeife schräg im Mund haltend.
„Ja er geht jeweils auf den Menzberg. Das ist eine Wegstunde, Fontanne gehört zum Urnenkreis Menzberg. Und manchmal holt ihn jemand ab“, gab ich zur Antwort..
„Wer holt den Vater denn ab?“
„Ich glaube es ist Unternährer von der Genossenschaft.“
„Ja, dann ist es gut. Also du kannst am nächsten Montag hier beginnen.“
Freudestrahlend kam ich nach Hause und diese Botschaft gefiel natürlich meinem Vater und der Mutter noch mehr.

Hans auf der Kanzlei

Die Gemeindekanzlei war im linken Teil des Erdgeschosses im stattlichen Primarschulhaus an der Menznauerstrasse. Zwei Büroräume und ein Archiv, zirka drei Meter Lichthöhe, Parkettboden. Im einen Büro war Gemeindeschreiber Anton Arnet-Bossert etabliert. An seinem Pult war ein Tisch angefügt. An diesem Tisch fanden die Gemeinderatssitzungen statt. Der Gemeinderat bestand damals aus drei Mitgliedern. Hier fanden diverse Sitzungen statt und auch die Trauungen wurden in diesem Büro vollzogen. Im zweiten Büro waren der Substitut Anton Arnet junior, zeitweise ein Kanzlist und ich als Lehrling.
Ein Heizofen stand damals nur im Büro des Gemeindeschreibers. Die alten von Roll-Radiatoren gaben wenig Wärme ab, zumal an den schulfreien Tagen nur wenig geheizt wurde.

„Stiftenämtli“ von damals
Am Morgen war meine erste Aufgabe, für ein warmes Büro des Gemeindeschreibers zu sorgen, was für mich kein Problem war. Bereits am Vorabend zerkleinerte ich im Keller Holz zum Anzünden, um unter keinen Umständen am Morgen zu spät zu sein. Um acht Uhr erschien jeweils der Chef. Meistens war ich bereits um sieben Uhr in der Kanzlei. Den Ofen heizte ich so richtig ein, liess eine gewisse Zeit die Türe offen, damit unser Büroraum auch etwas Wärme erhielt.
Zur Aufgabe des Lehrlings gehörte auch das Zudecken der Schreibmaschinen. Jeweils um 18 Uhr musste ich die fünf Maschinen zudecken und am Morgen wieder enthüllen. Der Chef hatte eine Torpedo 10, der Substitut eine Hermes Ambassador und ich eine Hermes 2000. Auf einem Nebentisch stand eine alte Schreibmaschine mit stets eingespanntem Blatt. Dort musste jede amtliche Verrichtung, wie Anmeldung der Neuzuzüger, diverse Ausweispapiere, Korrespondenzen etc. notiert werden, denn der Gemeindeschreiber war im Sportelsystem angestellt, also eine Art selbständig.
Damals wurde bis Samstagmittag gearbeitet. Um 11 Uhr war für mich Arbeitsschluss. Dann hiess es Papierkörbe leeren, alle Räume wischen und was noch so dazugehörte.

Mühevoller Beginn der Büroarbeit
Die Integration in den Büroalltag war für mich nicht so einfach. Vorher das harte Arbeiten, meist draussen. Hinzu kam, dass ich selten ein Büro betreten und von Büroarbeit eigentlich keine Ahnung hatte. Weder in der Verwandtschaft, noch im Bekanntenkreis der Eltern war jemand im Büroberuf tätig. Ich musste die Handhabung der Maschinen erlernen, obschon es nur eine Schreibmaschine, ein Umdrucker und die Rechenmaschine mit Handkurbel waren.
Einen Horror erlebte ich schon in der ersten Woche. Ich musste für das „Spitalgründungskomitee Spital Wolhusen“, dem der Gemeindeschreiber angehörte, die Eingabe an den Grossen Rat des Kantons Luzern auf Matrizen schreiben. Noch nie gesehen, diese Doppelblätter mit der blauen Farbe mit den Buchstaben im Spiegeldruck. Offenbar sagte mir niemand, wie das zu funktionieren hatte, oder ich hörte vielleicht zuwenig genau zu! Es waren zwei Seiten vom Manuskript des Gemeindeschreibers abzuschreiben.

Natürlich gab es Tippfehler und diese korrigierte ich mit dem schmalen Schreibmaschinenradiergummi. Resultat: ein blauer Fleck, anstelle gestochen scharfer Buchstaben. Ich schwitzte, denn es war Mittag und am Nachmittag musste ich nach Willisau in die Berufschule.
Vermutlich wurde in meiner Abwesenheit noch geflucht, aber am nächsten Morgen war das Schriftstück versandbereit, jedoch nicht durch mich erledigt.

Schreiben, schreiben, schreiben
Wochenlang musste ich in die grossen Foliobücher die Protokolle der Gemeindeversammlungen, die Abstimmungsverbale, Nachlassinventare, Erbteilungsentscheide, Steigerungsinventare usw. mit Tinte eintragen. Kugelschreiber waren nicht erlaubt. Zudem waren diese kaum auf dem Markt. Über fünfzig Jahre liegen diese Bücher nun im Archiv und dienen vielleicht einmal einer Nachforschung in irgendeinem Fall oder der Familienforschung.

Die Post geärgert
Damals war der Briefpostverkehr zwischen den Amtsstellen „Amtlich“, d.h. die Briefe mussten nicht frankiert werden. An Privatpersonen betrug die Frankatur für einen Brief im Ortskreis 10 Rappen und alle übrigen 20 Rappen. Ich begann im Dorf Wolhusen an der Bahnhofstrasse und Entlebucherstrasse die Briefe jeweils am Abend oder mittags selbst in die Briefkästen zu werfen. So blieben mir doch einige Franken, die Marken löste ich bei der Post ein.
Eines Tages stand beim Bereitstellen der Briefpost der Chef vor mir und sagte, dass Postverwalter Oberson reklamiert habe, die Zustellungen würden nicht überall per Post erfolgen. Ich gestand meine „Tat“ kleinlaut und von nun an frankierte ich wieder.

Ein weiteres Mal holte ich mir von der Post Wolhusen eine Schelte. Um unserer kleinen Poststelle Fontannen, die nur rund 30 Haushalte zu bedienen hatte, zu einem besseren Ergebnis zu verhelfen, nahm ich die Briefsendungen in die Mappe und überbrachte sie der Fontannen-Post. Ich sehe Posthalterin Martha Weibel heute noch, wie sie Freude hatte, ob der vielen Briefe.
Es vergingen nur wenige Tage, bis Postverwalter Oberson beim Gemeindeschreiber erneut vorsprach und sich beschwerte, die Post der Kanzlei werde in der Fontanne aufgegeben. Jedenfalls hatte ich noch die Ausrede parat, dass der Gemeindeschreiber von Romoos die Briefe ebenfalls in die Post Fontannen bringe. Allerdings tat er dies mit dem schweren Motorrad und um anschliessend in der im gleichen Haus befindlichen „Fontanne-Pinte“ einzukehren.

Dem Dorfpolizisten das Einkommen geschmälert
Die Ausländerausweise hatten wir den Inhabern nach der Anmeldung auf der Gemeindekanzlei nicht per Post zugestellt, sondern dem Ortspolizisten übergeben, mit dem Zweck, dass er informiert war, wo Ausländer etabliert waren. Er erhielt für einen Ausweis einen Franken. Pro Monat dürften es ein Dutzend Ausweise gewesen sein.
Auch da witterte ich eine Einnahmequelle und begann, die Ausweise nach Feierabend persönlich zu überbringen.
Es vergingen kaum zwei Wochen und Polizei-Gefreiter Frey in schwarzen, engen Beinstiefeln sprach am Kanzleischalter vor mit der Frage, ob es sein könnte, dass in letzter Zeit keine Ausländer mehr in die Gemeinde zugezogen seien. In der Kanzlei ein errötender Stift und ab diesem Zeitpunkt überbrachte wieder der Landjäger die Ausweise.

Mittagessen für Fr. 1.40
Vor allem bei schlechter Witterung war der Weg von zirka neun Kilometer zu beschwerlich, um zuhause das Mittagessen einzunehmen. So konnte ich zum Preise von Fr. 1.40 bei der Metzgerei Witschi essen. Vier Metzgerburschen waren ebenfalls am Tisch. Die Monatsrechnung lag jeweils um die fünfzig Franken und dies bei einem Monatslohn von Fr. 80.-- im ersten, Fr. 100.-- im zweiten und Fr. 120.-- im dritten Lehrjahr.

Um die Mahlzeitenrechnung tiefer zu halten, ging ich ein bis zweimal in der Woche, statt in den Essraum in den Metzgereiladen und kaufte mir eine Cervelats oder Küminwurst für 60 Rappen. Dazu gesellte sich noch das Mutschli aus der Bäckerei für 20 Rappen. Getränk vom Brunnen und so war wieder etwas gespart.

Berufsschule KV in Willisau

Die Lehrlinge aus dem Amt Willisau und Entlebuch hatten die Berufsschule in Willisau zu besuchen. In der Regel war es der Montagnachmittag und der Donnerstagvormittag. Im dritten Lehrjahr kam noch die Verwaltungsschule am Samstagnachmittag hinzu.
Von Frühling bis Herbst benutzte ich für die Wegstrecke das Fahrrad. Vom Wohnort bis Willisau waren immerhin 18 Kilometer zu pedalen und retour musste ich schliesslich auch wieder. Wenn ich abends müde heimkam, warteten noch Arbeiten im Stall oder auf dem Feld, beziehungsweise besser gesagt, an den Hängen und Böschungen.

Strasse bauen, statt an Comptoir Suisse

Von der Berufsschule erhielten wir 1958 das Angebot, in Lausanne das Comptoir Suisse zu besuchen. Das war viele Jahre eine nationale Ausstellung. Der Preis betrug inkl. Fahrtkosten 15 Franken. Mein Vater fand, dass dieser Besuch überflüssig sei, er könne mir dies nicht finanzieren, zudem müsse ein Steinbett in die Strasse zur Scheunen-Einfahrt gelegt werden. So blieb mir nichts anderes übrig, als an diesem Tage Steinbollen aus der Fontanne zu tragen, um diese dann als Strassengrundlage einzubauen. Es war eine überaus harte Arbeit. Mit einem schweren Eisenhammer mussten die grossen Steine zerschlagen werden. Mit den dadurch gewonnenen Flächen wurden die Steine so verlegt, dass sie sich verkeilten und damit ein gutes Fundament für die Oberschicht ergaben.

Vorunterrichtsleiter auf Steinhuserberg

Sekundarlehrer und Gemeinderatsverwalter Hans Püntener kam nach einer Gemeinderatssitzung zu mir in das Büro, er müsse mit mir etwas besprechen. Aus gesundheitlichen Gründen könne Josef Bucher auf dem Steinhuserberg den Vorunterricht nicht mehr leiten. Das wäre doch etwas für mich, meinte er. Obschon ich nie ein guter Turner war und das Turnen nicht meine Stärke war, sagte ich zu. Ich wurde im März 1958 zu einem zweitägigen Kurs in die Sportanlage Gersag, Emmenbrücke eingeladen. Es ging um die Erlangung des kantonalen Vorunterrichtsleiter-Ausweises. Das erste Mal in meinem Leben logierte ich in einem Hotel, nämlich im Fasan. Ungewohnt war die telefonische Einladung zum Morgenessen.
Im April folgte das Aufgebot zu einem einwöchigen Leiterkurs nach Magglingen, welcher Stolz für mich, bei der Eidgenössischen Sportschule zu sein. Die Woche war ein echter Drill, ich kam an physische Grenzen. Offenbar als Folge der Essensveränderung streikte der Darm von Sonntag bis Donnerstag. Der Gang zum Kursarzt war unumgänglich. Den Marathon von fünf Kilometern am folgenden Tag, im tiefen Schnee, vergesse ich nicht mehr. Und es wurde Samstag, den Fachausweis „Eidg. Vorunterrichtsleiter“ erhielt ich. In der Folge hatte ich während zwei Jahren beim Schulhaus Steinhuserberg zwischen 15 und 20 Burschen den militärischen Vorunterricht erteilt. Das Turnprogramm war vom Militärkontrollbüro Luzern vorgeschrieben. Jeweils am Dienstagabend war Kurs. Ich stiess fast an Grenzen beim Zurücklegen des Weges. Nach Büroschluss um 18 Uhr nach Hause, dann von dort zu Fuss auf den Steinhuserberg, über eine halbe Stunde. Vom Gehöft „Neumättli“ kamen drei Burschen. Auf dem Heimweg gab es dort einmal „Chriesibrägu“. Das war auch der Ort, wo meine Freundschaft mit meiner späteren Gattin Anna Lustenberger den Anfang nahm.

Ich korrespondierte mit Oberst Fischer, Chef des Militärkontrollbüros des Kantons Luzern, um allenfalls ein ausgemustertes Militär-Motorrad leihweise zu erhalten. Aber dieser Wunsch blieb ein Traum. Oberst Fischer sass ja im Büro in Luzern und kannte meine Wegverhältnisse nicht. Einige Monate später hatte ich meinen eigens verdienten 150-fränkigen Töff „Express 125“. Später ist mehr davon zu erfahren.

Erste grosse Reise mit dem Velo

1958 unternahm ich mit Schulkollege Fredy Röösli eine Velotour von drei Tagen. In der Nacht fuhren wir in der Fontanne weg, um zirka 6 Uhr morgens waren wir auf dem Brünig und um die Mittagszeit wuschen wir im Grimselsee die Füsse. Die Talfahrt war nicht ohne Zwischenfall. In der Nähe von Gletsch touchierte ich mit dem Rad einen grossen Stein. Danach war die Felge so demoliert, dass sie die Bremsklötze nicht mehr passieren konnte. Mit einem Stein hämmerte ich die Felge notdürftig zurecht. Natürlich musste ich nachher mit dem Bremsen am Hinterrad vorsichtig sein.

Dann fuhren wir das unendlich lange Rhonetal hinab, denn das Ziel war Mayens de Sion, der Arbeitsort der Freundin von Fredy. Erst gegen 20 Uhr trafen wir dort ein, denn den Berg hinauf mussten wir die Fahrräder über eine halbe Stunde schieben. Geschlafen hatten wir in einem Heuschuppen. Morgentoilette am kühlen Bach. Auf der vormittäglichen Fahrt am zweiten Tag von Mayens des Sion in das Tal machten wir Halt bei einem prallvoll mit Früchten behangenen Aprikosenbaum. Da naschten wir etliche Früchte. Wir büssten dies zwar, denn die gespritzten und ungewaschenen Aprikosen akzeptierte der Magen nicht so recht. Wir setzten die Fahrt fort in Richtung Martigny-Aigle-Chateau-d'Oex. In der Talebene des Saanenlandes übernachteten wir wiederum in einer Heuhütte. Am dritten Tag kehrten wir zurück via Zweisimmen-Thun-Schallenberg-Wolhusen. Die Ausgaben für die ganze Reise lagen bei 25 Franken, das Essen inbegriffen.

Jungmannschaft und meine erste Nacht nicht zu Hause

Mein Lehrmeister Tony Arnet, jun., war Präfekt der Jungmannschaft Wolhusen, und er fragte mich an, ob ich der Gemeinschaft beitreten möchte, was ich nicht verneinen wollte. Auch übernahm ich das Amt des Kassiers. Allerdings war es für mich manchmal mühsam, so weit weg, die Veranstaltungen zu besuchen, namentlich an Samstagen und Sonntagen. Zudem musste ich dem Vater helfen.

Es war Fasnachtszeit, der JUMABA war angesagt, Jungmannschaftsball im Vereinshaus Andreasheim. Es war der gemeinsame Anlass von Jungmannschaft und Marienverein. Jede Teilnehmerin, jeder Teilnehmer hatte ein kleines Päcklein im Mindestwert von 50 Rappen mitzubringen, das dann getauscht wurde. Der Abend verging bei Spiel und Tanz, bald war es ein Uhr nachts. Karges Winterwetter draussen und es stand meine Heimfahrt in die Fontanne bevor. Da kam Jungwächtler Adolf Bucher vom Wydenweidli und lud mich ein, zu ihnen nach Hause zu kommen. Das Wydenweidli ist oberhalb der Krone Wolhusen-Markt. Kommt hinzu, dass seine Schwester Rosmarie Ladentochter war bei Bienz-Portmann, gegenüber der Kanzlei. An diesem Haus war auch der Schaukasten des Zivilstandsamtes und ich hatte dort jeweils die Eheverkündigungen in den Kasten zu heften. Manchmal traf es sich, dass sie gleichzeitig am Gemüsestand auf dem Trottoir etwas holen oder verrichten musste. Offensichtlich waren beide scheu, sich konkret anzusprechen. Noch weiss ich heute nicht, ob Rosmarie den Bruder angewiesen hatte, den armen Fontanner vom langen Weg zu verschonen.
Also „zottelten" wir in der Nacht zum Wydenweidli, mein Velo nebenher schiebend. Ich übernachtete zum ersten Mal in einem fremden Haus. Wie angenehm, die wohlige Wärme und der schön gedeckte Tisch am Morgen. Die Scheu hatte jedoch angehalten und es blieb der Anblick auf Distanz zwischen Gemeindekanzlei und dem Kolonialwarenladen Bienz-Portmann.

Die Kilbi und der Tanzkurs
Kilbi und Fasnacht waren die eigentlichen Vergnügen, die man damals kannte. Als wir 18/19jährig waren, hatten die Eltern so langsam Verständnis, wenn die Jungen zu solchen Anlässen gingen. Kilbizeit war von September bis Oktober. Primär besuchten wir die Kilbi von Doppleschwand. Hier hüteten wir Junge uns davor, in den Tanzsaal des Restaurants Linde zu gehen. Dort war nämlich die Pfarrköchin Margrith im Auftrage des Pfarrers oft am Eingang zu treffen, um nach Jugendlichen im Saal zu spähen. Sie selbst war gegen Sechzig. Sie hatte die Pfarrgemeinde, namentlich die Gottesdienstbesucher vollends im Griff. In der Kirche hatte sie immer ihren eigenen Platz zwischen Pfosten und Hauptkorridor. Normalerweise hätten dort zwei Personen Platz gefunden. Aber die Köchin hatte sich auf dem Kniebänklein ein Kissen montiert.
Wehe, wenn jemand diesen Platz je beansprucht hätte!

Einmal kam meine Mutter etwas spät in die Kirche. Die Kirche war auf der Frauenseite besetzt. Nur neben der Köchin gähnte eine kleine Lücke. Und auf der Männerseite nahmen damals keine Frauen Platz. Der Mutter blieb nichts anderes übrig, als sich neben die Köchin zu zwängen. Man kann sich kaum ausdenken, wie die Köchin mit dem runden Haarknäuel unter dem Hut, das Müeti, das eine Wegstunde hinter sich hatte, von oben bis unten musterte. Und vielleicht roch der Mantel etwas nach Stall-Luft. Nur zögernd schob sie sich etwas gegen den Pfosten, um der Mutter Platz zu machen. Wie heisst es doch so schön im Evangelium: „Kommt doch, die ihr so mühselig beladen seid."

Nun zurück zur Kilbi. Wir Burschen suchten natürlich auch die Kilbibetriebe der Nachbardörfer auf. Es waren im besonderen Wolhusen, Menznau und Buholz. Den Weg ging man mit dem Fahrrad. Vielfach pilgerte man auch an den Ort, nur um zu sehen und herumzustehen. Man hatte kein Geld für den Eintritt zum Tanzanlass. Vielleicht reichte es für eine Schaukelfahrt oder einen Lebkuchen. Um sechs Uhr abends musste man wieder zuhause sein, Stallarbeit.

Mit Kollege Fredy (Sohn von Lehrer Röösli) beschloss ich, in Buholz einen Tanzkurs zu besuchen. 20 Franken für vier Abende. Immerhin ein Fünftel des Lehrlingslohnes. Die Eltern von Fredy durften es nicht wissen. Der erste Kursabend kam, ein halbes Dutzend Leute waren im Saal mit dem glänzenden Parkett. Wir zwei weit ab vom dörflichen Zeitgeist, alte Halbschuhe, von der Velofahrt gezeichnet, nicht frisch aus dem Bad, aber Brillantine im Haar.
Die Tanzlehrerin mit wallendem Seidenrock, schulterlangen Haaren, aber nicht mehr die Jüngste, drückte die Taste am Tonbandradio. Schneewalzer. Sie kam auf uns zu, zuerst zu mir, gab Anweisung, wie die Hand halten. „Ja, Hand schön über Handrücken der Dame halten. Auf Brusthöhe 50 cm weg, linke Hand um Taille der Dame. Und drehen, eins-zwei-drei, eins-zwei-drei", sagte sie. Parfum kam mir entgegen, vertrug sich vermutlich nicht so gut mit meinem Stallduft.

Nebenverdienst beim Pfarramt
Eines Tages kam Pfarrer und Domherr F.X. Kreienbühl von Wolhusen auf die Kanzlei und erkundigte sich, ob der Lehrling die Pfarreikartothek nachführen könnte, denn diese sei mindestens drei Jahre im Rückstand. Ich erklärte mich bereit, dies während den zweiwöchigen Ferien zu besorgen. So holte ich im Pfarramt die Karteikasten mit einem geliehenen Veloanhänger auf die Kanzlei und bearbeitete Kasten um Kasten. Als ich die letzte Kartothek ins Pfarramt zurück brachte, sagte der Pfarrer, es wären noch jene vom Dorfteil Wolhusen-Markt. Also transportierte ich diese Kasten zur Gemeindekanzlei Werthenstein, die in Wolhusen-Markt domiziliert war. Irgendwie fühlte ich mich stolz, auf einer anderen Kanzlei ein- und auszugehen. Die Ferien reichten gerade, um die Arbeit zu beenden.
„Nach der Arbeit kommt der Lohn, was musst du haben?“, fragte der Pfarrer, wohl zufrieden über die bereinigten Register.
Ich sagte „150 Franken für die zwei Wochen“. Der Pfarrer schickte mich zu Kirchmeier Dissler, Landwirt, Fluh.
In einer halben Stunde war ich dort und schon stand der alte Kirchmeier unter der Türe. Inzwischen dürfte er vom Pfarrer einen Telefonanruf erhalten haben, denn er überreichte mir ein Couvert mit 250 Franken. Eine Riesenüberraschung für mich.

In Töff investiert
Der lange Arbeits- und Schulweg, sowie das Engagement für den Vorunterricht weckten das Bedürfnis nach einem motorisierten Vehikel.

Der Gemeindearbeiter von Wolhusen, Adolf Rogenmoser bot mir sein 125-er Motorrad „Express“ an, samt Helm und Bekleidung für 150 Franken, welches ich schliesslich erwarb.
Ich stellte das Fahrzeug beim Schulhaus vor der Kanzlei an die Wand. Am darauf folgenden Tag kam Lehrer Alphons Brühlhard in das Büro und erklärte, er mache Versicherungen. Offenbar sah er mich ohne Nummernschild daher fahren, was damals vielfach vorkam. Ich schloss die Versicherung ab und eine Woche später kam der Versicherungsausweis. Ich konnte bei der Motorfahrzeugkontrolle in Luzern das Nummernschild holen.

LU 8717
Den Chef fragte ich um die Erlaubnis, am Vormittag etwas früher gehen zu können, zwecks Abholung der Töffnummer. Um 10.30 Uhr durfte ich das Büro verlassen und flugs ging’s mit dem Velo Richtung Luzern. Just um 11.45 Uhr kurz vor Schalterschluss kam ich bei der Motorfahrzeugkontrolle an, die damals am Alpenquai war. Der Beamte reichte mir nach Bezahlung der Gebühr das Schild LU 8717, ich klemmte dieses auf den Gepäckträger und eilig radelte ich Richtung Wolhusen/Fontannen. Das Mittagessen schnappte ich stehend, denn um 14.00 Uhr musste ich in der Schule in Willisau sein. Erstmals mit dem Töff, mangels Zeit zur Montage packte ich die Nummer in die Mappe. Aber ich kam zu spät zur Schule, denn der Töff hatte Zündungsunterbrecher.

Am darauf folgenden Tage ging mir ein Schauer durch den Rücken, denn der Herr Pfarrer erblickte mich auf dem Töff. Ich machte mir Vorwürfe: Jetzt hat der Pfarrer gesehen, dass ich aus dem verdienten Geld einen Töff gekauft hatte.

Dann beruhigte ich mich wieder und dachte, er weiss ja, dass ich einen weiten Weg zurückzulegen habe.
Grosses Staunen bei den Jungen im Vorunterricht und in der Berufsschule. Ich war der Einzige mit einem Motorrad, lediglich ein Schulkollege kam mit einem VW, der gehörte jedoch seinem Vater. Ein Jugendlicher des Vorunterrichts, mein späterer Schwager Hans Lustenberger, machte sich einen Spass daraus, mit dem Töff gelegentlich eine Spritzfahrt zu unternehmen. Mit einem Nagel als Zündstecker setzte er den Motor in Gang. Um diesem Tun ein Ende zu setzen, montierte ich einen kleinen Schalter in der Stromleitung, den ich unter dem Sattel positionierte. Aber es dauerte nicht sehr lange und Hans entdeckte den geheimnisvollen Schalter. Herrliche Jugendfreuden von damals, über die man heute nur schmunzeln kann.

Transport Urnenbüromitglied
Es war Frühling 1959, Gemeindewahlen. Bekanntlich wurden damals die letzten Stunden vor Schluss des Urnenbüros von überall her Leute zum Wählen geholt. Vor dem Schulhaus, wo das Urnenbüro war, sammelten sich Schaulustige, man wollte schliesslich sehen, wer so geholt wird.
Als Lehrling musste ich auf dem Urnenbüro mithelfen. Für Auszählarbeiten war auch Urnenbüromitglied Albert Lustenberger von der Zippenrüti zugeteilt. Da er einen weiten Weg hatte, holte ich ihn mit dem Töff. Einige Minuten nach Urnenbüroschluss fuhr ich mit dem alten, ratternden Töff „Express“ beim Schulhaus vor. Auf dem Sozius Albert Lustenberger mit Hut. Die Schaulustigen empfingen uns mit höhnischen Rufen: Eh, schon zu spät. Sie glaubten, ich hätte noch einen Bauern geholt.

Buchhaltung ein Horrorfach
Trotz wenig verfügbarer Zeit zum Lernen kam ich einigermassen über die Runden in der Berufsschule. Die Fächer Rechnen und Buchhaltung waren jedoch Horror für mich. Lehrer Albert Lischer konnte mir die Begriffe einfach nicht vermitteln. Er war Gemütsschwankungen unterworfen und hatte die Geduld und Zeit nicht, mit mir zu üben, was ich auch begriff. Wusste ich einmal auch im Rechnen ein richtiges Resultat, konnte er laut ausrufen: *„Er ist keineswegs der Geringste im Lande Fontannen“.* Ich kam mir manchmal ausgelacht vor.
Rechtskunde, Wirtschaftskunde, Branchenkenntnisse und Französisch waren die Fächer, die ich mit Bravour und gerne meisterte. Drei Monate vor der Lehrabschlussprüfung war ich nicht in der Lage, einen Abschluss der doppelten Buchhaltung zu erstellen. Da die Platz- und Lichtverhältnisse im Elternhaus prekär waren, richtete ich mich abends zum Lernen in der Kanzlei ein. Mit einem Spiritus-Kocher bereitete ich mir Suppe und Tee zu.
Ich engagierte einen Bekannten vom Dorf, der vor einem Jahr die Lehre abgeschlossen hatte. Es war Hansruedi Marrer. Ich bat ihn, an einigen Abenden mir die Buchhaltung beizubringen, was in der Folge auch geschah. Im April 1959 konnte ich einigermassen mit gutem Gefühl an die Abschlussprüfung. Immerhin war die Note in Buchhaltung und Rechnen je 2,5, wobei es bei den andern Fächern die Bestnote 1 und 1,5 ergab.

Französischprüfung nach einem Glas Wein
Der grösste Teil der zweieinhalb Tage dauernden Prüfung war in den Kunsthaussälen, die mündlichen Prüfungen in den Räumen des damaligen KV an der Frankenstrasse. Um 13.30 Uhr hatte ich zum letzten Fach „Französisch mündlich“ anzutreten. Ich war so um 12.30 Uhr dort. Ich hatte nach der Reise von zuhause noch nichts gegessen. So war es mein Ziel, mich mit einer Ovo und einem Nussgipfel im Restaurant Alpina im Erdgeschoss des KV zu verköstigen. Dort sassen die Gemeindeschreiber Anton Zihlmann, Hergiswil und Anton Grob, Gettnau, Leiter der samstäglichen Verwaltungskurse. Anton Zihlmann rief: „So Purtschert komm, du warst gestern der Beste bei der Branchenkunde, darauf nehmen wir ein Gläschen“.
Und punkt 13.30 Uhr war zwei Stockwerke höher das Antreten für die Französischprüfung. Der Experte drückte mir eine Westschweizerzeitung in die Hand, mit der Aufforderung, einen bestimmten Text zu lesen, diesen zu erklären und Wörter zu konjugieren.

Das Erzählen funktionierte, aber das Konjugieren lief nicht so geschmiert. Hierauf fragte er mich nach der Tätigkeit im Welschland. Da war ich bestens im Bilde und wusste unheimlich viel zu berichten. Es machte dem Experten derart Eindruck, dass die Benotung eine 1 ergab. Der Weingeist hat das „Seinige“ dazu beigetragen.

Lehrabschlussfeier
Die Lehrabschlussfeier und Entgegennahme des begehrten Fähigkeitsausweises mit dem farbigen Schweizerkreuz auf der Vorderseite des Leineneinbandes war im Kursaal Luzern. Mein Lehrmeister konnte nicht teilnehmen, so gab er mir 20 Franken, damit ich mir etwas leisten könne.
Dieses Geld war die grosse Rettung für mich, denn bereits hatte ich einen respektablen Einkauf hinter mir, nämlich meinen ersten Kombi-Veston im Ausverkauf bei Jakob Schmid, Wolhusen. Der dunkelblaue, kariert bemusterte Stoff hatte glänzende Noppen und schien mir richtig festlich. 98 Franken war auf der grossen gelben Etikette geschrieben und bedeutete gerade meinen letzten Lehrlingslohn.
Mit dem alten Töff fuhr ich nach LIttau, wo ich meine dort arbeitende Freundin Anna abholte, um mit dem Zug nach Luzern zu fahren. Nach der Abschlussfeier war es bald Mitternacht, es regnete in Strömen und es fuhr kein Zug mehr nach LIttau. Es blieb nur noch das Taxi. 15 Franken kostete dieses nach Littau. Zum Glück hatten wir nur zwei Citro getrunken, sonst hätte ich mich blamieren müssen. Anna wohnte bei ihrem Arbeitgeber Suppiger, Bahnhofstrasse 29. Und für mich stand noch die Heimfahrt nach Fontannen auf dem Programm.

Militärdienstzeit, die Rekrutenschule

In meinem Dienstbüchlein war eingetragen „Artillerie, Telefonsoldat“. Man sagte mir, in der Artillerie müsse man nicht viel marschieren, im Gegensatz zur Infanterie.

Im Juli 1959 war es soweit, Marschbefehl für 17 Wochen nach Frauenfeld. Mit den Erzählungen des Vaters von seinem Dienst hatte ich eine kleine Ahnung, was mich erwartete. Er erzählte vor allem von den seinerzeitigen Drills und den tagelangen Märschen beim Füs Bat 43. Zudem leistete der Vater viel Dienst während dem 2. Weltkrieg 1939/45.
Recht lange dauerte die Bahnfahrt Wolhusen-Luzern-Zürich-Frauenfeld.

Es folgte die Angewöhnung an den neuen Alltag, die groben und schweren Kleider. Wir erhielten zwei Paar Schuhe, Gummisohlen und Nagelsohlen mit Trygonienägeln. Urlaub gab es erst nach zwei Wochen.

Der Dienstbüchleineintrag „Telefonsoldat“ liess Hoffnungen offen. Es verging unendlich viel Zeit und war aufwändig, bis telefoniert werden konnte. Der kilometerlange Leitungsbau mit den Kabelrollen auf dem Rücken war nicht immer lustig. Nach acht Wochen wurde ich an einen Spezialkurs nach Bülach zu den Funkern abkommandiert. Während einer Woche erlernte ich die Grundelemente und das Bedienen von Funkgeräten. In der Zwischenzeit fand auch das Evaluationsverfahren für die Uof-Anwärter statt. Aber es kamen nur Rekruten mit technischer Ausbildung oder Studenten in Frage.

So war meine „Militärkarriere“ bald besiegelt. Ich hätte eigentlich gerne Feldweibel werden wollen, das will heissen, dass der Vater den noch grösseren Stolz gehabt hätte. Vielleicht war auch meine Persönlichkeitsbildung in den Augen des Kommandanten noch zuwenig gereift. Zudem war ich ein schlechter Schütze. In meinem Schiessbüchlein steht: „Im 94. Rang von 95 Schiessenden“.

Die Gruppe, welche für den Funkdienst abkommandiert wurde. Hier am Kurs in Bülach.

Sekretariatsdienst beim RS-internen Schiesstag.

Dann ging es ab in das Bündnerland in die Verlegung Luziensteig, Splügen, Lukmanier. Es wurde Oktober und 6. November, hurra Ende RS. Mein Ziel war, möglichst bald etwas zu verdienen, denn ich hatte keinen Lohnersatz, nur die zwei Franken Sold pro Tag.
Aber bleiben wir noch kurz beim Militär, denn ich rückte gerne in die Wiederholungskurse (WK und EK) ein.
Nach meiner ersten obligatorischen Schiesspflicht bei der Schützengesellschaft Littau, wo ich 36 Punkte erreichte, sagte Schützenmeister Alois Keist, etwas stimme nicht, ich solle zum Augenarzt. Nach dessen Konsultation erhielt ich ein Aufgebot vor UC. Diese Kommission befand mich für diensttauglich, aber schiessuntauglich. Mit dem entsprechenden Stempel im Dienstbüchlein konnte ich bei meiner Einheit Artillerie bleiben, denn ich hätte nie zur Sanität wechseln wollen. In der Kommission sass Arzt-Hptm. Rösli aus Pfaffnau. Er kannte meinen Vater und bewahrte mich vermutlich vor der Umteilung zur Sanität. Im Zeughaus konnte ich den Karabiner abgeben. Das ermöglichte mir, die künftigen Dienste auf den Batterie- und Abteilungsbüros zu absolvieren, denn ohne Gewehr war ich bei den Truppendiensten stets ein Exot. Dank dem Militär lernte ich viel Neues kennen und kam vor allem an mir unbekannte Orte, wie Appenzell, Toggenburg, Disentis, Splügen, Maienfeld, Tessin, Seetal, Aargau, Region Thunersee, Amsteg, Seewen und Unterwallis.

Die RS ist zu Ende. Bei der letzten Fassmannschaft war ich dabei. Das war 6. November 1959.

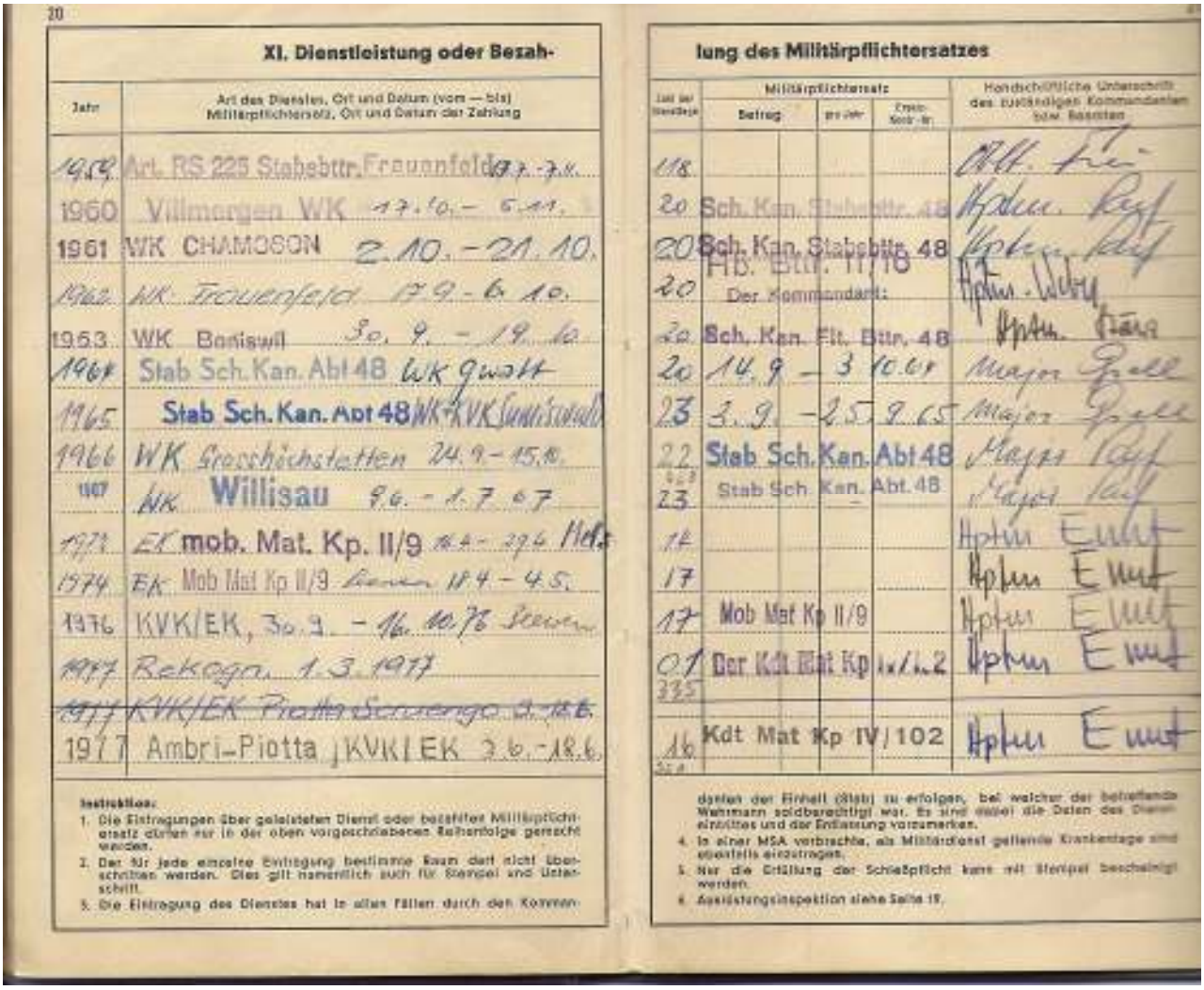
Zum Vergleich ein Bild von 1932, RS des Vaters.

In den folgenden 20 Jahren waren acht WK und vier EK auf dem Programm. Sie waren für mich in der Regel eine gute Zeit, ein Abschalten von der vielfach hektischen Zeit auf dem Bauamt. Die Zuteilung zum Stab der Sch Kan Abt 48 (Schwere Kanonenabteilung) als Büroordonanz brachten mir viele Einblicke in die militärischen Zusammenhänge.

Sonntagswache für 20 Franken

WK 1961 in Chamoson VS. Die Heimfahrt in den Wochenend-Urlaub lohnte sich kaum. Hptm Albin Ruf organisierte für die Zurückgebliebenen einen Sonntags-Ausflug auf den Gornergrat zum Preise von 20 Franken. Ein Kamerad musste aus betrieblichen Gründen unbedingt nach Hause und fragte mich, ob ich für ihn Sonntagswache schieben würde, eine Zwanzigernote sei mir gewiss. Ich sagte zu, ihn freute es und ich war 40 Franken reicher.

Mir wäre die Fahrt auf den Gornergrat ohnehin etwas schwer gefallen, denn es machten sich „Nachwehen“ der Weinlese bemerkbar. Ein Teil unserer Truppe musste zwei Tage zuvor bei einem Weinbauer in die Traubenlese. Am Abend folgte eine Einladung in den Weinkeller mit Degustation vom Sauser bis zum ausgereiften Fendant. Der Bezug der Unterkunft ist mir nicht mehr in Erinnerung!



20

XI. Dienstleistung oder Bezahlung des Militärpflichtersatzes

Jahr	Art des Dienstes, Ort und Datum (vom — bis) Militärpflichtersatz, Ort und Datum der Zahlung	Zahl der Dienstage	Militärpflichtersatz: Betrag	pro Jahr	Franz. Kontr.-Nr.	Handschriftliche Unterschrift des zuständigen Kommandanten bzw. Beamten
1959	Art. RS 225 Stabsbttr. Frauenfeld 17.7.-7.11.	118				Abt. Frei
1960	Villmergen WK 17.10.- 5.11.	20	Sch. Kan. Stabsbttr. 48			Hptm. Ruf
1961	WK CHAMOSON 2.10.-21.10.	20	Sch. Kan. Stabsbttr. 48 Hb. Bttr. 11/16			Hptm. Ruf
1962	WK Frauenfeld 17.9.-6.10.	20	Der Kommandant:			Hptm. Weber
1963	WK Boniswil 30.9.-19.10.	20	Sch. Kan. Flt. Bttr. 48			Hptm. Bäng
1964	Stab Sch. Kan. Abt 48 WK Gwatt	20	14.9 - 3.10.64			Major Gall
1965	Stab Sch. Kan. Abt 48 WK+KVK Sumiswald	23	3.9. - 25.9.65			Major Gall
1966	WK Grosshöchstetten 24.9.-15.10.	22	Stab Sch. Kan. Abt 48			Major Ruf
1967	WK Willisau 9.6.-1.7.67	23	Stab Sch. Kan. Abt. 48			Major Ruf
1973	EK mob. Mat. Kp. II/9 16.4.-29.6. Mels	14				Hptm Ernst
1974	EK Mob Mat Kp II/9 Seewen 18.4.-4.5.	17				Hptm Ernst
1976	KVK/EK, 30.9.-16.10.76 Seewen	17	Mob Mat Kp II/9			Hptm Ernst
1977	Rekogn. 1.3.1977	01	Der Kdt Mat Kp IV/102			Hptm Ernst
~~1977~~	~~KVK/EK Piotta Servengo 3.-12.6.~~					
1977	Ambri-Piotta KVK/EK 3.6.-18.6.	16	Kdt Mat Kp IV/102			Hptm Ernst

Instruktion:
1. Die Eintragungen über geleisteten Dienst oder bezahlten Militärpflichtersatz dürfen nur in der oben vorgeschriebenen Reihenfolge gemacht werden.
2. Der für jede einzelne Eintragung bestimmte Raum darf nicht überschritten werden. Dies gilt namentlich auch für Stempel und Unterschrift.
3. Die Eintragung des Dienstes hat in allen Fällen durch den Kommandanten der Einheit (Stab) zu erfolgen, bei welcher der betreffende Wehrmann soldberechtigt war. Es sind dabei die Daten des Diensteintrittes und der Entlassung vorzumerken.
4. In einer MSA verbrachte, als Militärdienst geltende Krankentage sind ebenfalls einzutragen.
5. Nur die Erfüllung der Schießpflicht kann mit Stempel bescheinigt werden.
6. Auslösungsinspektion siehe Seite 19.

Die Eintragungen im Dienstbüchlein lassen etliche Erinnerung aufleben.

Auf die Spiegel am Waffenrock war und bin ich besonders stolz. Im Urlaub musste damals die Uniform getragen werden. Von Jungen wurde man öfters gefragt, was denn die Pfeile bedeuten würden; „zackiger Soldat“, war dann stets meine Antwort.

. . . und ein bisschen Wehmut

Gestern hiess es Abtreten für die Wehrmänner aus der Agglomeration

«Ruhn und Abtreten!» hiess es gestern vormittag zum letztenmal für die aus der Wehrpflicht entlassenen Soldaten, Unteroffizieren und Offiziere der Sektionen Adligenswil, Buchrain, Ebikon, Horw, Kriens, Littau, Meggen, Root und Weggis.

Jeder Einzelne «bewältigte» diesen letzten Tag im grünen Kleid auf seine Weise. Die meisten nahmen auch dieses letzte Einrücken gelassen, wie so viele Male zuvor. Sie suchten noch einmal das Erlebnis der Kameradschaft und verbanden das Abgeben mit einem bisschen Klamauk, so wie die Krienser, die mit einem dekorativ geschmückten Militärlastwagen auf der Luzerner Allmend vorfuhren.

Alte Dienstkollegen begrüssten sich freudig und tauschten Erinnerungen an früher aus. Doch manchmal klang die Stimme der Begeisterung etwas zu laut. Eine unterdrückte, leise Wehmut verbarg sich dahinter. Nicht nur die Dienstzeit war zu Ende, sondern ein ganzer Lebensabschnitt, der jeden geformt und geprägt hatte.

Nach dem Abgeben und der offiziellen Verabschiedung folgt für die meisten der gemütliche Teil, abends in ihren Gemeinden bei einem guten Essen und dem obligaten Lobreden. rei.

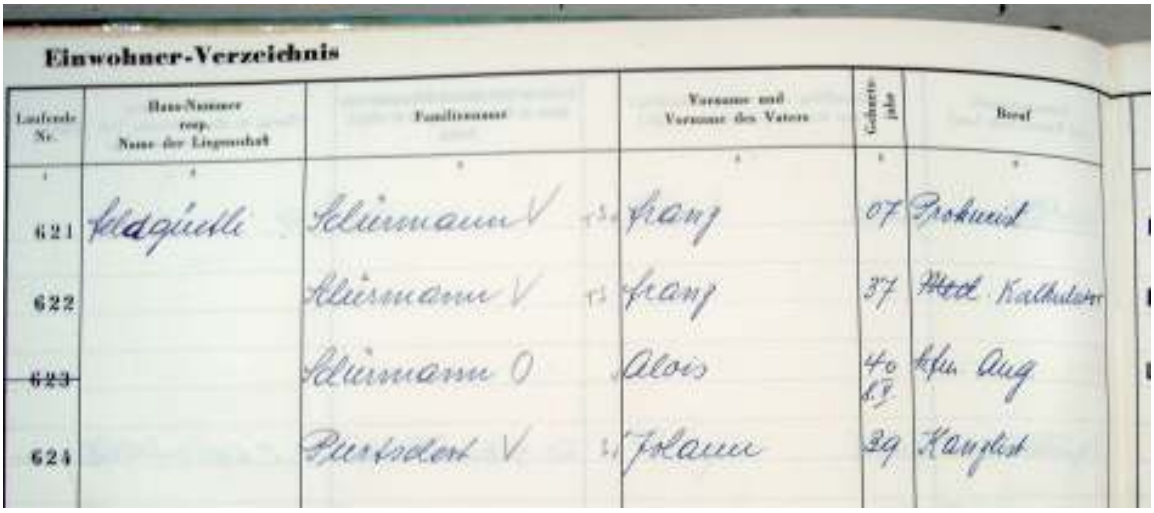
Littaus Sozialvorsteher Hans Purtschert liess es sich nicht nehmen, mit Sack und Pack von Littau über den Gütschwald zur Allmend zu marschieren.

Bei der Entlassung aus der Wehrpflicht 1989 schnürte ich ein letztes Mal die Nagelschuhe. Mit dem Haartornister am Rücken marschierte ich vom Rönnemoos über den Gütschwald zur Kaserne Allmend, Luzern. Die Nagelschuhe ertönten am frühen Morgen so idyllisch auf der Strasse durch den Wald.
Das Luzerner Tagblatt widmete einen Artikel über die verschiedenen Abgabegepflogenheiten: Ein Horwer kam mit dem Cadilac, der Purtschert aus Littau zu Fuss, war vermerkt.

Meine Berufswelt Littau

Wie kam ich überhaupt zu Littau? Von meiner Lehrzeit in Wolhusen kannte ich Adolf Felder, der nach seiner Kanzlistentätigkeit nach Littau wechselte. Er musste die Unteroffiziersschule absolvieren und fragte mich, ihn für vier Monate zu vertreten. Das kam mir nach meiner Rekrutenschule sehr gelegen.

Jedes Jahr ist für mich der 16. November ein besonderer Tag. Denn am 16. November 1959 begann auf der Gemeindekanzlei im Dorfschulhaus Littau mein Berufsleben. Bereits nach dem dritten Tag hatte ich ein Zimmer, damit ich nicht täglich den weiten Weg mit dem alten Töff zurücklegen musste.
Gemeindeschreiber Franz Isenschmid zeigte durch das Bürofenster auf das Einfamilienhaus „Feldgüetli“ (Ritterstrasse 15), dort wäre eventuell ein freies Zimmer zu mieten. Das Anklopfen war nicht ohne Erfolg, für Frau Schürmann-Schaller war ich ein „ordlicher Burscht“.



Einwohner-Verzeichnis

Laufende Nr.	Haus-Nummer resp. Name der Liegenschaft	Familienname	Vorname und Vorname des Vaters	Geburtsjahr	Beruf
621	Feldgüetli	Schürmann V	Franz	07	Prokurist
622		Schürmann V	Franz	37	Mech. Kalkulator
~~623~~		Schürmann O	Alois	40	Kfm. Aug
624		Purtschert V	Johann	39	Kanzlist

Ich figurierte erstmals auf einem Stimmregister. Nr. 621 mein Zimmervermieter.

Der erste Tag auf der Kanzlei Littau
Mein Arbeitsplatz war während den ersten Monaten ein kleiner Tisch am Fenster mit Aussicht auf den Schulhausplatz. Der Gemeindeschreiber überreichte mir am Morgen eine Schreibmaschine Hermes 2000, einen Block, einen Bleistift, einen Bleistiftgummi und einen Radiergummi für die Schreibmaschine. Im Büro waren Gemeindeschreiber-Substitut Alois Ottiger und Kanzlist Adolf Felder an gegenübergestellten Pulten.

Die Kanzlei war im Dorfschulhaus im Erdgeschoss rechts.

Der Eingang zur Kanzlei rechts. Und vierzig Jahre später betritt mein erstes Enkelkind Céline die gleiche Pforte zum ersten Schultag. 1965 wurde die Kanzlei in ein Schulzimmer umgebaut.

Meine Funktion war Aushilfskanzlist für sechs Monate. Und so bekam ich die Arbeit von verschiedenen Stellen zugeteilt. Nach zwei Wochen musste ich auf das Gemeindeammannamt in Reussbühl. Im Büro von Kassier Josef Achermann waren die Rechnungen für die Wasserversorgung zu schreiben, die Daten und Zahlen in die Rechnungsformulare mit der Schreibmaschine einzutippen und zusammenzuzählen. Den Wasserverbrauch von den Ablesebüchern zu entnehmen und mit dem Kubikmeterpreis zu multiplizieren. Die Rechnungen auf dem Einzahlungsschein-Papier waren im Doppel anzufertigen. Die Kopie war der Debitorenbeleg. Später beschaffte sich die Gemeinde die erste Buchungsmaschine mit den Magnetkontoblättern. Es war der eigentliche Beginn der Technisierung im Büro.

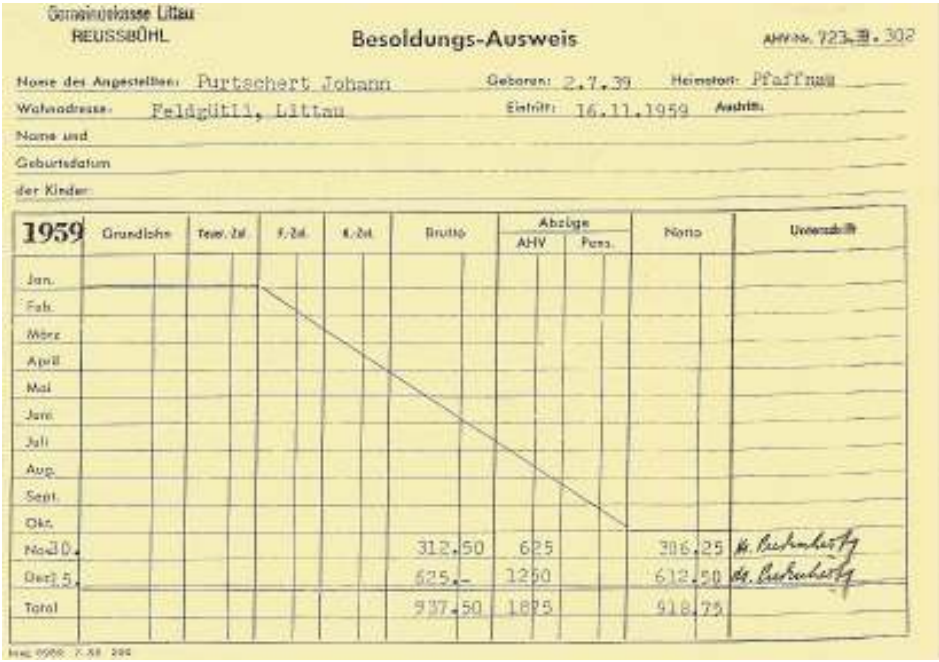
Nach drei Monaten war ich für einige Tage im Hause von Waisenvogt Anton Vonwyl, um die Armenrechnung mit der Schreibmaschine auf die grossen Folioblätter zu schreiben. Auch hier waren die Seiten und Kontoabschnitte manuell zu addieren. Fast dreissig Jahre später hatte mich diese Rechnungslegung bei der Bürgergemeinde Littau wieder eingeholt, aber in umfangreicherer und moderner Form.

Definitive Anstellung nach einem Jahr, Monatslohn Fr. 692.55

Littau stand 1960 am Anfang einer grossen baulichen Entwicklung. Es waren 7500 Einwohner und 1962 wurde bereits der 10.000. Einwohner gefeiert.

Der Gemeindeschreiber begründete beim Gemeinderat eine neue Kanzlistenstelle mit den stetig zunehmenden Aufgaben, welche dann auch bewilligt wurde. Am 27.12.1960 teilte mir der Gemeinderat den Beschluss schriftlich mit. Lohn Fr. 692.55, abzüglich AHV.

Rechts meine erste Lohnabrechnung.



Gemeindekasse Littau
REUSSBÜHL

Besoldungs-Ausweis

AHV-Nr. 723.[illegible].302

Name des Angestellten: Purtschert Johann — Geboren: 2.7.39 — Heimatort: Pfaffnau

Wohnadresse: Feldgütli, Littau — Eintritt: 16.11.1959 — Austritt:

Name und Geburtsdatum der Kinder:

1959	Grundlohn	Teuer. Zul.	F.-Zul.	K.-Zul.	Brutto	Abzüge AHV	Abzüge Pens.	Netto	Unterschrift
Jan.									
Feb.									
März									
April									
Mai									
Juni									
Juli									
Aug.									
Sept.									
Okt.									
Nov. 30.					312.50	625		306.25	[illegible]
Dez. 15.					625.-	1250		612.50	[illegible]
Total					937.50	1875		918.75	

Mein erstes Domizil war im Einfamilienhaus „Feldgüetli“, heute Ritterstrasse 15, Littau.
Das kleine heimelige Zimmer bei Familie Schürmann war für mich sozusagen das Paradies, verglichen zur Fontanne. Schöne Möbel, Tapeten, Zentralheizung, Bad/WC, nichts liess zu wünschen übrig. Und der Weg zum Arbeitsort von knapp hundert Metern, wahrhaftig ein Feudalleben. Für das Zimmer musste ich monatlich 50 Franken und pro Morgenessen Fr. 1.50 bezahlen. Das Mittagessen nahm ich im nahen Ochsen ein und das Nachtessen war mehr oder weniger individuell.

Wöchentlich nach Hause
Damals arbeitete man am Samstagvormittag auf der Kanzlei, wie übrigens andernorts auch. Später waren die Büros jeden zweiten Samstag-Vormittag offen, dann wurde das Angebot noch auf einen Pikettdienst von 10.00 bis 12.00 Uhr reduziert.
So fuhr ich in der Regel jedes Wochenende ins Fontannental, in der Tasche einige Kleidungsstücke zum Waschen. Man trug damals im Büro weisse Hemden, und es kam vor, dass pro Woche deren zwei die Wäsche nötig hatten. Es war für die Mutter eine grosse Arbeit, den holzbefeuerten Wäschehafen jeweils in Gang zu setzen, denn eine Waschmaschine kannten wir zuhause nicht. Ich wollte der Mutter nicht länger zur Last fallen und kaufte mir bald weisse Nylonhemden, die ich bei meiner Zimmervermieterin im Lavabo waschen konnte. Einfach war dies, denn glätten musste man sie nicht. Es begann das bügelfreie Zeitalter.

Dazu ist noch zu sagen, dass wir im Büro, mit Ausnahme des Gemeindeschreibers, Büromäntel trugen. Der Substitut hatte einen Grünen und wir Kanzlisten einen blauen. Auf diese Art wurden die Kleider geschont. Die Bürostühle hatten kein Stoffpolster, im besten Fall war auf der Sitzfläche eine Filzabdeckung. Einen Drehstuhl mit Holzlehne hatten der Gemeindeschreiber, der Substitut und ein Kanzlist. Mir am Nebentisch hatte ein normaler Stuhl zu dienen, bis zum Wegzug von Kanzlist Adolf Felder rund ein Jahr später.

Bild: Die Ratsherrenstühle des Gemeinderatszimmers wurden 1964 ausgemustert. Ich rettete einen Stuhl vor der Abfallmulde. Später liebevoll bemalt von Pia Lustenberger-Koch, Neumättli ist er zu meinem Lieblingsstück geworden.

Auszug aus den persönlichen Kassabuch-Notizen
Während eines Jahres hatte ich die Möglichkeit, bei Familie Schürmann zum Mittag- und Nachtessen bei Tisch zu sein. Meine Notizen geben für den Monat Februar 1960 folgendes preis:
20 Mittagessen 66 Franken
10 Nachtessen 27 Franken
Kurs in Bern 12 Franken
Meierhöfli 4.50 (Fasnachtsanlass)

Ottiger Freitag 3.50. Was bedeutet dies?
Jeweils am Freitag buk die Gattin Trudy von Substitut Alois Ottiger Apfelkuchen. Da dies eine Lieblingsspeise von mir ist, war ich dort eingeladen. Noch sehe ich die beiden Zwillinge von Familie Ottiger, wie sie in den Tischsitzli Kuchen schmausten.
Ab 1961 war die Mittagsrast im Gasthaus Ochsen. Es wurde dann etwas enger im Geldbeutel und so fiel das Nachtessen vielfach bescheiden aus. Kommt hinzu, dass mein alter Töff „Express“ den Namen überhaupt nicht mehr verdiente. Gedanken einen anderen Töff zu kaufen, kamen auf, noch fehlte das Geld.

Meine Hauptaufgaben auf der Kanzlei

Mir war zur Hauptsache das Grundbuchwesen, allgemeine Gemeinderatskorrespondenz und später das Bauwesen zugeteilt. Unzählige Dossiers landeten auf dem Bürotisch. 1960 kam noch die Organisation der Volkszählung dazu. 1961 begann der eigentliche Bauboom in der Gemeinde. Auch vor den Bürofenstern herrschte während fast einem Jahr Baubetrieb. Der Bau des Schultraktes, der Turnhalle und der Verbindungshalle erschwerten zeitweise die Arbeit auf der Kanzlei. Beinahe wöchentlich wurden neue Baugesuche eingereicht. Auf der Matthöhe entstanden laufend Einfamilienhäuser. Über verschiedene Gebiete wurden Bebauungs- und Gestaltungspläne eingereicht. Als Sekretär von verschiedenen Planungsgruppen war ich stark gefordert.
Die Besprechungen an Augenscheinen mussten zu Papier gebracht werden.

Bild: 1962 bei der Kirche Reussbühl. An der Hauptstrasse war ein Hochhaus geplant. Es ging um die Einsprache der Kirchenverwaltung. Das Hochhaus wurde nicht gebaut.

Die Flut von Bebauungsplänen veranlasste 1961 den Gemeinderat, eine Ortsplanung durchzuführen, d.h. Ausscheidung von Bauzonen, Festlegung von Industrie- und Gewerbezonen, Erschliessung usw. Das war ein Prozess von mehreren Jahren.
Hier hatte ich in verschiedenen Planungsgruppen als Sekretär zu wirken. Das Prozedere war derart gedrängt, dass ich im dreiwöchigen WK in Frauenfeld vom Herbst 1962 mit Einwilligung des Kommandanten die Stellungnahmen zu den über 30 Einsprachen ausarbeiten konnte.

Ich verzichte in diesen Memoiren absichtlich auf die Abhandlung der Vielzahl von Projekten und Aufgaben der Gemeinde. Dabei verweise ich auf mein 2009 verfasstes Buch „Littau, die letzten 100 Jahre“.

Das erste Flachdach-Einfamilienhaus in Littau entstand 1960 auf der Matthöhe. Dr. Erich Husmann, späterer Gemeindepräsident von Littau, baute es. Architekt war Paul Gassner, Luzern

Der Parkplatz vor der Kanzlei (hinten mit Storen)
Mein grüner VW und rechts davon der 2CV von Kanzlist Hans Unternährer. Rechts das 1980 abgebrochene Wohnhaus Neuheim

Mein VW im Winter 1962

Kanzlei, die Servicewerkstätte

Bald entstand bei der Kanzlei eine kleine Service-Werkstätte. Die Arbeitskollegen Alois Ottiger und Adolf Felder besassen auch alte Fahrzeuge. Der VW von Alois und vor allem der Panhard von Adi Felder benötigten beinahe mehr Öl als Benzin.
Ich besorgte bei Firma Müller, Obernau, Kriens, regeneriertes Altöl für Fr. 1.80 per Liter und zwar ein 30-Literfass. Von Schulhauswart Hans Schürmann erhielt ich die Erlaubnis, das Fass im Korridor der Heizung im Untergeschoss des Schulhauses zu deponieren.
Beim Panhard musste ich wöchentlich mindestens einmal Öl nachfüllen, bei den beiden VW alle zwei Monate. Und die Kollegen vertrauten mir, dass ihre Autos nie ohne Öl herumkutschierten.

Bild: Bei meinem VW-Käfer malte ich die verrosteten Felgen weiss. Weisswandpneu waren viel zu kostspielig.

Ein eingespieltes Team auf der Kanzlei

Substitut Alois Ottiger war hauptverantwortlich für das Teilungsamt und gleichzeitig Stellvertreter des Gemeindeschreibers. Ihm oblag auch die Organisation von Aktionen allerhand, z.B. Birnelaktion, Kartoffelaktion. Kanzlist Felder und ich halfen Birnelkartons und Kartoffelsäcke transportieren. Das Abstimmungslokal und der Vorraum der Kanzlei wurden zum Lebensmittellager. Man bedenke, dass der Werkdienst der Gemeinde damals nur wenige Personen umfasste und von dort kein Personal angefordert werden konnte. Adolf Felder betreute vorwiegend das Vormundschaftssekretariat, Wahlen und Abstimmungen und verschiedene andere Bereiche. Mir oblag das Bau- und Grundbuchwesen. Selbstverständlich halfen wir in der Not einander.

So ungefähr zwei Tage nach der Gemeinderatssitzung brachte der Chef, Gemeindeschreiber Franz Isenschmid, jedem von uns einen Stapel Akten mit dem dazugehörenden Gemeinderatsprotokoll. Entsprechend der Gemeinderatsbeschlüsse hatten wir die Korrespondenzen oder Entscheide abzufassen.

Bild: Am Telefon Substitut Alois Ottiger. Ich wühle mich durch Grundbuchakten. Im Hintergrund der Kassenschrank, links davon die Türe in das Büro und Sitzungszimmer des Gemeindeschreibers.

Dazwischen erlaubten wir uns auch hie und da einen Spass. Adolf Felder war ein Freund des Jodels. Eines Tages jodelte er während des Tippens auf seiner Schreibmaschine im Takt. Da öffnete sich die Türe und der Chef verlangte ihn in das Büro. Nach kurzer Zeit erfuhren wir den Disput: „Das geht doch nicht, das kann man an einem anderen Ort auch nicht“, war der Einwand des Gemeindeschreibers. Darauf Adolf Felder: „Oh, ich war ja noch nie an einem anderen Ort“.
Toni Merz, der spätere Staatsanwalt, war im Rahmen seines Jus-Studiums auf der Kanzlei als Praktikant. Plötzlich ein „Halloooo Auffangen“ und von zwei Seiten kamen Büroutensilien aller Art auf mich zu, selbst die Rechenmaschine kam geflogen.
Auch Bürofräulein Trudy Burch von der Einwohnerkontrolle wurde nicht verschont. Einmal bemerkte sie erst im Postgebäude, dass sie um den Mantelärmel eine Zivilschutzbinde trug. Oder im Zug nach Sarnen entdeckte sie einen Ziegelstein in der Handtasche. Als Trudy Burch am 1. April eine „Botschaft“ in das Restaurant Bahnhof bringen musste, erhielt sie von Gastwirt Seppi Achermann ein Gläschen mehr, als ihr bekömmlich war. Und die Kanzlisten amüsierten sich köstlich.
Alles Sachen, über die immer wieder herzhaft gelacht wurde, die aber nicht böse gemeint waren.

Mein erster Personalausflug im Jahre 1960 auf das Chuderhüsi. Das gesamte Personal von Kanzlei, Gemeindeammannamt, Werkdienst, Friedhof, Wasserversorgung und die Hauswarte, insgesamt 26 Personen. Nicht dabei waren die zwei Personen des Waisenamtes. Heute können sich nur noch drei Leute dieses Gremiums des irdischen Daseins erfreuen: Ottiger Alois, Schürmann Hans und der Chronist.

Vieh- und Fahrhabesteigerung ein besonderes Erlebnis

Die grosse Liegenschaft Matthof wurde 1960 verkauft. Es folgte die Versteigerung des gesamten Viehbestandes und der Fahrhabe. Dies hatte bekanntlich unter amtlicher Aufsicht zu erfolgen. Von der Gemeinde waren Gemeindeammann Karl Segmüller, Gemeindeschreiber-Substitut Alois Ottiger und ich mit Aufgaben betraut. Alois Ottiger führte das Gantrodel, d.h. er hatte sämtliche ersteigerten Gegenstände, die Namen der Käufer und den Betrag in ein Register einzutragen. Ich hatte dem Käufer aufzulauern und den Betrag einzukassieren.
Das Resultat am Abend: Das zusammengerechnete Rodel und der gezählte Betrag waren bei rund 85.000 Franken gleichlautend.

Das war ein „Steigerungskafi und ein üppiges Speckzfüfi“ wert.

Eine grosse Käuferschar und viele Schaulustige fanden sich 1961 bei der Scheune Matthof ein und ersteigerten Vieh und Fahrhabe.

1964/1966, die postalischen Neuerungen

Viel zusätzliche Arbeit kam 1964 auf die Verwaltung zu. In der Gemeinde wurde die Strassen-Nummerierung eingeführt. Alle Adressen mussten entsprechend geändert und ergänzt werden. Das Bauamt war verantwortlich für die Strassenbezeichnungsschilder und die Bestellung der Hausnummern. 1966 hat die PTT die Postleitzahlen eingeführt. Jeder Mitarbeiter erhielt ein Leitzahlenbüchlein. Auch hierfür musste das Adresswesen ergänzt werden. Die Littauer Post gab einen Ersttagstempel heraus. Bild rechts.

Leichenfuhrmann und Winterdienst-Chauffeur
Unser Leichentransporteur Josef Schütz, der auch Inhaber des Sargmagazins war, erkrankte. Die drei Werkarbeiter waren nicht abkömmlich. So oblag es mir, das Leichenauto, ein schwarzer Peugeot 404 Kombi, zu holen. Mit Einsarger Sepp Bannwart fuhr ich an die Hauptstrasse, um im Magazin einen Sarg einzuladen. Dabei machte ich dem Einsarger klar, dass ich beim Einbetten nicht mithelfen könne, was er selbstverständlich akzeptierte. Er war froh um die Chauffeurdienste, da er keinen Führerschein besass. Beim Haus des Verstorbenen spielten sich traurige Szenen ab, denn es war ein junger Familienvater mit drei Kindern. Da es sich um einen Versicherungsfall handelte, musste ich die Leiche in die Pathologie des Kantonsspitals Luzern überführen und später dort wieder abholen.

Einige Monate später erschien auf dem Zivilstandsamt weinend ein neuzugezogener Gastarbeiter aus Spanien. Im Kantonsspital sei sein Kleinkind gestorben und er habe niemanden, der das Kind zur Leichenhalle bringe. Ich fuhr mit meinem Opel Olympia in das Spitalareal, lud den kleinen, weissen Sarg in den Kofferraum und brachte das Kind in die Leichenhalle des Friedhofes bei der Kirche Reussbühl. Zuhause erzählte ich dieses Ereignis erst viel später.

Winterdienst-Fahrer
Eines Morgens im kalten Winter 1966 läutete um 4.00 Uhr die Glocke unserer Wohnung an der Ritterstrasse. Unten stand Strassenvorarbeiter Bäni Wyss und bat, ich möge doch rasch als Chauffeur einspringen. In wenigen Minuten war ich bereit, schliesslich war ich schnellen „Tenuefez“ von der Feuerwehr her gewohnt. Die Strassen waren spiegelglatt. Ich setzte mich an das Steuer des Kleintransporters Ford-Transit. Bäni Wyss begab sich auf die gedeckte Ladebrücke und schaufelte während der Fahrt das Salz auf die Strasse. Das alles ging soweit gut, aber einen Horror erlitt ich am Stollberg. Auf dem steilen Stollbergrain schlitterte das Fahrzeug trotz Spikes unaufhaltsam bergab. Nur mit Mühe und grossem Glück konnte ich das Gefährt bei der Einfahrt in die Kantonsstrasse zum Stillstand bringen. Und glücklicherweise war auf dieser der Verkehr noch nicht intensiv.

Skifahren trotz Maul- und Klauenseuche
Als ich den VW besass gingen wir gelegentlich nach Sörenberg Ski fahren. So auch an einem Februar-Sonntag des Jahres 1964. An einigen Orten im Flachlande grassierte die Maul- und Klauenseuche. Im Entlebuch waren keine Fälle bekannt. An die Ski-Orte des Entlebuchs wurden keine Landwirte oder im Metzgereigewerbe tätige Personen zugelassen. Im Ebnet bei Entlebuch wurde auf der Strasse ein Seuchenteppich gelegt, ein Abschnitt Sägemehl, der mit Chemikalien getränkt war. Dieser musste ganz langsam befahren werden. Zudem befragten zwei Personen die Automobilisten über ihre Herkunft. Mein Mitfahrer war Schwager Hans Lustenberger, der Metzger war. Seitenfenster runter, woher kommt ihr? Von Littau, Bürolisten, und wir wurden durch gewinkt.

Bild rechts: Man beachte die Skiausrüstung, Kandahar-Federbindung, Haselstöcke, Knickerbockerhose und Militärschuhe.

Das Büropersonal beim Schneeräumen
An einem Wochenende 1965 fiel eine gewaltige Menge Schnee. Das Strassenpersonal war völlig überfordert. Gemeindeammann Karl Segmüller beorderte alle Männer aus den Büros, mit Ausnahme der zwei Ältesten, die mit Schaufeln ohnehin nichts hätten anfangen können.
Jedermann fasste eine Schaufel und die Zuteilung des Gebietes, Bushaltestellen, Fussgängerstreifen, öffentliche Treppen, Trottoirs. Ich war im Raum Zollhausbrücke.

1964, Dislokation von der Kanzlei in das Gemeindehaus in Reussbühl
Durch die zunehmende Bautätigkeit wurde ich vollumfänglich von der Administration im Bauwesen absorbiert. Auch organisatorisch war es ein Erfordernis, dass ich im Umfeld des Ressortvorstehers (Gemeindeammann) und des technischen Büros meinen Arbeitsplatz einrichtete. Diese Ressorts waren im Gemeindehaus in Reussbühl. Mit dieser Organisation schuf Littau das erste Bausekretariat einer Gemeinde im Kanton Luzern.

Für einige Monate war mein Büro in der kleinen Küche der früheren Polizistenwohnung im 2. Obergeschoss. Das Pult, ein kleines Tischlein und ein Schrank liessen nur noch einen bescheidenen Platz offen. Es dürften um die fünf Quadratmeter gewesen sein.
Später konnte ich in das Parterre neben das technische Büro dislozieren.

Vieh-Inspektor für den Kreis Littau
Der auch im Sonnenblick wohnende Bernhard Renggli gab die Funktion als Viehinspektor altershalber auf. Auf Nachfrage des Gemeindeschreibers willigte ich ein, diese Funktion zu übernehmen. Ich besuchte 1968 beim kantonalen Veterinäramt, bei Kantonstierarzt Dr. Suppiger, den Viehhändlerkurs von vier Tagen. Die Prüfung war nicht einfach, aber ich bestand und erhielt den entsprechenden Ausweis. Beim Verkauf von Tieren mussten die Bauern bei mir den Tierverkehrsschein lösen. Kosten 5 Franken, 1 Franken gehörte mir. Spezielle Aufgaben hätte ich im Falle eines Seuchenausbruchs in der Gemeinde gehabt. Die Umsätze waren gering! Bei meinem Wegzug vom Dorf an die untere Luzernerstrasse gab ich die Aufgabe weiter.

Projektbesichtigung mit Ferrari
Um 1965 begann das Architekturbüro Fritz Frei aus Buchs AG mit der Überbauung Zimmeregg. Neue Baumethoden wurden eingeführt. Um diese kennen zu lernen, war eine Delegation der Baukommission zu einer Besichtigung nach Aarau eingeladen. Wir wurden von Baumeister Dr. Gambaro aus Küssnacht abgeholt. Ein roter Ferrari fuhr vor das Gemeindehaus. Gemeindetechniker Walpen nahm auf dem Beifahrersitz und ich auf dem Notsitz platz, direkt hinter mir surrte das Aggregat des Boliden. Abfahrt in Richtung Aarau. Nach Beromünster traf mich fast ein Schock. Vor uns zwei Autos, ein Lastwagen und nach rund 100 m eine starke Kurve. Ein Tritt auf das Gaspedal, ein Aufdröhnen, und wie ein Geschoss zischte der Ferrari nach vorne. In der Kurve klebte ich an der Seitenwand, denn Gurten existierten noch nicht.
Darauf Dr. Gambaro: „Schauen Sie, ein solches Manöver kann man nur mit diesem Auto machen“. Eine halbe Stunde später besichtigten wir die Überbauung Telli in Aarau.

Das Bauamt im Gemeindehaus
Das ganze Parterre des Gemeindehauses war ab 1965 durch das Bauamt belegt. Früher war dort die Hauswirtschaftsschule. Das Bausekretariat, das Technische Büro, der Werkdienstchef und die Wasserversorgung waren nun beisammen. Das erwies sich als sehr vorteilhaft. Im Bauamt verkehrten täglich viele Besucher. Bauherren kamen zu Vorabklärungen, Einsichtnahmen in Planauflagen, Handwerker gingen ein und aus, Sitzungen von Kommissionen fanden statt, usw.

Neben meinem Büro war die Arbeitslosenversicherungskasse etabliert. Als 1969 der Stelleninhaber pensioniert wurde, habe ich mich bereit erklärt, diese Funktion auch zu übernehmen, unter der Voraussetzung der Anstellung einer Mitarbeiterin. Ursula Villiger aus Hochdorf war meine erste Mitarbeiterin. Zwei Jahre später wurde die Arbeitslosenversicherung ausgegliedert zufolge Rückgangs der Arbeitslosen und der steten Zunahme der Aufgaben des Bauamtes.

Bild: Karohemden im Bauamt. Neben mir Bauzeichner Bernhard Jurt, der spätere Strasseninspektor der Stadt Luzern und Federico Nori, Bauzeichnerlehrling, später Techniker beim kantonalen Tiefbauamt.

Als Bausekretär war ich auch zuständig für die Bearbeitung der Gesuche der Allg. Plakatgesellschaft APG Luzern bezüglich der Platzierung von Plakatstellen. Ich war in vielen Fällen sehr restriktiv und beantragte dem Gemeinderat die Ablehnung, manchmal auch ohne Erfolg.
Trotzdem wurde ich gelegentlich zu einer Veranstaltung der APG in den Wilden Mann, Luzern eingeladen.

V.l. Walter Wettach, Chef APG, Albert Ineichen, FW-Kdt., Josef Schärli, Gemeindeammann und der Bausekretär.

Planung Umfahrung Reussbühl dauert Jahrzehnte
Es war 1964, als Architekt Paul Gassner, Luzern die Idee einbrachte, das vom Durchgangsverkehr geplagte Reussbühl mit einer Umfahrungsstrasse zu entlasten. Ein Hochhaus wurde aufgrund dieser Planung gebaut. Unzählige Sitzungen und Verhandlungen gingen über die Bühne. Investieren wollte niemand mehr. Das Lädelisterben nahm seinen Fortgang. Mit dem Masterplan Nord der Stadt Luzern ist 2009 das „Jahrzehnte-Projekt“ wieder aktiviert worden.

Teleaufnahme ab Schürhof, Kriens anno 2006. Gleich einem Polyp greifen die Siedlungsgebiete um die prachtvolle Erholungs-Oase Zimmeregg. 1960 wurde in Littau mit dem Wohnturm Fanghöfli das erste Hochhaus verwirklicht (rechts im Bild).

Warmwalzwerk der Von Moos Stahl, das grösste Bauprojekt in Littau

Die Direktion von Moos-Stahl rief 1979 zu einer dringenden Sitzung. Eingeladen waren der Gemeindeammann und der Bausekretär. Auf dem Tisch lag ein riesiges Modell. Von Moos müsse die Betriebsanlagen erneuern und gleichzeitig eine Vorwärtsstrategie ansteuern, hiess es, wenn das Unternehmen im Stahlgeschäft weiterhin Bestand haben solle.
Geplant war das 700 m lange Werk mit modernsten Produktionsanlagen. In einer Rekordzeit wurde das Bewilligungsverfahren abgewickelt, obwohl zahlreiche Instanzen involviert waren. Noch erinnere ich mich, wie der technische Direktor mit einer Delegation der Baukommission, das in Fertigstellung befindliche AKW Gösgen besuchte, um die Farbwahl für das lange Gebäude zu bestimmen. Gleichentags wurde auch die grüne Bootswerft in Stansstad in Augenschein genommen. Man darf sagen, die Farbwahl für das Warmwalzwerk ist geglückt.

Die Baukommission des Einwohnerrates begutachtet das Projekt ebenfalls, denn es ist ein Vorhaben grosser Tragweite. Baukosten von über 100 Millionen Franken. Bild: v.R. Max Duvoisin, Theo Wyss, im Hintergrund der techn. Direktor Vogt, August Gemperli, Toni Portmann (Ratsweibel) Heinz Flückiger, Hans Koller und Hans Purtschert.

Die Begleitung des gesamten Projektablaufes war für mich eine der interessantesten, aber auch anspruchvollsten Aufgaben, nebst der Planung Ruopigen.

LT 1.12.73

Littau-Reussbühl

Littauer Nachrichten

Ueberbauung Rothen

Die Gemeinde Emmen wird für die Ueberbauung ihrer Liegenschaft Rothen im Ausmasse von 75 000 Quadratmeter einen zweistufigen Ideen- und Projektwettbewerb ausschreiben. Aus der Gemeinde Littau wird dem Preisgericht als beratendes Mitglied Bausekretär Hans Purtschert angehören.

In denselben Zeitraum fiel auch die Mitarbeit für einen Projektwettbewerb der Gemeinde Emmen über die **Liegenschaft Rothen**. Bekanntlich gehörte das alte Bürgerheim Rothen seit 1845 der Bürgergemeinde Emmen.

Littau deponierte den Wunsch für eine Einfamilienhauszone.
Die Gemeinde Emmen realisierte die Erschliessung und innert weniger Jahre entstanden gegen 100 Eigenheime.

Zentrumsplanung Ruopigen
Die Planung Ruopigen anfangs der 1960/1970er Jahre war in ihrer Komplexität (Landumlegung, Ausnützungsverlagerung, Bundesmittel für die Erschliessung, usw.) für mich wohl die grösste Herausforderung während meines Wirkens als Bausekretär.

1964 war an der Expo 64 in Lausanne das Überbauungsprojekt des Zentrums Ruopigen von Prof. Dolf Schnebli ETH, Zürich ausgestellt. Danach galt es, das Projekt in einen Bebauungs- und Gestaltungsplan auszuarbeiten. Das Projekt geriet ins Stocken, weil verschiedene Rahmenbedingungen sich veränderten. Der damalige Gemeindepräsident Dr. Erich Husmann brachte das Vorhaben wieder in Bewegung. 1972 konnte der Gemeinderat den Gestaltungsplan bewilligen. Sukzessive entstanden die Zentrumseinheiten und die umliegenden Wohnbauten.
1973 durfte ich an der ETH in Zürich in einer Vorlesung den Studenten den gesamten Vorgang der Planung und die Realisierungsphasen erklären. Als 34jähriger Bausekretär war ich ziemlich stolz, am Professorenpult zu stehen.

Ruopigen, die neuzeitliche Siedlung mit grossen Grünflächen.

Einige Jahre später durfte ich den Behörden und Planern in Rapperswil-Jona ZH die Erfahrungen über die Realisierung von Zentrumsbauten weitergeben. Mich faszinierten die Probleme um das Bauen immer mehr, besuchte Kurse der Regionalplanung und der Schweizerischen Landesplanung. Dort hatte ich zu dessen Chef Dr. Stüdeli einen guten Draht. Aufgrund eines Kurses in St. Gallen erhielt die Gemeinde Littau als erste Gemeinde der Schweiz Bundes-Erschliessungsbeiträge an die Infrastruktur der Überbauung Ruopigen.
Es sprach sich herum, dass Littau einen Bausekretär habe, der sich ausschliesslich mit Baufragen über das gesamte Spektrum befasse.

Fazit Ruopigen:
Die Ortsplanung 1960 hatte zum Ziel, in Littau-Reussbühl ein Ortszentrum zu schaffen. Unzählig waren die Arbeitssitzungen mit Grundeigentümern, Planern, Architekten, Rechtsanwälten, Vertretern des Kantons und Infrastrukturträgern. Wohl mag das Projekt im Zentrumsbereich dicht erscheinen, betrachtet man aber die Grünflächen zwischen den Wohneinheiten, die Schulanlage und das Staffelntäli, so war die Umlagerung der Ausnützungsziffer absolut gerechtfertigt. Und so kam die Gemeinde zu einem unentgeltlichen Schulhausgelände von über 30.000 m2 und zum Staffelntäli. Mit der Hauptgrundeigentümerin Anliker Bauunternehnmung und Immobiliengesellschaft, hatte die Gemeinde eine absolut verlässliche Partnerin. Und vor allem: sie unterstützte immer wieder die Bestrebungen der Gemeinde posittiv.

Berater der Baukommission Rothenburg
Im Oktober 1967 fragte mich mein Chef, Gemeindeammann Segmüller, ob ich die Möglichkeit sähe, die Gemeinde Rothenburg in Baufragen zu beraten, insbesondere Prüfung von Baugesuchen und Teilnahme an den Baukommissionssitzungen. Aufgrund unserer eigenen Arbeitsfülle sähe er dies allerdings nur neben der ordentlichen Arbeitszeit.
Aus Interesse an der Materie und mit Blick auf einige Zusatzfranken gab ich am folgenden Tag die Zusage. In der nächsten Woche war bereits die erste Sitzung der Baukommission, was sich so alle zwei bis drei Wochen wiederholte. Es blieb jedoch nicht nur bei der Sitzungsteilnahme. Klammheimlich weiteten sich die Aufgaben auf die Vorprüfung der Baugesuche und die Abfassung der Baukommissionsanträge an den Gemeinderat aus.

Die Sitzungen begannen im Gemeindehaus Rothenburg in der Regel um 20.00 Uhr und dauerten rund 2 ½ Stunden. Ich höre die bittende Schlussbemerkung an den Sitzungen des Kommissionspräsidenten und Gemeindeammann Robert Schürch heute noch, die etwa lautete: „Wir haben morgen Gemeinderatssitzung und ich wäre froh, einige Gesuche vorlegen zu können“. Ich düste ab in mein Bauamtbüro, denn zuhause konnte ich nachts die klappernde Schreibmaschine nicht in Betrieb nehmen.
Vielfach brachte ich die Dossiers in der Nacht nach Rothenburg. Es kam vor, dass Robert Schürch bei seiner Heimkehr vom „Bären“ die Unterlagen vor der Haustüre fand.
Reich wurde ich davon nicht, denn der Stundenansatz von 12 Franken musste verdient sein. Sieben Jahre übte ich dieses Mandat aus, bis Rothenburg 1974 einen Baufachmann anstellte.

Schwimmbad Zimmeregg
Man sagt, es sei das schönst gelegene Bad der Region. Auch hier war ich 1966 aktiv daran beteiligt. Es begann bei der Unterschriftensammlung für die Petition „Bau eines Schwimmbades auf Zimmeregg“. Dr. Karl Hunkeler war der Initiator. Mit 80 Unterschriften war ich an der Spitze der „Sammler“.

Der Gründung der Schwimmbadgenossenschaft und der Verwirklichung des Bades lag nichts mehr im Wege. In der Baukommission der Genossenschaft war ich als Sekretär tätig. Eröffnung war 1966.

Deponien und Gruben ein Dauerthema

Stellvertretend für die sieben Gruben und Deponien in der Gemeinde, auf dem Bild die Grube Jodersmatt, Littau. Die Aufnahme machte ich aus dem Helikopter im Jahre 1992.

Als Bausekretär war ich auch Administrator der Deponiekommission, die beratendes Organ des Gemeinderates war. Die Vielzahl Gruben beschäftigte die Kommission, die Verwaltung und den Gemeinderat über Jahre hinweg. Man erreichte eine Etappierung der Auffüllungen und die neuen gesetzlichen Grundlagen auf Bundes- und Kantonsebene gaben Möglichkeiten des Erlasses von verbindlichen Vorschriften. Auch blieben Beschwerden gegen Verfügungen nicht aus. Es mussten die Vernehmlassungen zuhanden der Gerichte verfasst werden, und da war wiederum der Sekretär gefragt.

Strassenbauten und übrige Erschliessungsanlagen

In meiner Bauamtszeit wurden zahlreiche Strassenprojekte ausgeführt. Die Quartierstrassen in Neubaugebieten brachten mir nicht viel Arbeit, denn sie wurden durch private Bauherrschaften ausgeführt.
Recht happig war dann der Aufwand bei Strassenkorrektionen, Verbreiterungen, Trottoirbau usw. Es waren die Auflageverfahren und die Einsprache-Verhandlungen durchzuführen. Eine Herausforderung war 1973-1974 der Ausbau der Luzernerstrasse von der Stadtgrenze bis Gasshof. Bauherr war der Kanton, die Gemeinde erklärte sich bereit, den Landerwerb zu tätigen. So hatte ich mit dem Bauleiter des kantonalen Tiefbauamtes mit sämtlichen Anstössern Verhandlungen durchzuführen. Bei etlichen Eigentümern waren mehrere Verhandlungen nötig. Die Ausfertigung der Landabtretungsverträge lag bei mir.

Ebenfalls im Jahrzehnt von 1970 wurde in der Gemeinde das TV-Kabelnetz aufgebaut. Dabei unterstützten wir die Telefusion AG beim Bearbeiten der Durchleitungsrechte. In das gleiche Kapitel ist der Bau der Erdgasleitung vom Littauerberg nach Thorenberg und Luzern einzustufen.

Zwangsweise Verschrottung von Altautos

In den 1970er-Jahren trat ein Gesetz über die Verschrottung ausgedienter Strassenfahrzeuge in Kraft. Für den Vollzug dieser Vorschrift lag die Zuständigkeit bei mir. In der Regel meldete die Polizei die ausrangierten Fahrzeuge, die sich auf öffentlichem Grund befanden. Zuhanden des Gemeinderates hatte ich den Entscheid über die Beseitigung vorzubereiten. Und es waren etliche Fahrzeuge, die weggeschafft werden mussten.
Zwei Fälle habe ich in besonderer Erinnerung.

Greife den Alfa Romeo!	**MG-Sportwagen ohne Motor!**
Seit Monaten stand auf dem Areal des Kantons im Reusszopf ein roter Alfa, verwitterter Lack, ohne Luft in den Reifen. Der Besitzer reagierte nicht auf die diversen Schriftstücke. Nach abgelaufenen Fristen organisierte ich einen Altmetallhändler. Dieser traf pünktlich beim Tatort ein, mit Lastwagen und aufgebauter Kran-Zange. Die Zange schwebte über dem Alfa. Da kam der Besitzer wild fluchend, das sei sein Auto. Er habe eine letzte Chance, das Auto selbst wegzuschaffen, aber die Kosten für den Lastwageneinsatz gingen zu seinen Lasten, gab ich ihm zu verstehen. „Kommt nicht in Frage“, war seine Antwort. Der Altmetallhändler: „Was soll ich nun?“ „Greifen Sie den Alfa“, rief ich in den Motorenlärm. Die Zange legte an die Seitenscheiben, sie barsten, und schon baumelte der Alfa über dem Lastwagen. Noch während Monaten hatte der Alfa-Besitzer einen Zorn auf mich.	Monatelang stand das grüne MG-Cabriolet mit ausgebautem Motor am Ende der halböffentlichen Strasse in der Grossmatte. Den Besitzer interessierten die Beseitigungsverfügungen offenbar nicht, es gab keine Reaktion. An einem Wochenanfang berichtete die Berndorf AG, sie habe am Wochenende einen Tag der offenen Tür und das Autowrack hinterlasse beim Fabrikareal einen schlechten Eindruck. Ich beauftragte die Autogarage Schmidli, das Fahrzeug dem Eigentümer vor die Türe zu stellen. Den Transport begleitete ich und gab dem verdutzten und fluchenden Eigentümer die Begründung zu diesem Mitbringsel bekannt. Und es war ein Garagier an der Bernstrasse.

Unwetter und Katastrophen

Sturm „Lothar“ hat Ende 2000 eine grosse Anzahl Wälder dahingerafft. Bild auf dem Sonnenberg gegen das Renggloch.

Das gewaltige Hochwasser-Ereignis vom August 2005, als die Kl. Emme von Entlebuch bis Reussbühl enorme Schäden zurückliess. Im Bild die Kl. Emme nordlich der Thorenbergbrücke in Littau.

Auch Naturkatastrophen und andere Ereignisse beschäftigten mich in den 40 Jahren stets in irgendeiner Weise, sei es im Bausekretariat, in der Feuerwehr oder als Behördemitglied. Beim Hochwasser 2005 verfasste ich eine Fotoreportage zuhanden des Gemeinderates und des Krisenstabes. Schliesslich war ich damals pensioniert.

Die meisten Ereignisse sind im Abschnitt „Feuerwehr“ aufgeführt.

Feste soll man feiern

Aus Anlass zu meinem 25-jährigen Dienstjubiläum veranstaltete man im Gemeindehaus im Anschluss an die Bürozeit eine Feier.

Gemeindeammann Josef Schärli bei seiner Laudatio.

Die Musik des Gemeindepersonals beehrte mich.

Das Geschenk: eine Kiste Bordeaux mit einer eigens kreierten Etikette, nebst dem doppelten Salär.

Alois Ottiger, Bürgerratsschreiber von Luzern, erzählte Müsterchen aus der Zeit auf der Kanzlei.

1984

Hans Purtschert 25 Jahre im Dienst der Gemeinde Littau

Bei der Gemeindeverwaltung Littau konnte am 16. November Hans Purtschert, Bauamtsekretär, sein 25-Jahr-Arbeitsjubiläum feiern.

Der Jubilar begann am 16. November 1959 als Aushilfskanzlist der AHV-Zweigstelle beim Gemeindeammannamt. Bereits am 1. Juli 1960 erfolgte seine provisorische und am 20. Juli 1961 die definitive Wahl zum Kanzlisten auf der Gemeindekanzlei Littau. In den folgenden Jahren war Hans Purtschert als «Allrounder» bei der Gemeindeverwaltung tätig, im Grundbuch- und Vormundschaftswesen sowie in der Korrespondenzabteilung für den Gemeinderat.

Im Sommer 1964 wurde das Bauamt von der Gemeindekanzlei Littau in das Gemeindehaus nach Reussbühl verlegt. Hans Purtschert übernahm ab diesem Zeitpunkt vollamtlich die Führung des Bauamtssekretariates. Während den letzten Jahren, in den Zeiten grosser baulicher Entwicklung, galt es, grosse Arbeit zu leisten, die Hans Purtschert sehr verantwortungsbewusst, kompetent und zuvorkommend erledigte.

Nebst seiner verantwortungsreichen Arbeit in der Gemeindeverwaltung stellte Hans Purtschert immer wieder seine Kräfte für die Öffentlichkeit zur Verfügung. Zur Zeit ist er Adjutant bei der Feuerwehr Littau. Mit grossem Geschick steht er der Baugenossenschaft Littau und der Raiffeisenbank Littau als Präsident vor. Schon jahrelang ist er journalistisch und als Hobbyfotograf tätig, als Berichterstatter in unserer Lokalzeitung «Die Heimat» und bei den Luzerner Tageszeitungen.

Der Gemeinderat und die Mitarbeiter in der Verwaltung gratulieren Hans Purtschert zum Arbeitsjubiläum, danken ihm für seine Kollegialität und den grossen Arbeitseinsatz im Dienste der Verwaltung und der Gemeinde Littau.

Wir wünschen ihm auch für die weitere Zukunft viel Genugtuung und Freude in seiner schönen, verantwortungsvollen Aufgabe.

Josef Schärli, Gemeindeammann

Meine Chef's von 1959-1987

1959-1964 Franz Isenschmid, Gemeindeschreiber, Kanzlei	1964-1968 Karl Segmüller, Gemeindeammann, Bauamt	1968-1983 Robert Greber, Gemeindeammann, Bauamt	1983-1987 Josef Schärli, Gemeindeammann, Bauamt

Gemeinderat/Sozialvorsteher 1987-2000

Es war im Januar 1987. Im Treppenhaus des Gemeindehauses sprach mich Gemeindeammann Josef Schärli an: „Du wärst eigentlich ein Nachfolger von Sozialvorsteher Anton Vonwyl“. Schärli war in der CVP-Parteileitung für das Personelle zuständig.
Bedenkzeit von einigen Tagen, dann folgten das Evaluationsverfahren, Parteileitung, Komitee und schliesslich die gewaltige Nominationsversammlung vom März 1987 im Michaelshof. Zuhanden der Gemeinderatswahlen waren zwei Personen zu bestimmen, nämlich das Vollamt Sozialvorsteher und ein nebenamtliches Gemeinderatsmitglied. Gegen 400 Personen waren im Saal. Vier Kandidaten, zwei Frauen und zwei Männer stellten sich zur Verfügung.
Im ersten Wahlgang erhielt ich die nötigen Stimmen für die Nomination zuhanden den Gemeinderatswahlen vom 15. Juni 1987. Und das Ergebnis war eindeutig: Von 3624 gültigen Stimmzetteln und einem absoluten Mehr von 1813 trugen 3160 Stimmen meinen Namen.

Beginn der Legislatur 1. Juli 1987

Das Sitzungszimmer des Gemeinderates auf der Gemeindekanzlei an der Grubenstrasse in Littau. Von links: Gemeindeschreiber Hans Büchli, Sozialvorsteher Hans Purtschert, Gemeindeammann Josef Schärli, Gemeindepräsident Dr. Erwin Steiger, Schulverwalter Alois Ottiger und Gemeinderat Beat Krieger

Wöchentlich fanden hier die Gemeinderatssitzungen statt, welchen ich von 1987 bis 2000 beiwohnte. Jährlich wurden über 1000 Geschäfte beraten und beschlossen. Hier wurden Baubewilligungen erteilt, Bebauungs- und Gestaltungspläne genehmigt, Entscheide über Erschliessungsanlagen und Gemeindebauwerke erlassen. Ebenso Entscheide im Sozial- und Vormundschaftswesen. Recht intensiv waren jeweils die Budgetberatungen.
Mein Büro war im Parterre des Hauses Grubenstrasse 16. Da waren auch das Sozialamt für wirtschaftliche Sozialhilfe, das Alimenteninkasso und –Bevorschussung, der Sozialdienst, das Vormundschaftssekretariat, die Vormünder, das Arbeitsamt und die AHV-Zweigstelle untergebracht.

Im Hause Grubenstrasse 16 war nebst der Gemeindekanzlei das Sozialamt untergebracht. Mein Peugeot 505 auf dem Parkplatz.

In der Woche war einmal Kadersitzung im Alters- und Pflegeheim Staffelnhof. Das 1976 eröffnete Haus mit 170 Betten wurde durch Direktrice Sr. Canisia hervorragend geführt. Hier konnte ich von den Bewohnern immer wieder viel Freude und Dankbarkeit erfahren.

Kadersitzung im Sitzungszimmer des Staffelnhofs. Themen über Aktivitäten im Haus, besondere Vorkommnisse, Belegung, Erarbeitung des Voranschlages für das folgende Jahr, Stand der Finanzen usw.
v.l.: Emil Studer Buchhalter, Sr. Canisia Direktrice, Josef Koller Chef Technik, Margrit Helfenstein Hausw. Betriebsleiterin, Hans Purtschert SV, Sr. Beata. Leiterin Pflegedienst und Dr. Sladovnik Heimarzt

Unzählige Fälle und Probleme gingen die 13 Jahre über meinen Bürotisch. Sorgen und Nöte wurden in mein Büro getragen. Es würde zu weit führen, hier in Einzelheiten zu verfallen, nebst der Problematik des Personen- und Datenschutzes.

Der Staffelnhof galt als Vorzeigeobjekt. Architekten und Bauherrschaften besuchten uns. Noch heute bin ich stolz auf den von einem japanischen Spitaldirektor erhaltenen Pin der Olympischen Spiele von Nagasaki 1990.

Zur Illustration einige Beispiele von Personen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens standen:

Morgens um 7.30 Uhr steht eine Frau, wohlgenährt, mit einem sechsjährigen Buben im Büro. **„Ich will diesen Buben nicht mehr, mein Freund verträgt ihn nicht**. Er hat im Stiegenhaus einen fremden Kinderwagen beschädigt und ich habe Besuch von der Polizei deswegen gehabt.“ Der Kleine macht sich bereits an diverse Sachen im Büro. Die Mutter hat ihn überhaupt nicht im Griff. Subtil erfährt sie von mir einige Belehrungen. Der Kleine gehorcht schliesslich mir. Ich schalte die Familienberatung ein.	Ein zwölf Jahre altes Mädchen telefoniert, dass die Mutter (geschieden) meistens nichts mehr koche und viel trinke. Mein Besuch zeigt Unvorstellbares. Unordnung, der **Kühlschrank völlig vereist mit festgefrorenen Speiseresten.** Leere Flaschen im Korridor. Zwei schulpflichtige Kinder. Auf die Problematik Alkohol angesprochen meint sie: „Ich trinke gar nicht mehr“. Darauf das Mädchen: „Aber Mami, dort im Schrank hast du noch Flaschen.“ Ein Fall für den Sozialmedizinischen Dienst.

Und ein weiteres Beispiel. Eine drogenabhängige junge Frau morgens früh am Telefon: „Mein Kind lebt nicht mehr, ich weiss nicht was machen.“ Ich informiere die Polizei und gehe in Begleitung einer Polizeiassistentin hin. Der Anblick des knapp zehn Monate alten Kindes auf der blossen Matratze auf dem Zimmerboden liess mich über lange Zeit nicht mehr los.

Ehe-Nichtigkeitsklagen

Eines Tages stand ein Schweizer Familienvater im Alter von 55 Jahren vor der Bürotür, zeigte den Schweizerpass einer gebürtigen Jugoslawin und erklärte: „Mein drogenabhängiger Sohn hat geheiratet. Das soll meine Schwiegertochter sein. Ich wusste von allem nichts. Kann man da nichts mehr unternehmen?“ Verständlich, dass bei ihm eine Welt zusammengefallen war. Ich nahm die Papiere entgegen und versprach Abklärung der Durchführung einer Ehe-Nichtigkeit. Am darauffolgenden Tag leitete ich beim Amtsgericht Luzern-Land in Kriens die Klage auf Nichtigkeit der Ehe ein. Ein perfider Fall: Die Heirat wurde in Abwesenheit des Mannes in Jugoslawien geschlossen. Die Trauungspapiere gelangten in der Folge an das Eidg. Justizdepartement, das die Ehe sanktionierte und die Wohn- und Heimatgemeinde anwies, die Ehe in den Registern einzutragen.
Die Verhandlung vor dem Amtsgericht verlief für die Gemeinde Littau als Klägerin positiv, denn ich konnte mit klaren Argumenten beweisen, dass es sich offensichtlich um eine Scheinehe handelte, den Schweizerpass zu erwerben. Durch Gerichtsentscheid wurde die Ehe als ungültig erklärt.

Ähnlich verlief der Fall bei einem Alkoholiker, dem eine Frau auch in absentia angetraut wurde. Bei der Gerichtsverhandlung machte der Anwalt der Frau geltend, dass diese den hier anwesenden Mann liebe. Der Mann hob sein bärtiges und ungepflegtes Gesicht: „Ich habe diese Frau noch nie gesehen.“
Auch hier lautete der Gerichtsentscheid auf Ungültigkeit der Ehe.

Ein massgebender Hinweis auf Ehevermittler

Um 10.00 Uhr war eine Gerichtsverhandlung in Kriens angesagt. Aus Schutzgründen parkierte ich nie beim Amtsgericht, sondern 100 m entfernt beim Gemeindehaus Kriens. Beim Betreten des Gerichtssaales wollten nebst den geladenen Parteien zwei Männer in schwarzer Kleidung ebenfalls in den Saal. Der Gerichtspräsident gab ihnen zu verstehen, dass die Verhandlung nicht öffentlich sei und sie den Saal zu verlassen hätten.
Nach erfolgter Verhandlung begab ich mich zu meinem Auto, stieg ein und kramte noch etwas in Akten. Kurze Zeit später sah ich die beiden Männer rund 30 m entfernt in einen Toyota einsteigen. Ich fuhr zurück in mein Büro und meldete das Vorkommnis dem Gerichtspräsidenten.

Er empfahl mir, die Beobachtung der Polizei zu melden, was ich umgehend tat. Zwei Tage später bedankte sich die Polizei in Kriens für den Hinweis, sie seien damit einer Ehevermittlerbande auf die Spur gekommen.
Ich bin heute noch stolz darauf, als erste Gemeinde im Kanton Luzern damals die Ehe-Nichtigkeitsklagen eingereicht zu haben.

Der Brief eines Luzerner Anwaltes an das Justizdepartement des Kantons, der schrieb: … „es ist das Vorgehen des Sozialvorstehers von Littau in Ehe-Nichtigkeitsklagen im Auge zu behalten“, liegt mir jetzt noch in den Ohren.
Unter vier Augen würde ich dem Anwalt heute noch die Leviten lesen. Der Name des Anwaltes ist mir präsent.

Das pulsierende Leben im Staffelnhof

Rückblickend werte ich die Arbeit mit dem Staffelnhof als wohltuenden Ausgleich zu den Aufgaben im Sozialamt. Für Feste der Bewohner bot das Personal jeweils hochstehende Produktionen und Aktivitäten. Die hauseigene Theatergruppe brachte mitreissende Szenen auf die Bühne.

Aus Anlass des 15. Auberginefestes im Staffelnhof wurden die Direktrice und ich aus einer grossen Torte gezaubert. Alsdann tanzte die Gruppe zu Wienermusik, wobei ich mit Sr. Canisia den Tanz eröffnete. Das Auberginefest war ein Dankesanlass an alle Behördemitglieder, Kirchenvertreter, Ärzte und Spitex, die mit dem Staffelnhof das ganze Jahr über zu tun hatten.

Ein Jahr später wurde sogar das Musical „Cats“ aufgeführt. Zita Häring (links) leistete eine gewaltige Arbeit. Zuerst das Einstudieren und Üben, dann das Kostümieren und Schminken vor den Aufführungen.
Ich hatte kaum Zeit, an den Proben teilzunehmen. Die Rolle als Ober-Katers (Bildmitte) ist zusammen mit dem quirligen halben Dutzend Cats dennoch erfolgreich ausgegangen. Tosender Publikumsapplaus.

Turbulent ging es zu und her bei den Fasnachtsanlässen im Staffelnhof. Der Klub junger Mütter besuchte die Heimbewohner. Dabei fesselten sie den Sozialvorsteher. Keine Chance, zu entkommen.

Am Schmutzigen Donnerstag, dem offiziellen Bewohnerfasnachtstag, verkleidete ich mich ebenfalls, nebst dem Personal. Es war immer ein Riesengaudi und die Bewohner hatten Spass.

Gratulationen bei hohen Geburtstagen

100 Jahre alten Bürgerinnen und Bürgern die Gratulation der Behörde zu überbringen, war jeweils ein freudvolles Erlebnis.

Frau Köpfli lud mich zu einem Tee und Gebäck. Anwesend waren auch die drei Töchter, alle um die Siebenzig. So sassen wir plaudernd um den Tisch. Plötzlich machte sich die Jubilarin recht energisch bemerkbar: „Gänd doch em Herr Purtschert Chueche, er send ou Giiizmeitschi!“

Bei seiner Feier zum 100. Geburtstag sagte Hans Jans in einer Dankrede: “Es ist gar nicht gut, den ganzen Tag nur im Zimmer zu sitzen und nichts zu tun, das ist vergeudete Zeit“. Als neben dem Staffelnhof das neue Gemeindehaus 2002-2003 gebaut wurde, war er täglich als über 100 Jähriger auf der Baustelle anzutreffen.

Was die Bewohner des Alters- und Pflegeheimes besonders schätzten, war ein Schwatz im Garten. Ihnen Zeit zu schenken, musste ich eben erst erfahren. Denn einmal ging ich mangels knapper Zeit bei einer Gruppe mit nur einem Grusswort vorbei. Einige Tage später wurde mir zugetragen, ich hätte keine Zeit für die Pensionäre.

In der Cafeteria des Staffelnhofs fanden das ganze Jahr über Ausstellungen von verschiedenen Künstlern statt. Das war jeweils eine grosse Bereicherung. Zusätzliche Besucher kamen mit Heimbewohnern ins Gespräch und es entstanden neue Kontakte.

Meine Besuche bei den Veranstaltungen der Seniorenvereinigungen von Littau und Reussbühl waren immer gerne gesehen. Und wenn die Musik spielte, erwarteten natürlich die Damen ein Tänzli. Für mich waren das immer erholsame Erlebnisse.

Hahn im Korb zu sein, tat manchmal gut - offensichtlich beidseits!

Aber immer wieder kam der Alltag

Man könnte fast den Eindruck erhalten, das Amt bestehe nur aus Festivitäten. Das war aber keinesfalls so und trifft auch heute auf die Amtsträger nicht zu.
Veranstaltungen für die ältere Generation waren und sind von grosser Bedeutung. Man denke auch, dass viele im Rollstuhl sind und sie dadurch eine willkommene Abwechslung im Alltag erfahren.

Bild: Kurzansprache zum 1. August im Staffelnhof

Blick in einige angenehme Funktionen als Gemeinderat

Littau zählte über 100 Vereine und Organisationen. Wenn diese ausserordentliche Anlässe hatten, wurde erwartet, dass jemand von der Behörde die Aufwartung machte. Das waren nicht immer trockene Verpflichtungen, sondern meistens interessante Begegnungen mit der Bevölkerung. Man lernte Bürger kennen, konnte Probleme diskutieren und sogar eine Lösung anstreben. Etliche Veranstaltungen fanden am Abend statt und der grösste Teil natürlich am Samstag und Sonntag. Nachfolgend eine kleine Auswahl.

Die Feuerwehr feierte ein Jubiläum. Dem antiken Fahrzeug der Nachbarwehr galt natürlich meine Aufmerksamkeit.

Die Feldschützengesellschaft jubilierte. Gemeindepräsident Dr. Erwin Steiger und ich reichten die mit Wein gefüllte Kanne zum Kosten weiter.

Die Kath. Kirchgemeinde Reussbühl feierte das 100-jährige Bestehen. Im Buch zur Geschichte des Menzberg erfuhr ich, dass vor über 100 Jahren im Rahmen einer Bettelaktion die Pfarrei Reussbühl, das „Ewig-Licht“ aus der Philipp-Neri-Kapelle an die Pfarrei Menzberg schenkte.
Ich fotografierte dieses in der Menzberger Kirche und übergab es als Geschenk, natürlich mit dem Hinweis, man sollte doch versuchen, das wunderschöne Licht wieder nach Reussbühl zu holen.

Die Feuerwehr erhielt ein neues Tanklöschfahrzeug. Als Stellvertreter des Gemeindeammanns hatte ich das Fahrzeug im Beisein meiner Gemeinderatskollegen offiziell zu übergeben.

Die Gemeinde war Mitglied zahlreicher Institutionen. Der jeweils zuständige Gemeinderat war in der Regel in den Vorstand der entsprechenden Vereinigung delegiert.
Für den Sozialvorsteher waren dies u.a.: Männerheim Lindenfeld in Emmenbrücke (Bild), Sozialmedizinischer Dienst für Alkoholkranke und andere Suchtabhängige, Notschlafstelle Luzern, Drogenforum Innerschweiz, Schweiz. Konferenz der Fürsorge.

Mit den Gemeinderäten der Nachbargemeinden pflegte unser Gemeinderat alle 2-3 Jahre ein Treffen. Auf dem Bild der Gemeinderat von Malters auf dem Vorplatz der Burg Thorenberg.
Erörtert wurden jeweils ortsplanerische Probleme, wie Siedlung, Verkehr, Kanalisation und Wasserversorgung.
Danebst durfte natürlich das Gesellschaftliche nicht zu kurz kommen.

Der Gemeinderat als Kollegialbehörde

Als Mitglied des Gemeinderates hatte ich bei allen Sachvorlagen mitzuentscheiden. Das verlangte bei allen Projekten das entsprechende Studium der Akten. Wohl wurden die Projekte von den jeweiligen Ressortvorstehern, bzw. deren Dienststellen spruchreif vorbereitet, aber in den meisten Fällen fand in der Ratssitzung eine Diskussion statt. Nachfolgend einige Vorlagen von grösserer Tragweite:

- Finanzplanung, Budget und Jahresrechnung
- Ortsplanung, Zonenplan, Strassenrichtpläne, Landschaftspläne
- Baulanderschliessungen, Strassen, Wasser, Kanalisation
- Strassenerschliessungen
- Ausbau der Wasserversorgung
- Landkauf und Landverkäufe
- Schulwesen, Ausbau der Schulanlagen, Schulreformen
- Einführung der elektronischen Datenverarbeitung
- Reorganisation der Gemeindeverwaltung
- Neubau des Gemeindehauses usw.

Erste Frau in der 200jährigen Geschichte des Gemeinderates von Littau
1998 trat Alois Ottiger als Gemeinderat und Schulverwalter zurück. An seine Stelle wurde Helen Greter-Blättler gewählt. Sie war die erste Frau in der Exekutive von Littau.

Bild: von links: Gemeindeschreiber Hans Büchli, Gemeindeammann Josef Schärli, Gemeindepräsident Josef Wicki, Schulverwalterin Helen Greter, Sozialvorsteher Hans Purtschert und Gemeinderat Beat Krieger.

Zuständigkeitsbereich Sozialvorsteher
In meiner Zuständigkeit lagen AHV-Zweigstelle, Arbeitslosenversicherung, Arbeitsamt, Unterstützungswesen (Armenunterstützung, heute Sozialhilfe genannt), Vormundschaftswesen (heute Jugend- und Erwachsenenschutz), Jugendarbeit, Altersplanung, Alters- und Pflegeheim, Liegenschaften der Bürgergemeinde. Rund ein Dutzend Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bewältigten in den Amtsstellen die anfallende Arbeit. Im Alters- und Pflegeheim waren es 80 Vollzeit- und 40 Teilzeitstellen.

An einem Senioren-Anlass Ende 2000 sind drei Sozialvorsteher vereint:
V.l. die Alt-SV Anton Vonwyl, Hans Purtschert und der neue Amtsinhaber Rico de Bona

Bild: Neuhushofwiese in Littau-Dorf. Das Foto schoss ich aus dem Helikopter, als ich 1979 zu einem Flug Gelegenheit hatte.

Im Liegenschaftsbereich waren für mich der Erwerb der Neuhushofwiese mitten im Dorf Littau für eine spätere Alterseinrichtung und der Erwerb der Liegenschaft des Baugeschäftes Piazza auf der Grossmatte Höhepunkte. Auf Grossmatte wurde der Jugendtreff verwirklicht, sowie die Arbeitsstätte für Behinderte. Mit der Stiftung Brändi hatte ich einen Baurechtsvertrag abgeschlossen. Heute arbeiten dort rund 80 Behinderte. Ein Hauptzweig ist das Verwerten von ausgedienten Computeranlagen und Elektroschrott.

Das Amt brachte auch etliche Zusatzfunktionen mit sich. Zum Erfahrungs- und Gedankenaustausch organisierten sich alle Sozialvorsteher der Region Luzern, Amt Luzern-Land und Stadt zur Regionalkonferenz. Monatlich fanden Zusammenkünfte mit Traktandenliste statt. Alle Sozialvorsteher der 107 Gemeinden formierten den kantonalen Verband. Von 1998 bis zu meinem Rücktritt war ich dessen Präsident.

Bild: Meine Vorgänger im Verbandspräsidium, v.L. Hans Walthert, Hohenrain und Jakob Zihlmann, Horw. In der Mitte die Nachfolger Margrit Thalmann und Erwin Arnold.

1992 herrschte eine grosse Arbeitslosigkeit und damit verbunden war die Problematik mit den Suchtkranken, also Alkohol- und Drogenabhängiger. Zahllos waren die Sitzungen für die Gründung und den Betrieb von Institutionen, wie Notschlafstelle, Drogenberatung, Aidsprävention, Tagesstätten für Obdachlose. Es gab damals Wochen, da hatte ich beinahe jeden Morgen von der Polizei in Zürich Fax-Nachrichten, man möge am Mittag im Bahnhof Luzern den suchtkranken X.Y. abholen. Diese Zeit möchte ich nicht mehr erleben. Was damals mit Eltern und Angehörigen alles ablief, kann ich hier nicht beschreiben.

Verwalter der Bürgergemeinde Littau
Aufgrund der Staatsverfassung Luzern war ich als Sozialvorsteher auch Verwalter der Bürgergemeinde Littau. Die Bürgergemeinde war zuständig für das Armenwesen (Soziales) und das Alters- und Pflegeheim Staffelnhof. Durch den grossen Grundbesitz auf Ruopigen konnte damals das über 30 Millionen-Bauwerk mit 170 Betten beinahe amortisiert werden.

Im Besitz der Bürgergemeinde waren auch die Landwirtschaftliche Liegenschaft Neumatt auf dem Littauerberg, verschiedene andere Grundstücke und etliche Waldparzellen. Für mich bedeutete es eine willkommene Abwechslung, die Liegenschaften zu verwalten. In bester Erinnerung ist mir die Waldbetreuung in Zusammenarbeit mit dem Förster Josef Wicki-Koch und dem jahrelangen Holzkäufer Fritz Fuhrimann-Feuz.
Als das Försteramt von Josef Wicki-Koch an Josef Wicki jun. überging, fand im Gasthaus Thorenberg ein kleiner Festakt mit Mahlzeit statt. Anwesend waren auch der Kantonsoberförster, Kreisoberförster und die Gemeindeammänner von Littau und Kriens.
Es war damals noch üblich, dass man nach einem üppigen Essen und Trinken bei Wirtschaftsschluss nach Mitternacht noch nicht genug hatte. Wir pilgerten zur Försterfamilie in den Vogelsang und Frau Förster Anna tischte herrliche Schweinsbratwürste an reichlicher Zwiebelsauce auf, Wein und Kafi-Träsch dazu.
Dem Kreisoberförster Hermann Schnyder und dem Schreibenden war es nicht mehr so wohl. Auf dem Heimweg sang denn auch nicht nur ein Vogel!!

Bild:
Vorne v.l.: Josef Schärli, Gde.ammann, Anna und Josef Wicki-Koch, Förster, Josef Schnüriger, Gemeindeammann Kriens.

Hinten: Kreisoberförster Schnyder, Josef Wicki, neuer Förster und späterer Gemeindepräsident,
Kantonsoberförster Vogel und Hans Purtschert

Und am darauffolgenden Morgen wartete im Büro wieder die Arbeit.

Wieder-Erstellung der Kapelle Ruopigen

Ende der 1980er Jahre brachte der damalige Präsident der St. Niklausgesellschaft Littau, Kilian Geisseler, die Idee auf, man sollte doch die 1972 abgebrochene Wegkapelle Ruopigen wieder aufbauen. Die Kapelle musste damals dem Strassenbau weichen.
Ich nahm das Anliegen zur Kenntnis, klärte Möglichkeiten des Standortes ab und leitete das Bewilligungsverfahren ein.
Im kalten Februar 1989 war der Spatenstich.

Drei Lehrlinge der Bauunternehmung Brun leisteten die eindrucksvolle Maurerarbeit. Die Zusatzarbeiten wie Bedachung, Schreiner- und Malerarbeiten, sowie Umgebung erfolgten durch Mitglieder der St. Niklausgesellschaft. So entstand in weitgehender Fronarbeit ein wundervolles Werk.

Das Fundament ist so konstruiert, dass die Kapelle im Falle einer Überbauung ohne grossen Aufwand verschoben werden kann.

Für mich war es ein ergreifender Moment, die Feierlichkeiten zur Einweihung 1990 vor einem grossen Publikum zu begleiten.
Seither wird jedes Jahr im Sommer das Chäppeli-Fäscht durchgeführt.

Bundesrat Felber beim Sozialdemokratischen Parteitag im Ochsen, Littau

Ungeachtet der Parteigrenzen ist der CVP- und FDP-geprägte Gemeinderat in Corpore mit Anhang der Einladung gefolgt.

Seit 1966 hatte die Gemeinde Littau keinen Sozialdemokratischen Vertreter mehr im Gemeinderat.

Bundesrat René Felber spricht im Ochsen zu den Genossen anlässlich einer Kantonalen Delegiertenversammlung der Sozialdemokratischen Partei.

Mein Auto am Fasnachtsumzug

Als Politiker riskiert man, am Karneval auf die Schippe genommen zu werden. Dies galt 1994 am Fasnachtsumzug in Littau auch für mich.

Was war denn der Grund dazu? Auf der Grubenstrasse wurden Verkehrsberuhigungen gebaut, Rabatten und Einengungen. Bei der Einmündung der Mattstrasse in die Grubenstrasse wurde mir eine jahrzehntelange Gewohnheit zum Verhängnis. Ich geriet über einen Randstein in die noch unbepflanzte Rabatte. Im Ochsen fragte ich Paul Amrein, von Beruf Carrosserie-Spezialist, ob ein rechtwinkliges und ungebremstes Überfahren eines 15 cm hohen Randsteines einen Schaden an der Vorderachse oder Aufhängung verursachen könne. Er verneinte, mein Auto Peugeot 505 ertrage so was.

Alles blieb geheim, erst am Fasnachtsumzug bekam ich zu wissen, dass der Carrossier als Präsident des Turnvereins mein damaliges Malheur in Ulk umsetzte.

Der Peugeot LU 26311 fuhr pausenlos in die Rabatte zum Gaudi des Publikums.

Der Gemeinderat fliegt mit Pilatus-Porter

Für die Belange der Zusammenarbeit um die Probleme des Flugplatzes Emmen lud das Flugzeugwerk Emmen die Behörde zu einem Rundflug ein. In zwei Etappen wurde die Innerschweiz in einem Rundflug erkundet. Es war eine erlebnisreiche halbe Stunde.

Der Gemeinderat von Littau mit Gemeindeschreiber vor dem Flugzeug „Pilatusporter".
Von links: Kanzler Hans Büchli, Hans Purtschert, Alois Ottiger, Beat Krieger, Josef Schärli, Erwin Steiger.

1996 gesundheitlicher Rückschlag, Diagnose: Karzinom maligne
Eigentlich durfte ich mich einer gesunden Verfassung erfreuen. Mit Ausnahme der über mehrere Jahre regelmässig auftretenden Angina und der dadurch notwendigen Mandeloperation im Jahre 1979 hatte ich nie einen Arztbesuch oder Spitalaufenthalt nötig.
Im Mai 1996 hat das Labor Bioanalytika meinem Hausarzt Dr. Kaufmann die Resultate der Blutwerte mit der Zusatzbemerkung „maligne" übermittelt. Es folgte die Zuweisung an den Urologen Dr. Lustenberger, Luzern. Die detaillierten Untersuchungen mit Biopsien und in der Röhre MRA der Klinik St. Anna bestätigten den bösartigen Tumor in der Prostata. Die ärztliche Empfehlung war eine Prostatektomie, d.h. Totalentfernung. Termin war der 31. Oktober 1996. Zufolge notwendiger Katheterversorgung war ich drei Wochen in der Klinik St. Anna und anschliessend drei Wochen im Aufenthalt im Kurhaus am Sarnersee. In tiefgreifenden Gesprächen nach dem Spitalaustritt riet mir der Arzt, im beruflichen und privaten Bereich Veränderungen anzustreben, falls ich eine gute und langfristige Genesung erzielen möchte. Das führte dann auch zum Entschluss, nach Ablauf der Amtsperiode 2000 nicht mehr zu kandidieren. Im privaten Bereich reifte in mir die Entscheidung, den künftigen Lebensweg mit Trudy Bianchi zu gehen, mit ihr war ich damals seit rund einem Jahr befreundet. Sie begleitete mich auch namhaft während des Spital- und Kuraufenthaltes.

Im Herbst 1997 legte ich mit Gattin Anna den Weggang aus dem Chalet Rönnimoos fest und bezog in Ruopigen eine kleine Wohnung. Mit Anna regelte ich die Unterhaltsbeiträge, es folgte die Trennungsvereinbarung und schliesslich 2001 die formelle Scheidung.

Im Büro standen dringende Arbeiten an, insbesondere ein neues Altersleitbild. In dieser Sache hatte mich Gemeinderatskollege, Gemeindepräsident Dr. Erwin Steiger, kräftig unterstützt. Zu meinem Erstaunen hatte er ein pfannenfertiges Konzept ausgearbeitet, als Grundlage für den Einwohnerrat. Für diese Leistung in meiner ungemütlichen Zeit bin ich heute noch dankbar.

Die Mitarbeiterinnen des Sozialamtes gratulieren mir zum 60. Geburtstag. Auch der Gemeinderat ehrt mich mit einem Präsent.

HEIMAT 2. APRIL 1998

LITTAU REUSSBÜHL

Hans Purtschert verliert seine «Hobbys»

FUSION VON EINWOHNER- UND BÜRGERGEMEINDE: JETZT KOMMT DIE DETAILARBEIT

Nach der Fusion von Einwohner- und Bürgergemeinde muss Hans Purtschert alte Steckenpferde zurücklassen.

Der Redaktor der Wochenzeitung „Heimat“, Kurt Bischof, bezeichnete einige meiner Tätigkeiten als Hobbys. Er wusste, dass es Lieblingsfunktionen waren, namentlich die Liegenschafsverwaltung, Landwirtschaftsbetrieb, Waldwirtschaft, Abfassung von Vorlagen an den Einwohnerrat usw.

Als eine der letzten Bürgergemeinden im Kanton wurde auch jene von Littau 1999 in die Einwohnergemeinde einverleibt. Die hauptsächlichste Veränderung war die Integration des Rechnungs- und Personalwesens in die Administration der Einwohnergemeinde. Die Aufgaben im Sozialbereich gemäss Gemeindegesetz und der Gemeindeordnung blieben für meine Funktion gleich.
Die Finanzkommission hatte mir aus Anlass der letzten Rechnungsablage einen Zinnteller gewidmet, was mich sehr freute.

Hans Purtschert hat genug!

RÜCKTRITT DES SOZIALVORSTEHERS

Sozialvorsteher Hans Purtschert (CVP) wird bei den Wahlen im Frühling nicht mehr antreten. Grund: «40 Jahre im Dienste der Gemeinde sind genug!»

Hans Purtschert war zwar nicht 40 Jahre lang Sozialvorsteher. Doch bei der Gemeinde ist er seit vollen vier Jahrzehnten angestellt. Übrigens: Vorgestern Dienstag konnte Hans Purtschert auf den Tag genau sein 40jähriges bei der Gemeinde feiern.

1959 ist der junge Hans Purtschert als Kanzlist in die Dienste Littaus getreten. In dieser langen Zeit hielt er sich immer an die Empfehlungen seines Lehrmeisters Anton Arnet; den langjährigen Gemeindeschreiber von Wolhusen und Vater des nachmaligen Gemeindepräsidenten Moritz Arnet. Dieser Lehrmeister gab Purtschert folgendes Prinzip mit auf den Weg: «Wenn man bei der Gemeinde ist, muss man dem Bürger und der Bürgerin immer zur Verfügung stehen, auf der Kanzlei, auf dem Dorfplatz, auf der Kirchentreppe.»

Nach sechsjähriger Tätigkeit als Kanzlist wurde Hans Purtschert 1964 als Bausekretär auf das neue Bauamt – übrigens das erste vollamtliche Bausekretariat in der Region – gewählt. Diese Tätigkeit übte er mit Begeisterung während voller 23 Jahre aus. 1987 erfolgte dann die Wahl zum vollamtlichen Sozialvorsteher.

Seit seinem Amtsantritt als Sozialvorsteher hat Hans Purtschert wirtschaftlich schwierige Jahre erlebt. «Vom ganzen Standard her galt es, eines der reichsten Länder der Welt auf ein bescheideneres Niveau herunterzufahren.» Wichtige Themen in seiner Amtszeit waren die Wohnungsnot (Anfang der 90er Jahre), die aufkommende Sucht- und Drogenproblematik, das Ausländerproblem und die Arbeitslosigkeit. «Als Sozialvorsteher ist man dauernd mit den negativen Seiten des Menschseins konfrontiert, und das geht halt schon unter die Haut», gibt der Sozialvorsteher unumwunden zu. Trotzdem hat er aus seinem Bereich auch viel Positives zu vermelden: die Schaffung des Jugendtreffs Hechtenloch, die Ansiedlung der Brändi-Werkstätten, der Schülerhort Lindenstrasse, der Erwerb des Neuhushoflandes, die Verpachtung von Land an die Familiengärtner oder diverse Ausbauten und Sanierungen im Staffelnhof. «Was mir immer auch besondere Freude bereitet hat, das ist die Arbeit mit den älteren Menschen.»

«Noch etwas machen»

Nicht nur wegen der permanenten Dienstbereitschaft während 40 Jahren, nicht nur wegen der vielen Probleme im Sozialbereich, die laut Purtschert mit Schwung von einer andern Persönlichkeit in Angriff genommen werden müssen – auch aus gesundheitlichen Gründen mag er nächsten Frühling nicht nochmals antreten. Eine grössere Krankheit habe ihn gezwungen, sein Leben zu überdenken und die Prioritäten festzulegen. «Hätte ich noch meine volle Kraft, würde es mich vielleicht schon reizen, nochmals für vier Jahre zu kandieren», sagt der heute 60jährige mit einer kleinen Prise Wehmut. Obwohl die Amtsdauer noch bis Ende August 2000 dauert, freut er sich bereits auf eine ruhigere Zeit, doch: «Irgendetwas werde ich schon noch machen, aber zuerst werde ich mal richtig ausspannen und durchhängen.»

Ich wette, dass der Nachfolger von Hans Purtschert Rico De Bona heissen wird – sofern die CVP dieses zweite Vollamt verteidigen kann, was so selbstverständlich nun auch wieder nicht ist! Sicher gibt es noch andere valable Kandidatinnen und Kandidaten. Beispielsweise Heidi Fähndrich-Gilli (falls von ihrem Lebensentwurf überhaupt ein Vollamt drinliegt) oder auch Beat Krieger, der einen Wechsel ins Vollamt als Sozialvorsteher ernsthaft in Erwägung ziehen dürfte. Aber nüchtern betrachtet spricht vieles für Rico De Bona: Dieser «homo politicus» ist in der Gemeinde bestens verankert, hat politische Erfahrungen auf kantonaler und kommunaler Ebene und politisiert im sozialen Flügel der CVP – dort, wo ein Sozialvorsteher weltanschaulich hingehört!

KURT BISCHOF

Am 31. August 2000 ist Schluss

Mit rasender Geschwindigkeit nahte die Amtsübergabe an meinen Nachfolger Rico de Bona. Im Beisein des Regierungsstatthalters des Amtes Luzern erfolgte die Übergabe der Akten mit gegenseitiger Unterzeichnung eines Protokolls.
Zugegeben, es kamen einige Emotionen hoch bei der Abkoppelung der Schlüssel von meinem Schlüsselbund, verständlich, nach 41 Jahren zu jeder Tages- und zum Teil Nachtzeit die Gemeinderäume nicht mehr betreten zu können. Aber zusehends war es auch eine Befreiung und Entlastung.

Der Zeitschriften-Reklameständer beim Kiosk Fanghöfli, Littau, machte auf die 41 Jahre Tätigkeit aufmerksam.

Die Wochenzeitung „Die Region“ war in Kürze ausverkauft.

Journalisten interessierten sich schon Wochen vor der Büroräumung für dies und jenes. „Wie reagieren Sie künftig einem ehemaligen Klienten gegenüber, dem Sie seiner Meinung nach zu hart begegnet sind? Welches war das grösste Erfolgserlebnis, was bedeuteten Tiefschläge? Würden Sie diese Funktion nochmals antreten? Mischt sich der Abtretende noch in die Politik ein?“ Und so weiter. Auf die Abhandlung des Frag- und Antwortspiels verzichte ich hier.

Jedenfalls freute mich das Bild in der Tageszeitung. Der Fingerzeig auf die Petrollampe: „Diese nehme ich jedenfalls mit nach Hause, jedoch keine Dossier.“
Die Petrollampe hat mich all die Jahre im Büro begleitet, auf dem Bauamt und im Sozialamt.
Unter ihr machte ich die Schulaufgaben in der elterlichen Stube. Meine Mutter schenkte sie mir vor 40 Jahren mit den Worten: „Nimm diese Lampe, du musst auch was haben“.

Treffen mit den Alt-Gemeinderäten

Unser damaliger Gemeinderat traf sich 1992 erstmals mit den Alt-Kollegen zu einem geselligen Beisammensein. Logisch, dass Erinnerungen und Erfahrungen von früher diskutiert wurden. Und nach einem Glas guten Wein wurden die Witze von bestimmten Alt-Kollegen immer bodenständiger.

Vorne v.l.: die Alt-Gemeinderäte Hans Wyss, Vizepräsident, Moritz Arnet, Gemeindepräsident, Jules Wermelinger, Gemeinderat, Robert Greber, Gemeindeammann, Carl Mugglin, Gemeindepräsident, Anton Vonwyl, Sozialvorsteher
Hinten v.l. der 1992 aktuelle Gemeindrat: Hans Purtschert, Sozialvorsteher, Erwin Steiger, Gemeindepräsident, Josef Schärli, Gemeindeammann, Beat Krieger, Gemeinderat, Alois Ottiger, Gemeinderat, Hans Büchli, Gemeindeschreiber.

Und da es naturgemäss immer weniger sind, treffen sich die Alt-Gemeinderäte seit 2007 jährlich zu einem Mittagessen. Dabei wird irgendeinem Objekt oder Betrieb in der Gemeinde die Aufwartung gemacht. Das erste Mal war es das älteste Gebäude von Littau, nämlich der Spycher Ruopigen mit Jahrzahl 1673. Moritz Arnet und ich zeichnen für die Organisation dieser Treffen. Mit zwei Ausnahmen erfolgen die Einladungen jeweils per E-Mail.

Von links: Erich Husmann, Moritz Arnet, Erwin Steiger, Helen Greter, Hans Purtschert, Josef Schärli, Alois Ottiger, Hans Wyss und Beat Krieger.

Roudnice, Tschechien: die zweite Heimat

Die Beziehung zur Tschechischen Stadt Roudnice begann 1992, als die dortige Sozialarbeiterin mit Kaderleuten des Staffelnhofs in Verbindung trat. Roudnice war im Begriff, ein Alterswohnheim zu bauen. Sie erfuhren über das Radio vom speziellen Konzept des Staffelnhofs. Eine Delegation der Behörde von Roudnice machte im Staffelnhof einen Besuch. Die Leiterin des Staffelnhofs, der Heimarzt und ich fuhren 1994 nach Roudnice, um die Projektpläne zu beurteilen und mit den Zuständigen zu besprechen.
Sr. Canisia, als Leiterin des Staffelnhofs, zog 1995 nach ihrer Pensionierung mit Sr. Marlies für fünf Jahre nach Roudnice. Sie erwirkten dort die Errichtung verschiedener Institutionen, so eine Wohnmöglichkeit für werdende, alleinstehende Mütter, Betreuungsangebote für Senioren, Schülerhort und ein Wohnheim für Kinder ohne Eltern. Die beiden Schwestern unterstützte ich durch Geldsammelaktionen und natürlich bei den jährlichen Besuchen, die seither bis heute (2013) stattfanden.

Die Stadt Roudnice mit 16.000 Einwohnern an der Elbe, 50 km nördlich von Prag entfernt. Sie geht auf das Jahr 1200 zurück und war früher Bischofssitz.

Bei der Einweihung des Umbaues des alten Spitals hielt ich eine kurze Rede in Tschechisch, die mir vorher Dr. Sladovnik übersetzte. Es gab Gelächter, vielleicht sprach ich bestimmte Wörter nicht tschechengetreu.

Es ist immer ein erhabener Moment, wenn bei unserer Ankunft in Roudnice, uns die Littauer Fahne am Rathaus begrüsst.

Der Stadtrat will uns jeweils empfangen. Hier war ein besonderer Anlass, als die beiden Schwestern Sr. Canisia und Sr. Marlies die Verdienstmedaille der Stadt für die fünf Jahre dauernde Präsenz und das seitherige Engagement erhielten.

měsíčník vydávaný Městským úřadem v Roudnici nad Labem

Roudnické noviny

ročník VIII | červen 2002 | cena 5 Kč

Z obsahu: • *Téma - roudnické kino* • *Nové hřiště* • *Fotbalové mládí* • *Programy kulturních zařízení* • *Muzejní listy* • *Ze škol* • *Muzejní listy* • *Možnosti podpory podnikání* • *Národní výstava poštovních známek* • *Náklady na údržbu zeleně* •

Zkušenosti z Roudnice n. L. 1992 2002

Roudnice se změnila

Pachatelé se vracejí na místo činu, říká staré rčení. Tak se i sestra Canisia, sestra Marlies a Hans Purtschert vrátili v květnu na dva týdny do Roudnice n. L. Dnes můžeme jednoznačně říci, že od první návštěvy v r. 1992 bylo v Roudnici učiněno mnohé v zájmu občanů. Hodně se udělalo pro zkrášlení města. Ještě si dobře pamatujeme na ty početné rozpadlé budovy. Dnes má Roudnice velké množství renovovaných, architektonicky hodnotných objektů. Roudnici můžeme pochválit také za to, že něco udělala pro kvalitu ovzduší. Zde je třeba zmínit pěknou výsadbu stromů a přirozeně také novou alej stromů v Komenského ulici. Na ploše v Havlíčkově ulici, která byla dlouhá léta pustá, vzniklo nové hřiště pro gymnázium. Zanechalo v nás silný dojem, jak se v prvním květnovém týdnu podílali na pleti tohoto místa i studenti gymnázia. Byla to skutečně solidární práce.

Obzvláště významné je, že v sociální oblasti byly podniknuty důležité kroky pro zdravý rozvoj města: změna v pečovatelském domě, která spočívala v přebudování vícelůžkových pokojů na dvoulůžkové, zřízení domu pro matky s dětmi v Riegrově ulici, o který se teď výborně stará Charita, a romský klub u domu senior v Havlíčkově ulici.

Pionýrským činem je nepochybně novostavba domova důchodců se 152 lůžky. Při podílu 20% důchodců z celkového počtu obyvatel jsou vynaložené náklady absolutně oprávněné. Rada města Roudnice nad Labem svou odpovědnost ke starším lidem nezanedbala.

Zmínit bych chtěl také iniciativu soukromé osoby paní Jiřiny Šustrové, která na sebe vzala riziko vybudování zařízení pro děti bez rodičů. Co jsme tam spatřili, to je prostě ideální prostředí pro dospívání dětí.

Roudnice nad Labem se v posledních deseti letech skutečně proměnila, což je velmi radostné. Rádi sem znovu přijedeme.

Hans Purtschert, penzionovaný obecní rada, Littau, Švýcarsko

Hans Purtschert

V roce 1992 začaly kontakty mezi Roudnicí nad Labem a domovem důchodců Staffelnhof v obci Littau, jehož ředitelkou tehdy byla sestra Canisia von Riedmatten. Organizovaly se vzájemné návštěvy, aby bylo možno získat zkušenosti pro přestavbu a budování pečovatelského domu. S plány na přestavbu byla veřejnost seznámena v roce 1995. Sestry Canisia von Riedmatten a Marlies Imhof, které bydlely v letech 1996 - 2000 v Havlíčkově ulici 276, měly na jejich podobu nezanedbatelný vliv.

Adresa redakční rady: Městský úřad Roudnice nad Labem, Karlovo náměstí 21, PSČ 413 01, email: mesto@roudnicenl.cz

10 Jahrjubiläum 2002 der Tschechienbesuche.

Aus Anlass des zehnjährigen Bestehens dieser Verbindung würdigte uns der Stadtrat von Roudnice 2002 in der Stadtzeitung entsprechend.

Um die Kosten gering zu halten, wohnen wir stets bei Bekannten. Seit einigen Jahren sind wir Gäste des Klosters von Doksany, 10 km von Roudnice entfernt.

Acht Nonnen haben seit 2003 das tausend Jahre alte Gebäude, das während Jahrzehnten als Militärbasis diente, wieder zum Klosterleben erweckt. Sie haben Räume eingebaut, um das Haus auch für andere Bedürfnisse zu öffnen.
Die Schwestern sind jeweils hoch erfreut, wenn wir ankommen. Für sie bin ich der Bruder Giovanni.

Das Kloster, das sukzessive ausgebaut wird. Bei den runden Portalen waren Kanonen und Lastwagen untergebracht.

Die Verabschiedung passiert selten ohne Tränen. Rechts Sr. Pavla, unsere Ansprechperson.

In der Zwischenzeit sind über 20 Jahre verflossen, seit Beginn der Verbindung mit Roudnice. Und die jährlichen Besuche lassen kein Abklingen der gegenseitigen Interessen erblicken. Seit fünf Jahren erhalte ich von einer grosszügigen, heute über 90-jährigen Frau, jährlich 5000 Franken für Tschechien. 3000 Franken erhalten jeweils die Schwestern des Klosters Doksany und 2000 Franken werden für individuelle Hilfe eingesetzt, nebst weiteren Spenderquellen der beiden Schwestern der Hl. Familie.

Die Besuche beim Stadtrat von Roudnice sind jeweils mit einer grossen Herzlichkeit verbunden. Stadtpräsident Rouss, der schon seit mehreren Jahren nicht mehr im Amt ist, wünscht jedes Jahr unseren Besuch in seinem Weekendhäuschen.

Es sind rund 2000 km, die während der Besuchswoche zurückzulegen sind. Je nach Route beträgt die Distanz nach Roudnice um 800 km. In der Regel fahre ich via Schaffhausen, Stuttgart, Nürnberg, Rozvadov, Prag nach Roudnice. Seit Sohn Adrian mit Familie in Landsberg bei München wohnt, machen wir auf der Heimfahrt einen Abstecher via Memmingen, Landsberg, Bregenz, Sargans, Luzern.

Die Landschaft präsentierte sich im Mai 2012 in intensivsten Farben. Im Hintergrund das Wahrzeichen von Roudnice der Berg Rhip.

.

Domizile, Familie, Freizeit

Feldgüetli (Ritterstrasse 15)

Wie bereits weiter vorne vermerkt, war mein erstes Domizil das „Feldgüetli“ (Ritterstrasse 15). Hier bewohnte ich von 1960 bis Herbst 1962 ein kleines, heimeliges Zimmer. Trotz der grossen Familie von Franz Schürmann-Schaller hatte ich Familienanschluss, Morgenessen und Nachtessen. Diese Verbindung war denn auch die Ausgangslage für mein späteres Mitwirken bei der Raiffeisenbank. Franz Schürmann war damals Kassier und dann Präsident des Vorstandes.

Sonnenblick (Ritterstrasse 4)

Die 1963 in Aussicht genommene Heirat veranlasste mich, nach einer Wohnung Umschau zu halten. Im Vordergrund standen dabei Bauten im Gebiet Luzernerstrasse oder Rigistrasse der Baugenossenschaft Matt. Es handelte sich um relativ neue Bauten mit Mietzinsen von 300 bis 400 Franken für eine Vierzimmerwohnung.
Über die Familie Schürmann kam mir zur Kenntnis, dass im Hause Sonnenblick, zufolge Todesfall der Schwester von Franz Schürmann eine Vierzimmerwohnung verfügbar wurde. Monatsmiete 95 Franken. Geheizt werden musste mit Holz und Kohle.
Sofort bewarb ich mich beim Präsidenten der Baugenossenschaft Littau, Karl Gürber. Der Vorstand beschloss, die Wohnung mir zu überlassen. Schliesslich waren in den beiden Häusern Schönbrunn und Sonnenblick schon etliche Kanzlisten etabliert. Es war ja ideal, so in Sichtnähe zur Kanzlei zu wohnen.

Es ging nun um die Übergabe der Wohnung. Eine Delegation des Vorstandes der Baugenossenschaft zeigte mir die Wohnung. Dass die dreissig Jahre alten, gemusterten Tapeten hinter den Möbeln nicht verblichen waren, ist verständlich. Beim Schlafzimmer glaubte man, die hohen Bettladen stünden noch an der Wand.
Der Genossenschaftspräsident machte den Vorschlag, dass die Genossenschaft die Tapezierung dieser Wand übernehme, für den Rest hätte ich aufzukommen. Nun, ich wollte ja die Wohnung und stimmte zu.

Am 14. November 1962 zügelte ich. Ein Zügelwagen war nicht nötig, denn das Bett trug ich die 150 Meter auf dem Rücken und die übrigen Sachen waren in Kürze disloziert. Noch gleichentags holte ich bei der Landwirtschaftlichen Genossenschaft beim Bahnhof Littau einen Sack Holz und ein Bündel Kohlen-Brikett. Ich musste nicht lange allein in der kalten Wohnung hausen. Zwei Kollegen, Fredy Röösli, der spätere erfolgreiche Reitsattel-Hersteller in Schachen und Hans Unternährer, der ebenfalls auf der Kanzlei arbeitete, suchten vor allem zur Winterszeit eine Wohnmöglichkeit. Von der verstorbenen Rosa Schürmann übernahm ich zwei Betten. Schon war die Schlafgelegenheit perfekt und natürlich für den monatlichen Mietzins von 95 Franken galt „geteilt durch drei“. Damit wir nur in einem Zimmer, nebst der Stube heizen mussten, platzierten wir die drei Betten entsprechend.
So nebenbei: der verbliebene Mietzins von rund 30 Franken stand nun für mich in einem guten Verhältnis zu meinem Monatssalär von knapp 900 Franken.

Wir waren ein zufriedenes Team, kannten uns schliesslich von der Schulzeit her. Die Küche mit dem Gasherd diente lediglich für die Zubereitung des Morgenessens und gelegentlich für ein Nachtessen.

Diese Wohngemeinschaft dauerte bis zum Frühjahr 1963, denn es galt, die Wohnung vorzubereiten auf die im Juli gleichen Jahres stattfindende Hochzeit.

Fredy Röösli, ich und Hans Unternährer nach dem Abwasch. Foto mit Selbstauslöser meiner ersten Kleinbildkamera Zeiss Ikon Contessamatic E.

Littau-St.Imier

Von Frühjahr 1962 bis 1963 absolvierte Anna in St. Imier ein Welschlandjahr in einem Lebensmittelladen. So alle zwei Wochen tuckerte mein VW via Wolhusen-Huttwil-Solothurn-Biel nach St. Imier. Als erstes wurde natürlich der Laden aufgesucht und ein Picnic für den morgigen Tag besorgt. Ausflüge auf den Mont-Soleil, die Freiberge und die umliegenden Dörfer im lang gezogenen Tal liessen uns den Jura recht gut kennen lernen. Zudem galt es, die Hochzeit zu planen.

Wohnungseinrichtung

Im Bestreben, das Gewerbe in der eigenen Gemeinde zu berücksichtigen, gingen
meine Verlobte Anna und ich zu Räber & Gilli, Möbelgeschäft in Reussbühl. Hans Gilli, der Vater der vierzig Jahre späteren Gemeinderätin Heidi Fähndrich-Gilli, zeigte uns die Ausstellung im Hause Obermättlistrasse 34. Er kam in der Folge zu uns und hatte die Wohnung besichtigt und ausgemessen. Nach einigen Tagen überbrachte er eine Zeichnung, die möglichen Möbel fein säuberlich eingezeichnet.
Das überzeugte uns und wir kauften die Einrichtung. Wir hatten ja keine Zeit, Möbelhäuser in der halben Schweiz aufzusuchen.
Im Hause Sonnenblick wohnte auch Bernhard Renggli. Im Anbau betrieb er eine Sattlerei und in einer Schublade fand sich auch ein Katalog über Bettwareninhalt. Er kam zu mir und erklärte, er hätte sich als Vizepräsident der Baugenossenschaft dafür eingesetzt, dass ich die Wohnung erhalte. Es würde ihn schon freuen, wenn wir den Bettinhalt von ihm beziehen würden. Und es kam dazu. Besondere Freude hatte auch Frau Renggli, dass Bäni den neuen Mietern die Aussteuer verkaufen konnte. Jedenfalls wurde stets herzlich gegrüsst.

Die Möbel wurden wenige Tage vor der Verehelichung geliefert. Damals durfte man vor der Heirat nicht zusammen wohnen, also galt das gemeinsame Zuhause erst ab dem 13. Juli 1963. Das 1931 gebaute Vierfamilienhaus erforderte verschiedene Renovationen. 1964 erfolgte die Installierung einer Gasheizung. In jedem Zimmer unter dem Fenster wurde ein Gasofen montiert.
Es war ein wirklicher Fortschritt, nicht mehr Holz und Kohle herschleppen zu müssen. Jeweils im Herbst und Frühling mussten die Vorfenster vom und zum Estrich befördert werden. Eine umfassende Renovation wurde erst zwanzig Jahre später vorgenommen, neue Fenster mit Isolierverglasung, Zentralheizung, neue Bäder und Küchen.
Da das Haus keine Autoabstellplätze aufwies, mietete ich auf dem Nachbargrundstück von Franz Schürmann einige Quadratmeter in der Grösse eines Parkplatzes. Bei einem Abbruchobjekt in der Sprengi, Emmenbrücke holte ich Stützbalken und Dachbalken und errichtete einen Unterstand.

Chalet Rönnimoos (Luzernerstr. 59)
In meiner Funktion als Bausekretär hatte ich für die Realisierung eines Fussgängerweges im Zusammenhang mit dem neuen Schulhaus Rönnimoos die Wegrechte zu verhandeln. So klopfte ich auch bei der 90jährigen Besitzerin des Chalet Rönnimoos (im Volksmund Pfyffer-chalet) an. Sie erschien auf dem Balkon mit den Worten, ich solle doch mit ihrem Verwandten Gottfried Obrist, Reussinsel Kontakt aufnehmen. Das tat ich und die Wegrechtsverhandlung verlief positiv, sodass der Fussweg entlang der Kantonsstrasse rechtzeitig auf Schulbeginn erstellt werden konnte.

Das Chalet Rönnimoos 1932 noch auf weiter Flur allein. Auf der Kantonsstrasse Skivergnügen mit einem Motorrad als Skilift. (Foto aus dem Gemeindearchiv).

Das Chalet im Sommer 1972. Vorne erkennt man das provisorische Trottoir.

Gottfried Obrist liess in den Gesprächen durchblicken, dass Fräulein Berta Pfyffer das Chalet mit den drei kleinen Wohnungen verkaufen wolle. Es war der 10. September 1971. Bauunternehmer Oskar Wüest war mit Obrist in Verhandlung und bot 150.000 Franken. Er hatte das Haus für die Unterbringungen von Gastarbeitern vorgesehen. Zu dieser Zeit waren die Überbauungen Rönnimooshof und Unterwil durch die Firma Wüest im Gange.
Ich setzte mich hinter die Schreibmaschine und verfasste eine schmeichelnde Bewerbung direkt an Fräulein Pfyffer. Unter anderem legte ich dar, dass ich das Pfyffer-Chalet, das von ihr 1929 erbaut wurde, im Zustand als Chalet erhalten werde, denn es bestehe Gefahr, dass dieses einem Wohnblock weichen müsste.

Einige Zeit später spazierten Anna und ich beim fraglichen Objekt vorbei. Da sagte die Nachbarsfrau: „Aha die neuen Nachbarn kommen!“ Fräulein Pfyffer habe gesagt, dass der Purtschert das Haus erhalte. Ich wusste allerdings noch nichts davon. Am folgenden Montag telefonierte ich Gottfried Obrist und erkundigte mich nach dem Stand der Sache. Ich solle vorbeikommen, er wolle den Vertrag besprechen, tönte es von der anderen Seite. Wir vereinbarten einen Termin, an welchem wir uns für eine Kaufssumme von 120.000 Franken einigten.

Jetzt ging es um die Geldbeschaffung, denn ich hatte nur gerade zirka 6000 Franken auf dem Sparheft.
Mit Datum vom 5.10.1971 verfasste ich eine Bewertung des Grundstücks. In Anbetracht der Zonenvorschriften mit einer Ausnützungsziffer von 0,7 und der ortsüblichen Steigerung der Landpreise ergab sich für das über 1000 m2 messende Grundstück ein Wert von 250.000 Franken. Einkalkuliert hatte ich die notwendigen Investitionen für den Einbau Zentralheizung, Küchen und Bäder. Sowohl die Luzerner Kantonalbank, wie auch die Luzerner Landbank in Emmenbrücke waren nicht bereit, den Kauf zu finanzieren.
Ich wandte mich mit dem Papier an Franz Schürmann-Schaller, dem Präsidenten der Raiffeisenkasse Littau. Der Bankvorstand sicherte mir die Finanzierung zu und der Kauf konnte abgewickelt werden.

Es war ein spezielles Gefühl, für mich selber einen Kaufvertrag abzuschliessen, statt nur immer für andere die Verträge vorzubereiten.
Für uns stand die Wohnung im 1. Obergeschoss zur Verfügung, die von Fräulein Pyffer bewohnt worden war. Das Erdgeschoss und die Dachwohnung waren vermietet. Zufolge Eigengebrauchs kündigte ich dem Mieter im Erdgeschoss. Das Dachgeschoss vermietete ich dem jungen Malermeister Ruedi Sonderegger. Er war gerade daran, die Meisterprüfung zu absolvieren und den Aufbau seines eigenen Geschäftes zu beginnen. Beim Nachbar hatte er eine Garage als Werkstätte gemietet. Die Dachgeschosswohnung durfte er nach seinem Geschmack renovieren, denn er heiratete noch im gleichen Jahr.
Nach seinem Wegzug in eine grössere Wohnung bewohnten das Dachgeschoss einige Jahre Fritz und Katharina Gautschi. In der meistens unbesonnten Wohnung im Thorenberg hatten sie stets mit gesundheitlichen Problemen, insbesondere Rheuma, zu kämpfen. Die Dachwohnung im Chalet brachte in wenigen Wochen eine deutliche Besserung des Befindens des Rentnerehepaars.

Bild: Mein Pult nahm ich von einer Büroausmusterung nach Hause. Es erfüllte seinen Zweck noch einige Jahre auch für die Kinder.

Umbauten
Sofort beauftragte ich Werner Stutz, eine Zentralheizung zu planen und Walter Zemp lieferte Pläne für Küchen und Bäder.
Im Dezember 1971 wurde mit den Arbeiten begonnen. In der Zwischenzeit hatte ich Maurer Charly Pürro engagiert, der die Mauer im Öltankraum, die Verlängerung des Kamins vom Erdgeschoss in den Keller, sowie weitere Maurerarbeiten ausführte. Ich betätigte mich tagelang mit Spitzarbeiten. Für die Tapezierung der Zimmer und das Malen der neuen Heizungsradiatoren engagierte ich Maler Heinrich Blum.
Die Fenster und die Türrahmen in den Wohnungen hatte ich selber neu gemalt.

Gelände ausplanieren
Das Auto konnte man nicht auf dem Grundstück abstellen, denn einige Meter neben dem Haus war eine Böschung. Nur die Wäschehänge hatte Platz auf dem flachen Terrain.

Vom Baugeschäft Manetsch und Franz Lötscher liess ich einige Dutzend Lastwagen Aushubmaterial kippen. Das bedeutete für mich während zwei Wochen abends und morgens das abgeladene Material mit der Schaufel auszuebnen, damit die Lastwagen am darauf folgenden Tag wieder kippen konnten. Vielfach begann das Tagewerk bereits um 5.00 Uhr, denn tagsüber hatte ich der Gemeinde zu dienen. Von der Stadt Luzern, als Eigentümerin des Nachbargrundstücks, erwarb ich das Recht, den Böschungsfuss auf dieses Terrain auszudehnen. Schliesslich präsentierte sich ein grosser und idealer Platz.

Zügeltag und weitere Umbauten
Es war soweit, der 7. Januar 1972 war Zügeltag. Von Werner Stutz lieh ich den VW-Bus und bis in den Nachmittag waren die Wohnung und der Keller im Sonnenblick leer.
Die erste Zeit waren die Platzverhältnisse etwas eng in der kleinen Vierzimmerwohnung im Obergeschoss. Aber bald konnten wir uns in das Erdgeschoss ausdehnen. Hier hatten wir das Wohnzimmer mit Entfernung einer Wand vergrössert. Beim kleinen Zimmer wurde der Ausgang auf den Balkon gegen die Strasse aufgehoben. Die freigewordene Türe ergab beim Esszimmer den Ausgang zum Platz auf der Südseite.

Ausbau der Kantonsstrasse mit Bushaltestelle
1974 realisierte der Kanton den Ausbau der Luzernerstrasse. Ich musste rund 300 m2 Terrain abtreten. Mit den erhaltenen Entschädigungen konnte ich die dringenden Sanierungsarbeiten mitfinanzieren. Ich verlangte die Errichtung einer Stützmauer, damit das flache Terrain nicht allzu stark eingeschränkt wurde. Die Bauleitung wollte den wundervollen Magnolienbaum entfernen, da die Stützmauer unmittelbar an die Stammwurzeln zu stehen kam. Ich forderte ein Belassen des Baumes. Am Morgen früh und abends begoss ich die Jutesäcke, die um den Baumstrunk gewickelt waren. Tagsüber beobachtete Gattin Anna die Arbeiter genau, dass sie mit dem Baum achtsam umgingen. Und der Baum ist heute nach 40 Jahren noch eine Pracht im Quartier.

Das Chalet nach dem Ausbau der Strasse 1975 und der Magnolienbaum, wie er sich noch heute präsentiert.

Renovation der Fassade
Das Chalet wurde 1929 als eines der ersten Fertigelementhäuser in Littau ausgeführt durch Firma Winkler, Freiburg. Fräulein Pfyffer pflegte stets zu sagen: „Der Aushub des Kellers, der völlig in hartem Sandstein liegt, dauerte damals einen Monat. Und für die Aufrichtung des Hauses waren nur einige Tage nötig.“
Das merkte man auch in der Konstruktion. Zwischen dem Holzbinder wurde als Isolation eine Art Faserstein von ca. 10 cm Dicke eingebracht. Auf der Innenseite erfolgte ein Gipsauftrag von ca. 2-3 cm.
An der Aussenwand wurde die Chalet-Verschalung in Holz angeschlagen. Also eine recht dürftige Isolation. Kam hinzu, dass die Holzläden, vor allem auf der Westseite, vielfach morsch waren.

Dachdeckermeister Josef Bühlmann riet mir, eine Eternitfassade mit Hartpavatex-Isolation anzubringen, was denn auch realisiert wurde. Zudem wurde das Dach erneuert und mit einem Unterdach versehen.

Gleichzeitig benutzte ich das Gerüst, das Holzwerk am Haus zu malen. Insbesondere die Dachuntersicht war sehr arbeitsintensiv. Da ich tagsüber arbeitete, blieben mir nur die Abende und das Wochenende. Hinzu kam die Problematik, dass der Dachdecker nur zweiseitig gerüstete und bei Fertigstellung von zwei Fassaden, das Gerüst auf die andere Hausseite dislozierte. Zu erwähnen ist, dass es sich um ein damals übliches Holzstangengerüst handelte, die Arbeitsläden auf Eisenwinkeln aufgelegt. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Ostertage, mit Ausnahme des Sonntag, für die Malerarbeiten zu nutzen, denn Bühlmann wollte das Gerüst umplatzieren. Zudem war es unter 5 Grad Celsius, was erforderte, dass ich den Farbkessel in einen grösseren Kessel mit warmem Wasser stellen musste. Jedenfalls darf gesagt werden, dass die Farb- und die Verarbeitungsqualität gut waren, denn heute nach 30 Jahren ist das Holzwerk unter dem Dach noch in einwandfreien Zustand. Malermeister Sonderegger hatte mich entsprechend fachmännisch beraten. Das war um 1977 mit einem totalen Kostenaufwand von rund 20.000 Franken.

Die Brüstungen der beiden Balkone waren verfault, denn über Jahrzehnte tropfte Wasser aus den Blumenkisten. Mit der Stichsäge, die ich an der Bohrmaschine „Metabo“ montiert hatte, sägte ich einen grossen Teil der Brüstungsbretter zurecht. Wie es sich zeigt, halten sie heute noch.

Doppelgarage
Mit dem Wachsen der Familie war Platzbedarf für die Zweiräder, Velos und Mofas. Und mein Peugeot wollte auch nicht mehr länger unter dem provisorischen Dach auf den Wäschehängestangen bleiben. So entschloss ich mich, auf der südlichen Seite des Grundstücks eine Doppelgarage aufzustellen. Nach Besichtigung einiger Garagen fiel die Wahl auf ein Produkt aus dem Kanton Aargau.
Mit drei Kollegen goss ich die Betonplatte als Fundament. Noch ist mir in bester Erinnerung, wie unser damaliger Hund „Bäri“ aus der Wohnung entwich und über den frisch geglätteten Betonboden rannte.
Erfreulicherweise war bei allen Renovationen und Umbauten die Erhöhung der Hypothekarschulden bei der Raiffeisenbank kein Problem.

1995 befasste ich mich mit dem Gedanken, auf dem Grundstück einen Ergänzungsbau anzugliedern, um einem Sohn mit Familie eine Wohnmöglichkeit zu bieten. Gemäss dem Vorprojekt von Architekt Gemperli wäre eine ansprechende Lösung möglich gewesen.
Zufolge der 1996 eingetretenen Krankheit und der in den folgenden Jahren veränderten Familiensituation (Scheidung), veräusserte ich auf den 1.1.2000 das Chalet Rönnimoos an Sohn Adrian.

Weitgehend in Selbstarbeit und unter Mithilfe von befreundeten Handwerkern baute Adrian das Estrichgeschoss und das Obergeschoss in heimelige Räume um.

Ruopigen
Ich zog 1997 von der Luzernerstrasse nach Ruopigen in eine Zweizimmerwohnung, die ich heute noch bewohne. Allerdings nicht in Vollzeit, ich nenne die Wohnung vielfach auch „mein Atelier“.
Es war auch der Zeitpunkt, als ich mit meiner Partnerin Trudy Bianchi an der Oberen Erlen in Emmenbrücke den Haushalt teilte.
Seit April 2010 ist ihr neues Domizil in Auw im Freiamt und analog Emmenbrücke zog es mich auch dorthin. 2003 erwarb Trudy in Morcles VD eine Zweizimmerwohnung. Seither sind wir pro Jahr ungefähr drei Monate in der herrlichen Bergeshöhe von 1200 m anzutreffen.

Morcles im Waadtland

Seit dem Sommer 2003 ist Morcles unser Rückzugsort. Ein Dorf das früher 200 Einwohnern zählte. Heute sind noch rund 20 ständige Bewohner im Bergdorf auf 1200 m.ü.M. Von hier bieten sich ausgedehnte Bergwanderungen an. Der 2969 m hohe Dent de Morcles ist im Sommer ein begehrter Kletterberg. Aber für mich wäre er auch in jüngeren Jahren zu riskant gewesen, denn ausgesetzte Stellen und Überhänge zu bewältigen, ist nicht meine Stärke.

Von Morcles ist man nach einer Talfahrt von 7 km in der Rhone-Ebene, in St-Maurice, dem Ausgangsort in verschiedene Richtungen.

Rast über dem Dorf Morcles, das in den steilen Abhang eingebettet ist. Oben rechts der 2969 m hohe Dent de Morcles.

Blick in das Rhonetal. Hinten das Mont-Blanc-Massiv. 2012 unternahmen wir einen Ausflug nach Chamonix und liessen uns mit der Bahn auf den 3842 m hohen Aiguile de Midi hieven.

Bergwanderung auf La Tourche 2200 m.ü.M. Von hier geniesst man einen herrlichen Blick über die Region des Genfersees.

Recht intensiv kann der Winter hier sein. Unsere Zweizimmerwohnung des vor bald 20 Jahren umgebauten Hotels Dent de Morcles im Parterre ist auf dem Bild gerade noch sichtbar.

Madonna aus Tschechien hoch über Morcles

Im Juli 2004 habe ich in einer Felswandnische eine kleine „Madonna mit Kind“ in der Grösse von 30 cm eingemauert. Die Madonna war ein Geschenk aus Tschechien. Die Nische meisselte ich zurecht. Die Madonna aus Porzellan füllte ich mit Zement und mit dem eingelassenen Eisenstab befestigte ich die Statue mit Mörtel im Felsen.

Schreckensstunden in Morcles

Am 13. Juli 2004 wurde eine Nonne aus Frankreich vermisst, die mit einer Schwesterngemeinschaft auf Morcles in den Ferien war. Die alarmierten Bergrettungsleute wussten nicht, wo die Suche erfolgen sollte, denn die Schwester war alleine unterwegs. Ein zufällig vorbeifahrender Strassenwärter erwähnte: *„Gestern habe eine Nonne ihn nach einem guten Standort für ein Foto des Wasserfalles gefragt, und er habe ihr die Kurve 12 der Strasse erwähnt.“*

Das unverzügliche Ausrücken an den Ort zeigte Erfolg. Aufgrund von Schleifspuren wurde die Absturzstelle gesichtet. Die Nonne fiel mehr als 100 m über das beinahe senkrechte Gelände. Durch die Robe wurde sie mehrmals an Baumstrünken im Fall gebremst. Die Nacht verbrachte sie unten am Bergbach, denn sie hatte keine Chance, irgendwo heraufzukommen.

Der Rettungstrupp barg die sichtlich erleichterte Nonne, die das Malheur mit kleinen Schürfungen überlebte und die Rega brachte sie in Sicherheit. Die westschweizer Presse betitelte das Ereignis als Wunder.

Das liebliche Bergdörflein Mocles lebte bis in die 50iger Jahre weitgehend vom Militär. Bis 1965 hatte es eine Post und eine Bäckerei und bis 1985 ein Hotel. Rund 150 Einwohner zählte es. Heute sind noch 18 ständige Bewohner im Dorf.

Im Gebiet um Morcles sind zahlreiche Militäranlagen. Auf der Weide in einer Waldlichtung begegnet der Wanderer plötzlich einer drehbaren Kanone. 100 m weiter davon entfernt ein militärisches Gerät als grosser Steinblock getarnt.

Der 2969 m hohe Dent de Morcles in der Abendsonne. Das mit rotem Stein durchsetzte Felsmassiv wirkt besonders märchenhaft.

Im Dezember 1995 kommt zum letzten Mal die Post in das verschneite Dorf. Seither versieht die Militärpost den Dienst.

Familie, Freizeit

Das Hochzeitsfest

Die Hochzeitsgesellschaft vor der Kirche Santa Maria in Emmenbrücke
V.l. vorne: Schwiegereltern Friedrich und Anna Lustenberger-Schwarzentruber, Braut und Bräutigam, Brautnebenpaar Maria Lustenberger und Anton Purtschert, Vater Johann, Marlies und Mutter Elisa Purtschert-Hiltbrunner, hinten v.l.:Anna und Adolf Auchli-Schwarzentruber, Adolf Felder (Brille), Hedy Felder-Portmann, Doris und Alfred Röösli-Merz, Hans Lustenberger, Elisabeth Purtschert, Xaver Lustenberger, Gotte und Götti Kreienbühl, Fridolin Lustenberger (hinten)

Samstag, 13. Juli 1964. Der Tag begann schon früh in der Fontanne. Um 10.00 Uhr war in der Kirche Santa Maria in Emmenbrücke die Trauungsmesse. Vorher holte ich in Pfaffnau meine Patin und den Paten, Nina und Hans Kreienbühl-Purtschert.
Die Trauungszeremonie hielt Pfarrer Burkard Zürcher. Er war mein Präses in der Jungmannschaft Wolhusen und Feldprediger bei uns im Militärdienst in der Sch Kan Abt 48.

Zum Hochzeitsfest fuhren wir mit den Privatautos nach Nottwil ins Hotel Kreuz. Für das Abendessen dislozierten wir nach Wolhusen ins Hotel Bad.

Am darauffolgenden Tag fuhren wir nach Lourdes, eine Woche Hochzeitsreise. Die rund 1000 km unterbrachen wir und nächtigten in einem Motel unmittelbar neben der Staatsstrasse, etwas 100 km nach Lyon. Es war etwas stressig in der gewaltigen Pilgermenge in Lourdes. Ein Zimmer hatten wir nicht reserviert, fanden dann aber doch noch eines. Mit Lourdeswasser in einer Madonna-Flasche und Souvenirs fuhren wir am darauffolgenden Tag Richtung Nordosten. Das erste Mal Meer in Sicht, blauer Himmel, grelle Sonne.
Weit ab von einem eigentlichen Badeort hatte ich parkiert, Badekleider und Tücher waren im Gepäck. Nach drei Stunden an südlicher Sonne begann sich die Haut zu röten - Abbruch des Badeplausches und Heimfahrt. Fast unerträglich mit dem Sonnenbrand auf den heissen Plastiksitzen des VW. Nach einigen hundert Kilometern ist Ölwechsel am Strassenrand angesagt. Dazu mehr unter der Rubrik Auto. Zufrieden erreichen wir wieder das heimatliche Littau.

Die Wohnung im Sonnenblick bot viele Vorteile, unmittelbar im Dorf bei den Läden, Schule und Kirche. Aus der Wohnung hatte man direkten Blick zu meinem Arbeitsort, der Gemeindekanzlei im Schulhaus. Leider nur bis 1964, als ich zum Bausekretär ernannt wurde und das Büro im Gemeindehaus Reussbühl beziehen musste.

Am 22. Mai 1964 wird im Kantonsspital Luzern Brigitte geboren und am 22. April 1966 folgt Markus.

Brigitte geniesst das kleine Bassin im Garten hinter dem Haus.

Brigitte und Markus bei einem Ausflug auf die Rigi.

Es begann das Familienleben zu Viert. Brigitte besuchte den Kindergarten Bennenegg und anschliessend die 1. Klasse im Dorfschulhaus in Rufnähe. Öfters fuhren wir am Wochenende auf den Steinhuserberg. Die Schwiegermutter war Gotte von Brigitte. Onkel Veri wurde Götti von Daniel.
Nach dem Umzug in das Chalet Rönnimoos wurde 1972 Daniel geboren und 1974 folgte Adrian.
Wieder hatten wir das Glück in unmittelbarer Nähe des neu erbauten Schulhauses Rönnimoos zu wohnen, für die vier Kinder ein Idealfall. Der grosse Spielplatz des Schulhauses wurde denn auch zu einem beliebten Tummelplatz. Wir wussten meistens, wo sich unsere Kinder aufhielten.

Brigitte, Markus, Daniel und Adrian durchliefen die Kinder- und Schulzeit. Die Oberstufe und Sekundarschule besuchten sie im Matt, auch kein weiter Schulweg.
Schon als junges Mädchen verstand Brigitte, mit Kindern umzugehen. Daniel und Adrian profitierten viel von ihr.

Brigitte mit Adrian. Daniel ist gespannt, was Markus mit dem Drachen vollbringt.

Grosse Sorge um den kleinen Daniel
Wenige Tage nach der Geburt in der Klinik St. Anna musste Daniel mit Blaulicht in das Kinderspital überführt werden. Er litt an einer Bronchialschwäche. Die Zeit nach der Spitalentlassung erforderte eine Therapie im Spital. Im Frühjahr 1973 erfuhren wir Eltern einen grossen Schrecken. Daniel lag leblos in seinem Bett. Der herbeigerufene Arzt Dr. Kaufmann ordnete den sofortigen Spitaleintritt an. Er nahm Daniel in die Arme, setzte sich hinten in meinen Opel Kadett und begann mit der Beatmung. Ich fuhr bei Rotlicht über den Kreuzstutz und in kurzer Zeit war Daniel in den Händen der Kinderspitalärzte.

Unsere Ferienorte
Die hauptsächlichsten Ferienorte waren im Sommer Savognin, Ulrichen, Lido di Classe, Lido di Adriano in Italien. Winterferien kannten wir noch nicht, wir benutzten die Wochenenden um im Gfellen oder Sörenberg Ski zu fahren. Es existierten auch noch keine eigentlichen Familienautos. Es war üblich, dass auf dem Hintersitz meiner Mittelklassautos, zum Teil Kleinautos, die vier Kinder sassen. Noch ist mir die Fahrt mit dem Peugeot 504 nach Savognin in bester Erinnerung, als das Kindermädchen auch noch Platz haben musste. Die Bagage selbstverständlich auf dem Dach.

Velo und Mofapark der Kinder
Der Velo- und Mofapark der Kinder begann sich auszuweiten. Gerade waren die Puch-Maxi und die Ciau im Aufkommen. Später ging das gepflegte Puch-Maxi von Brigitte an die Buben. Es sollte aber nicht allzu alt werden.
Über eine Mofa-Story wird an anderer Stelle berichtet.

Wenn die Gattin und Mutter erkrankt

Einen Tiefschlag für unsere Familie bedeutete die Erkrankung von Anna im Jahre 1978. Die ärztliche Diagnose „Psychische Erkrankung im schizophrenen Formenkreis“ verhiess nichts Gutes. Eine schwere Bürde kam auf mich und die vierzehnjährige Brigitte zu. Glücklicherweise konnten während den ersten Klinikaufenthalten die beiden kleinen Buben Daniel und Adrian zu Götti und Schwägerin Xaver und Pia Lustenberger-Koch, Neumättli, Steinhuserberg ziehen. Mit Rücksicht auf den Persönlichkeitsschutz und die Privatsphäre von Anna verzichte ich hier auf Darlegungen über die nicht einfache Zeit bis 1997. Die gegenseitige Vereinbarung auf Scheidung (2001) führte zur positiven Entspannung auf beiden Seiten. Das eigenständige Leben erfüllte Anna zunehmend, bis sie im März 2010 einen Hirnschlag erlitt und drei Monate später vom Leiden erlöst wurde. „Ja Mutter, ich komme“, waren nach Aussagen der pflegenden Schwestern im Staffelnhof, ihre letzten Worte. Anna hatte eine starke Beziehung zu ihrer Mutter, die 1969 im 59. Altersjahr starb.

Freitag, der 13., Unglückstag für die Familie meines engsten Cousin

1982

Tödlicher Bergunfall am Kleinen Mythen

Kapo. Am Freitag, 13. August, stürzte am Osthang des Kleinen Mythen Josef Putschert, geboren 1937, wohnhaft gewesen in Hütten ZH, zu Tode. Zusammen mit einem Begleiter befand er sich auf einer Klettertour zum Hauptgipfel. Plötzlich muss Putschert den Halt im zum Teil losen Gestein verloren haben und stürzte etwa 200 Meter über steile Felsen und Grasbänder auf eine Geröllhalde ab. Die Kletterer verwendeten bei diesem Unternehmen kein Seil. Den Angehörigen des tödlich Verunfallten entbieten wir unsere herzliche Anteilnahme.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich Mitte August 1982 die Nachricht, dass Postchauffeur Josef Purtschert-Frossard, Hütten ZH, vom Mythen gestürzt sei. Dieser Hinschied machte mir zu schaffen, denn wir hatten 1955 im Welschland viele gemeinsame Sonntage verbracht. Er war damals im Nachbardorf von Courroux als Lastwagenchauffeur tätig.

1962 durfte ich bei seiner Hochzeit Brautführer sein. Ich erlebte damals eines meiner ersten grösseren Feste. Speziell war natürlich, dass ich meine französische Sprache wieder einmal testen konnte, denn Braut und Brautführerin, die Schwester der Braut, sprachen Französisch.

Bild rechts: Die Hochzeit von Cousin Josef Purtschert-Frossard.

Beruflicher Werdegang der Kinder

Ich fühlte mich stets glücklich, dass unsere Kinder eine gute Berufswahl getroffen hatten.
Im nachfolgenden Abschnitt widme ich jedem Kind eine Kurzbiographie.

Brigitte, die geborene Lehrerin

Brigitte absolvierte das Lehrerinnen-Seminar in Luzern. 1985 erhielt sie das Primarlehrer-Diplom. Die ersten sechs Jahre unterrichtete sie im Schulhaus Rönnimoos in Littau. Danach wechselte Brigitte nach Kriens und ist dort seit über 20 Jahren anerkannte Lehrerin.

Das erste Gruppenbild als Lehrerin im Schulhaus Rönnimoos.

Mit aller Kraft setzt sich Brigitte für die Schule ein. Über mehrere Jahre führte sie Klassenlager durch. Die Aktiv-Sportwochen in den Ferien, die sie organisierte, waren äusserst beliebt. Nach meiner Pensionierung begleitete ich ihre Klassen öfters in die Lager und an Projekttagen.

Bild rechts: Auf dem Weg zu einem Projekttag in Zug im Jahre 2010.

Erfolgreiche Badminton-Spielerin

Brigitte liebt auch den Sport. Beim Badminton-Club Reussbühl war sie über Jahre Matadorin des Vereins. Die nachfolgenden Presseberichte belegen dies.

inton / Tischtennis — Dienstag, 3. April 1984 — 9

Badminton: Gutbesetztes Luzerner C/D-Turnier in Emmen

Ruedi Spaar und Brigitte Purtschert

Ruedi Spaar vom veranstaltenden BC Luzern und die Reussbühlerin Brigitte Purtschert dominierten das gutbesetzte Zentralschweizer C/D-Turnier in Emmen.

md. Ausser den Juniorinnen und Junioren, die vom Regionaltrainer für das schweizerische Elite-Turnier

starke Neuhäuserin Heidi Wolf bezwingen (11:6, 7:11, 12:10). Brigitte Purtschert musste zuvor im Halbfinal ihr ganzes Können aufbieten, um die Birrerin Regina Schwengeler zu eliminieren.

Roland Samieske aus Wettingen dominierte das Herrenkinzel D fast nach Belieben. Der Final-Kantersieg

Damendoppel. Auch ihre Finalgegnerinnen Françoise Benholzer und Brigitte Purtschert stellten sie vor nicht allzu grosse Probleme (15:3, 15:9). Im abschliessenden Mixedfinal kam Ruedi Spaar mit seiner Partnerin Verena Villiger zu seinem dritten Titel. Sie fanden als einzige ein Rezept gegen die geschickte Taktik der überraschend starken Reussbühler

Die Einzelsieger Brigitte Purtscher
und Alain Neumaier.
Foto: Dorette Kretz

21. 3. 1985

Reussbühl I, v.l.n.r.: A. Neumaier, M. Nussbaumer, H. Fähndrich, B. Purtschert, D. Kretz, P. Fahrni und J. Balmer

Badminton-Club Reussbühl

1.-Liga-Aufstieg perfekt!

Eine Riesenüberraschung in der Innerschweizer-Badmintonszene schufen die Reussbühler: Gleich zwei Mannschaften konnten sich in der soeben beendigten Meisterschaft als Gruppenleader und Aufsteiger feiern lassen.

(ph) Die erste Mannschaft spielte schon in der Saison 1983/84 eine führende Rolle in der zweiten Liga, doch scheiterten die Reussbühler damals ganz knapp in den Entscheidungsspielen. Im zweiten Anlauf klappte es aber. Die im September 1984 begonnene Meisterschaft war geprägt durch ein hartes Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen Neuheim II, Schindler Ebikon und Reussbühl I. Die grössere Erfahrung und auch etwas Spielglück machten diesmal für den ersten Platz. Vor allem in den wichtigsten Partien gelang es den Reussbühlern, das Punktekonto zu erhöhen und den Abstand zu den Verfolgern zu vergrössern. Reussbühl I wird also in der neuen Saison in der ersten Liga spielen, und wir wünschen jetzt schon viel Erfolg.

Nicht minder gross ist der Erfolg der zweiten Mannschaft, die den Aufstieg in die zweite Liga erreichte. In der Spitzengruppe konnte jeder jeden schlagen und so war der Verlauf der Meisterschaft stets offen. Gefährlich wurden den Reussbühlern vor allem Neuheim III, Innerschwyz und zuletzt auch Zug III. Mit grosser Spielmoral wurden Ausrutscher, wie etwa gegen Innerschwyz, wieder umgebügelt. Es ist Reussbühl II zu gönnen, wenn der Erfolg auch in der zweiten Liga weiter anhält.

Flair für handwerkliches Schaffen

Vor einigen Jahren begann Brigitte mit der Anfertigung von Handtaschen, sowie Hand- und Halsschmuck. Der Erfolg der „purtschy-Produkte“ war derart, dass sie aus zeitlichen Gründen eine Weiterführung aufgeben musste.

Brigitte wohnt mit Partner Toni Bucher in Sarnen in einer gediegenen Eigentumswohnung im neuen Wohnquartier Jänzipark.

Markus, der Bauführer
Die Zeichnungen von Markus in der ersten und zweiten Klasse deuten klar auf spätere Tätigkeiten hin. Er zeichnete Häuser mit vielen Strassen, also Strassenbauer. In einer Vielzahl von Zeichnungen sind das Wasser und Schiffe im Vordergrund. Seine spätere Leidenschaft, das Tauchen. Und die jetzige Leidenschaft, das Töff-Fahren.

Markus machte die Lehre als Strassenbauer bei der ATAG in Rothenburg. Dann arbeitete er neun Jahre bei Tiefbau Lötscher Plus, Littau, und bildete sich zum Polier und Bauleiter aus.

Eine eigentliche Teamarbeit ist der Einbau von Strassenbelag. Markus kontrolliert die Belagsanschlüsse (Bildmitte). Bahnhofstrasse in Littau 1988.

Rundbahn der neuen Sportanlage der Kantonsschule Rothen. Markus mit der Messlatte hinten bei der Einbaumaschine.

Markus wechselte 2000 zur Gerüstbaufirma Roth Gerüste, Emmen und war dort als Bauführer tätig. Daneben unterrichtete er nebenamtlich im Baumeisterzentrum in Sursee.
Seit Sommer 2012 ist Markus Geschäftsführer bei Wiederkehr Gerüstbau, Buchrain.

Swissporarena Luzern

Auf der Luzerner Allmend arbeiten bis zu 300 Personen am neuen Wahrzeichen für Luzern. Das Stadion soll bereits im Juli 2011dem FC Luzern übergeben werden können. Die restlichen Bauarbeiten werden bis Ende 2012 dauern. Das neue Stadion «Swissporarena» wird bis zu 17'000 Zuschauern Platz bieten.

Markus Purtschert: «Eine hohe Verlässlichkeit der Einhaltung der Termine ist ein Muss für den reibungslosen Ablauf.»

Die zur Verfügung stehende Zeit für den Stadionbau ist knapp bemessen. Zudem sorgte die unerwartete Grundwasser-Situation zu Verzögerungen, die den Terminplan zusätzlich belasteten. Gearbeitet wird auf der Grossbaustelle im Zweischichtbetrieb. Der zuständige Bauführer Markus Purtschert spricht denn auch die strikte Einhaltung der vorgegebenen Terminplanung als grösste Herausforderung an. Verschiebungen haben unweigerlich auf alle anderen am Bau beteiligten Unternehmen direkten Einfluss. Die Koordination der logistischen Herausforderungen an Mensch und Material verlangt detaillierte Ablaufpläne, damit die rund 25'000 Quadratmeter an Fassadengerüsten und 15'500 Quadratmetern Dachuntersichten sicher und termingerecht eingerüstet werden.

Markus und Familie wohnen seit 2001 im Eigenheim in Buchrain.

Daniel, der Amerikaner

Daniel machte bei der Raiffeisenbank Littau die Banklehre. Bereits in den Strampelhosen versuchte er sich mit Musik. Und Musik war auch nach der Lehre seine Leidenschaft. Jeden Sonntag-Morgen verliess er schon frühzeitig das Haus in „Banker-Montur“, vielfach die Gitarre dabei. Ziel war die Kirche im Matthof Luzern. Die Glaubensgemeinschaft „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“ faszinierte ihn und gab ihm Lebensinhalt. In diesem Zeitraum lernte er auch Cami, seine künftige Gattin aus dem Staate Utah kennen.

1996 heirateten die beiden. Ihre erste gemeinsame Wohnung war an der Thorenbergstrasse in Littau, allerdings nicht für lange, denn nach der Geburt des ersten Kindes Emily zogen sie 1998 in die USA.

Daniel A. Purtschert
Senior Software Engineer at GPS Capital Markets
Provo, Utah Area Information Technology and Services

Aktuell	• **Senior Software Engineer bei GPS Capital Markets, Inc.** • **Owner bei Highland Technologies**
Früher	• Chief Technology Officer bei Optioneer Trading • Intern - Database/Web Developer bei Intermountain Healthcare • Software Engineer bei Galton Technologies
Ausbildung	• Kaufmaennische Berufsschule Luzern
Kontakte	**84** Kontakte
Webseiten	• Unternehmenswebseite • My Employer

Daniel arbeitet in einem Finanzdienstleistungsunternehmen. Das Bild stammt von 2011 und der Personalienauszug ist einer Webseite des Betriebes entnommen.

Die Familie wohnt in einem gediegenen, typisch amerikanischen Einfamilienhaus in Lehi UT

Adrian, der Bayer

Adrian erlernte den Beruf des Metallbauschlossers bei Arnold Durrer, Littau. Nach der Rekrutenschule und anschliessender Unteroffiziersschule war er in Temporärstellen, unter anderen bei der Seilbahnbaufirma Garaventa in Goldau. Mehrere Jahre arbeitete Adrian bei der RUAG in Emmen. Seit 2009 ist er im Zweigwerk der Ruag in Oberpfaffenhofen bei München als Prozessfachmann tätig.

Diese berufliche Veränderung hatte den Umzug nach Deutschland zur Folge. Er wohnt mit der Familie in Landsberg am Lech, rund 40 km vom Arbeitsort entfernt.

Astronaut konnte Adrian nicht werden, aber Teile für Flugzeuge anfertigen, das dachte er damals wohl kaum.

Die Familie hat sich in Landsberg bestens eingelebt. Elena und Julia gehen zur Schule und Carina besucht den Kindergarten (2012).

Und bereits haben sie sich die Kultur der Bayer angeeignet. Selbstverständlich gehört das Oktoberfest in München zum Pflichtprogramm.

Und es beginnt die Grossvaterzeit

Sieben Mädels und drei Boys werden wahrscheinlich für die Weiterführung unseres Stammes sorgen. Dass sieben Grosskinder im Ausland sind, erschwert die Beziehungen. Aber das Internet vereinfacht wenigstens die Kommunikation. Wer hätte zu meiner Jugendzeit daran gedacht, dass man sich beim Telefonieren sehen könnte. Heute skypt man, eine gewaltige Errungenschaft.

Celine 1994,Tamara 1996 und Emily 1997 bildeten das erste Trio.
Die Aufnahme entstand im Herbst 1997 im Chalet an der Luzernerstrasse.

Zeichnungen von Kindern sind immer etwas Reizvolles. Sie sagen so viel aus. Hier hat Emily mir offensichtlich einen Helikopter verschrieben, damit ich gleich nach Amerika kommen könnte.

5 + 5 = 10

Celine und Tamara mit Elena, Julia und Carina in Deutschland.

Rechts die Schar in den USA: Emily, Brayden, Hansi, Ethan und Heidi.

Im Oktober 2004 kamen Daniel und Cami mit ihren vier Kindern für zwei Wochen in die Schweiz. Das Bild entstand vor dem Ochsen, Littau, am 30. Geburtstagsfest von Dani.

Cousinen und Cousins im Ochsensaal. In den Armen von Celine ist Elena und fünf Jahre später sitzt sie auf Opas Töff.

Ein Kompliment den Schwiegertöchtern, Theres, Cami und Corinne für die flotten Familienglieder.

Das jüngste und vermutlich letzte Enkelkind Carina ist angekommen.

THURSDAY, JULY 5, 2007 U T

At right, members of the Hornets wait to bat during their T-ball game in Lehi. Above, Fire-Snake-Dragon-Cougars player Weston Memmott, in red, fields a ground ball during his coach-pitch game. At top, Hans Purtschert, in green, of the Lehi Lizards swings her bat during her T-ball game.

KEITH JOHNSON, DESERET MORNING NEWS

Es liegt offensichtlich in der Natur der Sache, dass sich die Stammhalter an ihren Opa hängen, was den Opa als Familienforscher speziell freut.
Und dass der Fortgang des Purtschert'schen Geschlechtes vermutlich in den USA stattfindet, ist in der globalisierten Welt ja nichts aussergewöhnliches.
Kommt hinzu, dass mit dem neuen Namensrecht in der Schweiz die Stammesfolge kaum mehr die gleiche Bedeutung haben wird wie früher.

Jedenfalls haben alle zehn Enkelkinder bei mir den gleichen Stellenwert. Und ich bin glücklich darüber, dass sie sich einer guten Gesundheit erfreuen dürfen. Zu sehen, wie eines nach dem anderen in das Berufsleben eintritt, ist für mich eine grosse Genugtuung und Freude.

Jeweils an Ostern treffen sich bei Brigitte die in Europa verbliebenen Familien. Für alle, insbesondere die Enkelkinder ein freudiges Ereignis, wenn es darum geht, den Osterhasen zu suchen.

Familienfeste, Freizeit

Seit einiger Zeit treffen sich alle drei Jahre die Nachkommen des Josef Purtschert-Scheidegger zu einem Beisammensein. Mein Schulkollege Erwin Peter von Pfaffnau hat die Zusammenkunft in St. Urban in der Dorfzeitung von Pfaffnau festgehalten.

23 DORF-ZITTIG November 2007 PFAFFNAU – ST. URBAN

Familientreffen

Pfaffnauer Bürgerinnen und Bürger suchen Wirkungsstätte ihrer Ahnen auf

Erwin Peter, Hans Purtschert aus Reussbühl organisierte für seine Cousinen und Cousins mit PartnerInnen ein gemütliches Beisammensein in St. Urban. Warum St. Urban für dieses erste Treffen gewählt wurde, hat einen ganz besonderen geschichtlichen Hintergrund. Die Urahnen der Purtschert (Burtscher) halfen ab 1711 beim Bau der heutigen barocken Klosteranlage wacker mit. Wird der Familienname um 1717 noch als Burtschert geschrieben, wurde der am 23.11.1762 in Pfaffnau geborene Namensvetter Vinzenz – bekannt als Kapuzinerpater Clemens, ein Physiker und Astronom – schon als Vinzenz Purtschert eingetragen. Bekannt aus der Kulturgeschichte der Schweiz sind die Purtschert durch ihre Architekten und Baumeisterarbeiten. Josef Robert Purtschert ist gleichzeitig Stiftbaumeister in Beromünster (Propstei und Kustorei) und Klosterbaumeister in St. Urban. Die Dorf-Zittig berichtete in der letzten Ausgabe im Detail über diese nicht alltägliche Familiengeschichte.

Diese Ahnengeschichte war für Hans Purtschert Grund genug, die barocke Klosteranlage mit Verwirklichung der vorarlbergischen Raumideen des 18. Jahrhunderts, mit seinen Cousinen und Cousins einmal zu besuchen.

Hans Purtschert erblickte 1939 in Pfaffnau im Grünboden als Sohn von Johann und Elisabeth Purtschert geborene Hiltbrunner das Licht der Welt. Sein Vater zog 1947 mit der Familie nach Fontannen (Wolhusen). Nach Abschluss der dortigen Sekundarschule absolvierte Hans Purtschert eine Verwaltungslehre. Ab 1959-2000 stellte Purtschert seine Arbeitskraft in verschiedenen Funktionen der Gemeinde Littau zur Verfügung. Von 1967-2000 bekleidete er als Gemeinderat von Littau, wozu auch die Gemeinde Reussbühl gehört, das Amt des Sozialvorstehers in einem Vollzeitjob. Er war bekannt, einerseits mit echten sozialbedürftigen Menschen sehr gefühlvoll umzugehen, andererseits nahm er verschiedentlich mir Erfolg alle Umtriebe in Kauf, als Sozialvorsteher sogenannte Scheinehen wieder rückgängig zu machen. Hans Purtschert ist noch aktiver Teilnehmer der Klassentreffen der Jahrgänge 1938/39 in Pfaffnau.

Meine zweitälteste Cousine Heidi Grossert mit dem Enkel von Onkel Oskar aus Equador. Er Ist in Ausbildung in der Schweiz. Im Hintergrund links Ernst Purtschert.
Rechts findet mein Stammbaum über die Purtschert das Interesse von Pia Garo-Purtschert und dem Amerika-Gast.

Jeweils im Januar sind meine Geschwister und ich mit Anhang bei Bruder Toni Gast in der Grabmatt Fontannen.

Nicht nur die Kinder haben den Plausch, allerhand Erfahrungen und Erlebnisse auszutauschen.

Trudy Bucher-Purtschert, Egg, Romoos mit fünf, Toni Grabmatt mit drei Kindern und Hans aus Sempach mit zwei Mädchen. Pius hat keine Kinder.

Unerwartete Hektik ist auf der Egg im Winter 2011/2012 eingetreten. Mit dem Film „Kinder vom Napf“ ist Sohn Thomas von Trudy und Erwin Bucher-Purtschert zum eigentlichen TV-Star geworden. Die Filmpremiere in Luzern kommentierte er am TV in der Sendung DRS Aktuell und die Reise nach Berlin wurde ebenfalls durch SF1 begleitet.

Thomas Bucher gibt in Berlin Red und Antwort, u.a. „Mäuse hat es ja hier keine“.

Offizier in der Purtschert-Familie

Für mich war die Brevetierung zum Offizier der Infanterie eines meiner Göttibuben, Hans Purtschert, Sohn von Bruder Anton und Trudy Purtschert-Stadelmann, Fontannen (Bild vor dem Berner Münster), ein besonderes Ereignis. Er ist meines Wissens der einzige Offizier der grossen Verwandtschaft Purtschert-Scheidegger. Da er später in den Dienst der Luzerner Polizei trat, entfiel für ihn der Militärdienst.

Klassenzusammenkünfte

1959 hielten wir als 20-Jährige die erste Zusammenkunft, die ich mit zwei Kameradinnen organisierte, was sich bis heute alle fünf Jahre wiederholte. Wir fünf Schüler von der Fontanne spannten mit Doppleschwand zusammen.
Man beachte die Damen mit eleganten Kostümen und die Mannen in weissem Hemd mit Kravatte, ohne Ausnahme. Heute in der Jeans-Gesellschaft nicht mehr denkbar. Der Vergleich mit dem Bild unten fast 50 Jahre später bestätigt dies.

Auch mit den Pfaffnauer- und Menznauerklassen finden Zusammenkünfte statt. Welch eine Vielfalt von Gedankenaustausch und Erfahrungen kommt da zum Vorschein! Welchen Weg haben die Kameradinnen und Kameraden eingeschlagen.
Wenn man die Berufsgattungen um das 50. Altersjahr analysiert, kommt Erstaunliches zu Tage. Schreinermeister, Förster, Baggerführer, Stadtgeometer, Kaufmann, Bauarbeiter, Eisenleger, Gemeindebeamter, Polizeistationvorsteher, Meisterlandwirt, Automechaniker, Gymnasiumprofessor, Pferdesattlermeister, Transporteur, Lehrer, Gastwirt, Fernmeldespezialist, Lastwagenmechaniker, usw. Bei den Damen herrschen die Berufe als Haus- und Familienfrau vor. Zu nennen sind auch: Lehrerin, Sekretärin, Geschäftsinhaberin, Verkäuferin, Ordensschwester, Hebamme, Krankenpflegerin usw.

Klassenzusammenkunft 2006 der Sekundarschule Menznau.

Meine Motorfahrzeuge

Mein erstes Motorrad „Express“ Lilo 125 habe ich Seite 54 beschrieben.

Lambretta, der neue Töff

Auf ein Inserat hin interessierte ich mich für ein Occasionsmotorrad JAWA 125 ccm in Wolhusen. Es sah recht gut aus für 500 Franken und es leuchtete mir ein, dass der ältere Herr nicht mehr fahren wollte.
Ganz in der Nähe war das Motorrad-Geschäft Hostettler, wo ich hinfuhr mit dem in Aussicht genommenen Töff, zur Überprüfung einiger Details.
Hans Hostettler riet mir vom Kauf ab, da das Vehikel laufend Probleme mit der Zündung zeige. So brachte ich die JAWA dem Eigentümer zurück, musste aber 50 Franken Reuegeld bezahlen, was mich lange Zeit schmerzte.

Bei Hostettler kaufte ich im Frühjahr 1960 eine neue Lambretta 125 für 1750 Franken. Gerne hätte ich jene mit Chromleisten gehabt, aber die 200 Franken Mehrpreis gaben schliesslich den Ausschlag für das einfachere Modell. Den Kaufpreis hatte ich nicht ganz beisammen, waren das immerhin fast drei Monatslöhne. So lieh mir meine Freundin Anna 1000 Franken, die ich in monatlichen Raten zurückbezahlte.

Welch ein Stolz, dieses Gefährt subtil einzufahren und zu pflegen. Es war damals üblich, ein neues Motorfahrzeug bis zu 500 km nicht zu forcieren.

Der erste grosse Ausflug

Es folgte der Sommer und die ideale Zeit für Rollerausflüge, ja es reichte sogar zu einem Dreitagesausflug, auf dem Gepäckträger ein Koffer und das Zweierzelt. Dazwischen doch eine kleine Episode: Am Vortag der Abfahrt stellte ich beim Garten des „Neumättli“, (Wohnsitz von Anna) das Zelt auf, denn ich montierte ja zum ersten Mal ein Zelt. Kritisch betrachtete der künftige Schwiegervater das kleine grüne Häuschen und meinte mit herabwürdigender Stimme: „Heje, ihr werdet wohl nicht da drinnen übernachten wollen.“ Er sah auch erstmals ein Zelt. Offensichtlich passte es ihm nicht so recht, dass wir gemeinsam ein Wochenende verreisten, schliesslich waren wir nicht einmal verlobt. Die Schwiegermutter schwieg, aber auch ihr war es nicht so geheuer, dass zwei 22jährige allein weggingen.

Jedenfalls rückte der Abreisetag an, die Fahrt ging via Hirzel dem Walensee entlang, damals noch über den Kerenzerberg nach Chur. Und es regnete. Nach dem San Bernardino zeigte sich das Tessinwetter. Irgendwo oberhalb Bellinzona bei einer kleinen Weidscheune war unser Rastplatz. Ein Imbiss, zubereitet im Spritkocher, folgte dem Zeltaufbau. Am darauf folgenden Tag ging es weiter über den Nufenen das Wallis hinunter. Etwas abseits der Kantonsstrasse, auf einer kleinen Wiese war wiederum unser Lagerplatz.
Der dritte Tag war der Heimfahrt gewidmet via Col de Mosse, Schallenberg, Wolhusen.

Ja, es war ein ideales Fahrzeug, die Lambretta, denn mit ihrer Blechabdeckung wurden die Kleider kaum schmutzig.

Ganz im Gegensatz zum Töff BMW von Annas Bruder, diesen Vorteil habe ich stets hervorgehoben. Doch, auch mit der Lambretta kann's dreckig gehen.
Eines Samstags führte ich Anna nach Hause. Es war kühl und nass, die Naturstrasse zum Gehöft steil und voller Furchen. Trotz ganz langsamer Fahrt neigte sich die Lambretta zur Seite. Anna's neuer, weisser Mantel und die Lambretta hatten entsprechende Spuren. Anfügen will ich noch, dass die Lambretta 125 ccm, die dortige Steigung zu zweit nicht zu schaffen vermochte.

Und war die Strasse voller Steinbollen oder Morast, musste auch ich bergauf absteigen und gasgebend neben dem Fahrzeug hereilen.

VW Käfer Jahrgang 1952, mein erstes Auto

Hans Schmidli, Automechaniker bei Garage Bühlmann, Luzern, war im Begriff, eine eigene Werkstätte zu eröffnen. In der Garage des Hauses Luzernerstrasse 121 stand ein grüner VW Käfer 1952, Faltschiebedach, kleines ovales Heckfenster, unsynchronisiertes Getriebe. Diesen VW kaufte ich für 1600 Franken. Noch heute erinnere ich mich, wie Schmidli bei der Probefahrt über den Littauer Berg fuhr und mir dabei die Technik des zweimal Kupplung treten beim Hinaufschalten und das Zwischengas geben beim Herunterschalten erklärte.

Nun musste zuerst der Führerausweis her. Bei der Fahrschule Grüter Luzern hatte ich zwei Theoriestunden, dann 12 Fahrstunden mit einem neuen VW 1960, der allerdings synchronisiert war. Um nach Luzern zu gelangen, nahm ich meinen erstandenen VW bis zum Kreuzstutz und parkierte an der Lädelistrassse. Denn ich wollte nicht riskieren, ohne Führerausweis zu nahe beim Polizeiposten vorbeizufahren.

Auf Schonig, Steinhuserberg auf der Heimfahrt von der Kirche in Wolhusen in einer Schneewächte stecken geblieben. Man sah die Strasse nicht mehr.

Drei Jahre machte der VW die Strapazen in der Fontanne und auf dem Steinhuserberg mit. Und natürlich auch die öfteren Fahrten nach St. Imier. Das Fahrzeug hatte einige Tücken. Blinklichter hatte der VW noch keine, sondern beidseits am Türrahmen je einen Richtungsanzeiger. Bei Fahrtwind, so ab ungefähr 60 km/h, musste ich von innen an den Türpfosten klopfen, um die Zeiger auszukippen. Der Ölinhalt reichte nicht bis zum Ölwechsel, der damals alle 2000 km nötig war.

Die grösste und längste Fahrt war die Hochzeitsreise im Juli 1963 nach Lourdes. Auf der Rückfahrt war in Frankreich Ölwechsel erforderlich. Neben der Strasse fuhr ich auf einen kleinen Platz mit einer abfallenden Böschung, damit ich unter dem Heckmotor die Ölablass-Schraube lösen konnte. Aber welch Missgeschick, das beim letzten Schraubendreh ausfliessende Öl war derart heiss, dass mir die Schraube entglitt und just in diesem Bereich in der Erde in einem Mauseloch verschwand. Oh, die Mühe, bis ich die sandige, durchtränkte Erde durchwühlt hatte, um die unentbehrliche Schraube zu finden. Es wurde eine Stunde später, bis ich das mitgeführte Öl einfüllen konnte.

Im kalten Winter hatte die 6-Volt-Batterie grosse Mühe, den Motor in Fahrt zu bringen. Die Batterie war unter der hinteren Sitzbank. Manchmal demontierte ich diese und nahm sie in die Wohnung. Ich benötigte das Auto ja meistens nur am Wochenende.
Der VW-Käfer tat seine Dienste noch bis 1964, denn ich umsorgte ihn sehr. Die verwitterte, lindengrüne Farbe ersetzte ich mit hellblau. Dies in der Scheune Grabmatt, mit Farbkessel und Pinsel. Als Licht diente eine Kabellampe. Wie war es ärgerlich, wenn lichtgierige Falter und Mücken sich auf dem neu gestrichenen Blech niederliessen.
In Littau hatte der VW seinen Standort meistens bei der Gemeindekanzlei, auf dem Platz hinter dem Dorfschulhaus. Hier malte ich die Felgen weiss, Naben wie Wagenfarbe.

Opel-Olympia (1964-1969)
Jahrgang 1959, 1500 cm3, Dreigang-Steuerradschaltung, 3-türig, grün. Vorne war eine durchgehende Sitzbank, was vorne ein Platzangebot für drei Personen ermöglichte. Vielfach funktionierte das Bremslicht nicht, dann zog ich den Standlichtschalter, um nach hinten Aufmerksamkeit zu wecken.
Ich brachte das Fahrzeug zur Opel-Vertretung Koch, Wey-Garage Luzern, zur Reparatur des Stopplichtes. Es funktionierte nur zwei Tage. So holte ich eigens einen Stoppschalter und montierte diesen unter dem Wagen. Er war unmittelbar beim Austritt des Kabelzuges aus dem Schutzrohr befestigt. Von da an war das Stopplicht ok.

Ein elegantes Auto, der Opel Olympia. Man sieht die Rostlöcher in den Kotflügeln unterhalb der Windschutzscheibe und vorne über den Lampen nicht.

Als Kindersitz diente das übliche Tischsitzli, mit zwei Metallbügeln an die Rücklehne gehängt. Brigitte fühlte sich offensichtlich wohl.

Das fünfjährige Auto kaufte ich 1964 vom Betriebsleiter der Pneu-Mäder AG zum Preis von 3600 Franken, was damals beinahe drei Monatsbesoldungen entsprach. Für die Hochzeit meines Arbeitskollegen Adolf Felder polierte ich den Olympia auf Hochglanz.

Opel-Rekord (1969) **und der tödliche Unfall**

1969 hatte der Olympia genügend Kilometer und der Rost setzte überall an. Bei Auto Besch in Biel entdeckte ich einen wunderschönen Opel-Rekord, viereckig mit den auffallenden, runden vier Rückleuchten. 1700 ccm, Stockschaltung, weiss, rote Vinylsitze. Preis 4700 Franken mit rund 100.000 km.

Das elegante Auto konnte seinen Dienst aber nur einige Monate verrichten. An einem herrlichen Oktober-Samstag, bei der Fahrt über die Reussbrücke bei Ibach kam mir ein junger Motorradfahrer entgegen, aus einer Kurve, das Motorrad auf den Fussrasten liegend. Sein Aufprall auf meiner Strassenseite gegen die Front des Opels bedeutete den sofortigen Tod des Motorradfahrers. Der 19jährige Martin Blattmann aus Emmenbrücke holte nach einem früheren Unfall das Motorrad in Horw ab und erreichte sein Domizil nicht mehr.

Mein Opel war abbruchreif. Über drei Stunden war ich auf dem Unfallplatz. Bei Unfällen mit tödlichem Ausgang musste die Ankunft des Amtstatthalters abgewartet werden. Die vier fünf- bis siebenjährigen Kinder auf dem Rücksitz (Brigitte und Markus, sowie Claudia und Andrea Roth) brachte eine Automobilistin nach Hause. Glücklicherweise konnte mir keine Schuld angelastet werden.

Mit einem Bürokollegen machte ich am gleichen Abend bei der Familie Blattmann einen Kondolenzbesuch. An den Wänden der Wohnung hingen grosse Poster von Töff und Rennmaschinen. Der Vater sass am Tisch mit einer Flasche Bier. Die Mutter wischte sich die Augen: „Ja ich dachte immer, dass irgend mal etwas passiert“.

Opel-Kadett B (1968-1974) Neu

1100 ccm, 4-Gang, weiss, rote Kunstlederpolster.

Nach 30.000 Km machte sich die Wasserpumpe mit einem Pfeifton bemerkbar. Ich beschaffte mir diese für 35 Franken im Ersatzteillager Koch Luzern und montierte sie. Bei den älteren Fahrzeugen war eben noch Platz zwischen Kühler und Motor. Zudem hatte der Keilriemen nur die Wasserpumpe und die Lichtmaschine (Alternator) anzutreiben. Mit der Schiebung der Lichtmaschine in der speziellen Halterung konnte gleichzeitig der Keilriemen gespannt werden.

Mit rund 70.000 Km verkaufte ich den Kadett privat zu einem guten Preis, denn mit vier Kindern war der Platz zu knapp.

Peugeot 504 Inj. (1975-1980
Animiert von Kollege Franz Bürgisser wechselte ich die Marke und erstand bei Garage Keller, Enetbürgen den Peugeot 504 mit nur 36.000 km. Er war von Dr. Kaspar Meier, Rechtsanwalt, Luzern und für mich somit Garant eines soliden Autos. 2000 ccm, 4-Gangschaltung, viertürig, Schiebedach, sandgelb, Fr. 7000.--. Allerdings sagte man den Peugeot nach, dass bereits die Prospekte rosten. Tatsächlich war der Rost ein grosses Problem, vor allem die Kotflügel, Radkasten und Schwellen. Jeweils im Herbst opferte ich Abende und Wochenende für die Rostbehandlung. Dafür konnte ich in der Regel den Lift in der Gemeindewerkstatt benutzen. Reinigung mit Hochdruck und einen Tag später die Tectylbehandlung. So konnte ich die Durchrostung vielleicht ein oder zwei Jahre verzögern.

Audi 80, mein erster frontgetriebener Wagen.

Der feudale Peugeot 504, unwahrscheinlich komfortabel. Der Rost und die elektrischen Geräte machten öfters Sorgen.

Audi 80 (1980-1984)
Bei Garage Hans Schmidli erwarb ich 1980 einen grünen Audi 80 mit rund 80.000 km. Etwas enttäuscht war ich, später zu erfahren, dass dies ein Fahrschulauto war. Im Fussraum entdeckte ich nämlich, dass auf der Beifahrerseite einmal Pedalen montiert waren. Die Rückfrage bei der Chassis-Nummern-Immatrikulation in Bern ergab als früheren Besitzer die Fahrschule Haas, Littau. Im Bewusstsein, dass die Motorstunden nicht unbedingt im Einklang mit den Kilometerleistungen stehen, hatte ich an diesem Fahrzeug nicht so sehr Freude. In Motorfahrzeugsachen war und bin ich pedantisch. Mit 110.000 km übergab ich ihn gratis an Sohn Markus. Es war sein erstes Auto und er war erst 18jährig und noch in der Lehre.

Peugeot 504 TI. (1984-1988)
Erwerb von Garage Senn, Reussbühl für 6'800 Franken, 71.000 km. 2000 ccm, 3-Gang-Automat, graubraun-metallisiert, vormaliger Besitzer ein Ingenieur bei Viscosuisse. Auch dieser Peugeot kam dem Ruf nach Rostanfälligkeit nach und die Reparaturen häuften sich nach 100.000 Km. Motorausbau, Zylinderkopf schleifen, Anlasser- Alternator- und Gebläseprobleme, alle zwei Jahre neue Auspuffteile usw., das ging in die Kosten.

Peugeot 505 V6 (1988-1998)
1988 packte mich das Fieber nach einem 6-Zylinder-Fahrzeug. 2980 ccm, Automat, anthrazit, Spoiler auf dem Kofferraumdeckel, ein komfortables Auto. Verbrauch und Verschleissreparaturen waren verhältnismassig hoch für das 34.000 Franken teure Fahrzeug. Hauptprobleme verursachten der Alternator, die Lichtmaschine und das Gebläse. Mit 120.000 km verkaufte ich ihn privat.

Peugeot 406, 3.0 V6 (1998-2000)
Das elegante und komfortable Auto, Sechszylinder, Automat, Tempomat, Lederausstattung, habe ich nach der Pensionierung mit 35.000 km gegen ein kleineres Fahrzeug eingetauscht. Dass nach zwei Jahren die Batterie wegen Explosionsgefahr ersetzt werden musste, ohne Ersatzleistung durch das Werk und die sich abzeichnenden elektronischen Probleme vermiesten mir die Freude am Fahrzeug. Zudem gelangte ich zur Erkenntnis: Je mehr Elektronik und Komfort, desto anfälliger und kostenaufwändiger ein Fahrzeug wird. Der 406 hatte über vierzig Elektromotörchen und Stromverbraucher. Anlasser, Kühlventilator und Scheibenheizungen hatten die grössten Leistungen zu erbringen, dann die Lichter vorne und hinten, beleuchtete Spiegel in Sonnenblende, Handschuhfach, Armaturen- und Aschenbecherbeleuchtung Innenbeleuchtung, Türbeleuchtung beim Öffnen, Kofferraumbeleuchtung Klimaanlage, Scheibenwischer, Benzinpumpe, Tempomat, Radio-CD-Gerät, Fensterscheiben, beidseitige Rückspiegelverstellung, Sitzpositionsänderung mit Memory, um nur die Wesentlichsten zu erwähnen.

Ein total elegantes und rassiges Auto, der 406.

Der Eintausch des 406 an den 306. Es schmerzte schon etwas, den komfortablen Wagen wegzugeben.

Peugeot 306 HDi. (2001-2006.
Nach der Pensionierung erstand ich mir ein kostengünstigeres Auto. Es war mein erster Dieselmotor 2000 ccm mit einem Verbrauch von rund 5,5 bis 6 Liter absolut sparsam und ein eigentlicher Kraftprotz mit dem sagenhaften Drehmoment bei 1800 U/Min. Ermüdend waren die immer wieder auftretenden Probleme mit dem Starten des Motors. Auch hier war die Elektronik ein Schwachpunkt. Mehrere Auswechslungen der Regler etc. schon nach kurzer Zeit nach der Inbetriebnahme waren die Folge. Die Werkstätte und zugezogene Fachkräfte konnten das Problem nie lösen. Auch der nachfolgende Besitzer fand sich damit ab, dass bei Nichtanspringen des Motors der Zündschlüssel in die Ausgangsposition zurückgedreht werden musste und der Motor startete. Mit 100.000 Km veräusserte ich den 306. Hauptgrund für den Wechsel war die Bergstrecke in Morcles und nicht zuletzt der geheime Wunsch nach einem Allrad-Auto.

Subaru Imprezza 2.0R (2006-2011)
Nach 40 Jahren Fahrt mit europäischen Autos war der Wunsch nach einem fernöstlichen Fahrzeug gross. Gepackt hat es mich am Automobil-Salon in Genf im März 2005, wo der Stand von Subaru mein Interesse fand. Dort war der erste Subaru Stationswagen von Bernhard Russi mit dem Kennzeichen UR 5000, eingeführt in der Schweiz 1978.
Dank Internet entdeckte ich das 2006 erscheinende neue Modell Subaru-Imprezza, denn die Vertretungen liessen noch nichts davon verlauten. Verständlich, denn sie wollten die alten Modelle absetzen. Aber ich konnte warten und war nun stolz auf den Imprezza mit der neuen Front.

b

Subaru Imprezza präsentiert sich auf dem Littauerberg.

Der Forester auf dem Weg zur Familien- und Objektforschung in Richtung Fuchsloch, Menzberg.

Subaru Forester
Wenn man älter wird und tiefliegende, sportliche Autos wegen Rückenproblemen nicht mehr so gefragt sind, ist der Subaru Forester die gute Alternative. Seit anfangs 2011 leistet der Forester seinen ausgezeichneten Dienst.

Meine Zweiräder

Schon früh realisierte ich, dass der Gebrauch des Autos für kurze Distanzen unzweckmässig, und zudem in die Kosten geht. So kaufte ich 1967 nebst dem Fahrrad bei Karl Müller, Motos, Littau, ein **Motorfahrrad** Marke „Tornado“ mit Sachsmotor, Zweiganghandschaltung. Eine Federung mit Teleskopgabeln existierte noch nicht. Kosten 900 Franken. Es tat seinen Dienst viele Jahre, bis die töfflihungrigen Buben Daniel und Adrian den Motor frisierten und zu zweit fuhren. Kommt hinzu, dass zwischenzeitlich die vier Kinder jedes ein Mofa besass und ich, wenn nötig, eines ausleihen konnte, was jedoch selten vorkam.

1992 packte mich der Drang, wieder Roller zu fahren. So erwarb ich bei Garage Wigger eine **Occasions-Vespa** 125, Plurimatic, Zweitakt, Jahrgang 1987, mit 5100 km, für 3000 Franken. Nach zehn Jahren, beim Stand von rund 26.000 km häuften sich die Reparaturen und das Fahrzeug erfüllte mein Sicherheitsbewusstsein nicht mehr in allen Teilen. Trotzdem, es war ein toller Roller, der mich bei etlichen Passfahrten nie im Stich liess. Die fast jährlichen Fahrten in den Jura erstaunten meine ehemaligen Bauersleute in Courcelon.

In der Zwischenzeit sind Vespas mit Viertaktmotor auf den Markt gekommen, das heisst, dem Benzin muss kein Öl mehr beigemischt werden und somit tritt kein Rauch aus dem Auspuff.
Wieder bei Garage Wigger erstand ich im Jahre 2002 eine gute Occasion **„Vespa ET 4“**, Automat, Viertakt, mit 5000 km, Jahrgang 1997 für 3500 Franken. Scheibenbremsen vorne und grössere Räder erhöhten die Sicherheit. Der Roller hat gegenwärtig (Mai 2013) 38.000 km auf dem Tacho. Er soll den Dienst noch etliche Jahre verrichten.

Als in den 90er Jahren die **Mountainbike**-Velos aufkamen, packte mich auch dieses Abenteuer. Bei Velo Banz, Reussbühl kaufte ich 1992 das Mondia Canyon mit 21 Gängen für 1950 Franken. Während einigen Jahren verbrachten mein Kollege Ernst Unternährer und ich jede Woche einige Stunden im Sattel. Das Entlebuch, das Napfgebiet, das Hinterland und vor allem das Krienseregg-, Schwarzenberg- und Malterserberg-Gebiet waren unsere Ziele.
Und zweimal pedalte ich mit dem Mondia den Weg nach Delémont und zurück. Im Dezember 2006 wurde mein Montainbike aus dem Veloabstellraum des Kellergeschosses im Hause Ruopigenring 105 gestohlen. Die Versicherung bezahlte mir 1000 Franken und ich erstand bei Velo Müller Littau ein Weeler mit 27 Gängen.

Nebenbeschäftigungen, Freizeit

Meine Freizeit war geprägt von fünf Haupttätigkeiten

- Feuerwehr
- Raiffeisenbank
- Parteipolitik
- Fotografieren.
- Schreiben

Dazu gesellte sich auch noch handwerkliches Schaffen. Mechanik stand im Vordergrund, wollte ich doch seinerzeit Automechaniker werden. Mit Vorliebe reparierte ich die Velos und die Mofas der Kinder. Die kleine Werkstatt im Keller bedeutete mir alles. Ich konnte es nicht leiden, wenn Bremskabel nicht richtig zogen, die Bremsbeläge zu knapp waren, das Fahrrad oder das Mofa voller Schmutz waren. Wie manchen Dynamo habe ich wohl demontiert und wie manche Glühbirne in den Lampen ersetzt?
Und als die Rücklichtbeleuchtung an den Velos obligatorisch wurde, mussten öfters Kabel ersetzt werden, denn bei den Veloständern der Schulhäuser passierte schon damals etliches. Mir taten jeweils die Schulkinder leid, deren Eltern nicht in der Lage waren, die Zweiräder ihrer Kinder instand zu halten.

Auch Markus, Daniel und Adrian hatten an den Mofas gewirkt, allerdings nicht sehr zu meiner Freude. Ein hoher gedrehter Lenker, Rückenstütze beim Sattel, Cross-Schutzbleche mussten her. Mich ärgerte, dass diese verbotenen Ersatzteile überhaupt erhältlich waren.
Wie musste ich schimpfen, als eines Tages die eleganten Chromschutzbleche, der Gepäckträger mit den seitlichen Rückstrahlern und die Rückstrahler in den Speichen einfach demontiert wurden. Es war eben poppig und easy!

Markus und Adrian waren Spezialisten im Frisieren der Motoren. Bei 70 km/h wurde Adi in Blatten von der Polizei registriert. Papa durfte dann das zerlegte Mofa beim Polizeistützpunkt Sprengi abholen. Ja, die Jugendsünden! Nach diesem kleinen Einblick in die nicht gravierenden Vatersorgen nun aber zurück zur Freizeit.

Die Feuerwehr
Sommer 1960, ich schritt über den Schulhausplatz zur Kanzlei. Da kam Lehrer und Feuerwehrkommandant Albert Elmiger, 1916, auf mich zu. Seine Schwester Erika, seit zwanzig Jahren auf der Einwohnerkontrolle und zwanzig Jahre älter als ich, musste ihm geflüstert haben, dass ein „Neuer“ auf der Kanzlei sei.

„Sie wären einer für die Feuerwehr“, war sein bestimmter Gesprächsbeginn. Schon bald war ein Termin für die Entgegennahme der Kleider festgelegt. Ich hatte ja Freude an Uniformen. Es begannen die Übungen.
Die Gemeinde Littau hatte damals drei Feuerwehren, Littau-Dorf, Reussbühl und Littau-Berg. Die Wehr Littau-Dorf umfasste damals rund 50 Eingeteilte. An Gerätschaften war ein Landrover, eine Motorspritze, eine Leiter auf Wagen und ein Elektrowagen im Etat.
Für die grösseren Übungen wurde jeweils vom Kiesbetrieb Jakob Zumbühl ein Lastwagen requiriert zum Transport von Material und Mannschaft. Ein Eingeteilter, Hans Schmidli, (später Offizier und Pikettchef) beschaffte sich einen alten Militärjeep als Zugfahrzeug. Es war damals sozusagen der einzige Jeep im Dorf. Heute besitzt vermutlich jeder fünfte Feuerwehrmann einen Offroader.

Auch das Goggomobil von Schulhauswart Schürmann musste für die Feuerwehr herhalten, schliesslich hatte es eine rote Farbe. Offizier Hans Schürmann war auch zuständig für die Wartung des Landrovers.

Eigener Telefonanschluss
Für die Alarmierung war ein eigener Telefonanschluss nötig. Damals standen vom Telefonamt her nicht genügend Anschlüsse zur Verfügung. Ich hatte einen sogenannten GA (Gemeinschaftsanschluss) mit der Nachbarsfamilie. Und durch die Feuerwehr gelangte ich zu einem eigenen Anschluss. Es war manchmal ein mulmiges Gefühl, wenn mitten in der Nacht der Apparat klingelte.

Feuerwehrkorporal
Es verging ein Jahr und der Kommandant meldete mich für einen Geräteführerkurs an. Noch sind mir die Übungen mit dem damaligen Feuerwehrinspektor Oberst Helfenstein an der Voltastrasse in Luzern in bester Erinnerung. Während drei Tagen wurde das gesamte Spektrum über das Feuerlöschen geübt.

Die nächste Feuerwehrübung trat ich mit dem gelben Winkel an beiden Ärmeln der Uniform an. Eine Löschgruppe, bestehend aus fünf bis sechs Mann wurde mir anvertraut. Die zwei Löschgruppen, die Leiterngruppen, das Pikett, die Elektriker- und Sanitätsgruppen wurden vom Kommandanten an die Übungsplätze beordert.

Mit meiner Gruppe und dem Schlauchwagen marschierte ich im Takt zum Haus Landschau an der Ritterstrasse, wo meine Büronachbarin, Erika Elmiger, wohnte. Im Treppenhaus wurden Schläuche ausgelegt. Die Kommandosprache ertönte zackig und laut im Treppenhaus, dies lernte man im Kurs. Und ich wollte bei der Bürokollegin und Schwester des Feuerwehrkommandanten Eindruck erwecken. Die Gruppe bestand zur Hälfte aus Neueingeteilten, also Rekruten. Unter ihnen war auch der zwanzig Jahre spätere Kommandant Oscar Blaser.

Nach drei Jahren wurde die Funktion des **Fouriers** (Rechnungsführer) frei. Ich interessierte mich hierfür und nach erfolgtem Fourierkurs übernahm ich diesen Posten. In dieser Aufgabe hatte ich administrative Arbeiten der Feuerwehr zu betreuen. Dazu gehörten die Mannschaftskontrolle, das Führen der Dienstbüchlein und die Soldauszahlung. Für die Anwesenheitskontrolle hatte ich bei jeder Übung den Apell durchzuführen.
Als Fourier war ich auch Aktuar der Feuerwehrkommission. Meine Vorgänger führten das Protokollbuch in Handschrift. Ich begann mit dem Loseblatt-Protokoll mit Schreibmaschine. Und mein Nachfolger benutzte hiezu 1988 den Computer.

Die Entwicklung der Feuerwehr-Uniform

Mein erster Feuerwehr-Veston war 1960 mit hochstehendem Kragen, ohne die roten Spiegel. Obige Uniform stammte von meinem Vorgänger-Fourier Josef Furrer, 1964. Uniformhosen gab es noch nicht. Man trug Privathosen oder Arbeitshosen.	Einige Jahre später folgte die Uniform mit offenem Kragenrock und Hosen aus demselben Stoff. Als Rechnungsführer hatte ich keine Arbeitshosen zu fassen. Zwei Winkel, getrennt durch das Signet, bedeuten Fourier und der dritte Winkel ist der Grad des Adjutanten.	Wieder eine Neuerung um 1985. Die Gradabzeichen wanderten vom Ärmel zu den Achselpatten. Wahrlich, der Adjutant trug den schönsten Kleiderschmuck.

Während meinen 28 Jahren hatte das Feuerwehrwesen in unserer Gemeinde eine gewaltige Entwicklung erfahren, die mich als Administrator viel gefordert hatte. Jeweils Ende Jahr war die Abrechnung der Feuerwehr an die Gemeinde zu richten. In der Jahresmitte galt es den Voranschlag für das folgende Jahr auszuarbeiten.
Da ist insbesondere der gesamte Reorganisationsprozess zu erwähnen. Es konnte ja nicht sein, dass in derselben Gemeinde drei Feuerwehren mit eigenen Kommandanten, Gerätschaften und Lokalen existieren. Zudem wäre es unverhältnismässig gewesen, bei der sich anbahnenden Technisierung die Gerätschaften doppelt oder sogar dreifach anzuschaffen. Eine Spezialkommission unter Beizug des kantonalen Feuerwehrinspektors hatte das Konzept zuhanden des Gemeinderates ausgearbeitet. Von mir waren in den Eingaben vorsichtige und präzise Formulierungen gefragt. Schliesslich wurden Littau und Reussbühl zu einer Wehr zusammengeführt. Für Littau-Berg mit der besonderen Situation der Landwirtschaft nahm man eine abwartende Haltung ein. Um das Jahr 2000 war auch hier die Integration in die Gemeindefeuerwehr reif.

Viel Arbeit für die Feuerwehrkommission bedeutete auch die Beschaffung der Gerätschaften entsprechend der technischen Entwicklung und des Wachstums der Gemeinde.
Hochhäuser und Industriebetriebe erforderten die nötigen Mittel zum Schützen.
Fürs erste wurde eine Auszugleiter mit Motorantrieb beschafft, dann folgte die Zusammenarbeit mit der Stadt Luzern, die eine Autodrehleiter erstand. Ein Tanklöschfahrzeug war nicht mehr wegzudenken, nebst einer zweckmässigen Mannschaftsausrüstung.

Brandfälle, die unvergessen bleiben

- Der Brand des Magazins der Landwirtschaftlichen Genossenschaft beim Bahnhof Littau war eines der ersten grösseren Ereignisse. Er bedeutete auch gleichzeitig das Ende dieser Genossenschaft.
- Der Brand der Scheune Diethelm Neugadenmatt, wo ein Stier während der auf ihn herab fallenden Brandresten den Stall nur in letzter Minute verlassen konnte. Fast wäre ein Feuerwehrmann erdrückt worden, als ein Landwirt mit dem Traktor die Stallwand zertrümmern wollte. An der Front des Traktors einen Tannenstamm schiebend, den der Feuerwehrmann auf entsprechender Höhe zu halten hatte.

- Die gewaltige Rauchentwicklung bei der Asphaltfirma Bimoid, ganz nahe des Bahngleises, der Brand der Scheune Mooshof, das Optische Werk Häusler in Reussbühl oder die Kerzenfabrik Grossmatte bleiben unvergessen.
- Unsere Feuerwehr wurde auch zum Grossbrand des Bahnhofs Luzern 1971 aufgeboten. Einfach gewaltig, was sich da für uns ein Bild bot. Zuzusehen und nicht mehr helfen zu können, ist eine schlimme Erfahrung. Es würde hier zu weit führen, all die Brandfälle und Einsätze aufzulisten. Aber doch noch dies:

Unzählige Male wurde die Wehr, oder Teile davon, zur Deponie Gasshof aufgeboten. Bekanntlich wurde bis zum Jahre 1967 in dieser Grube der Haus- und Gewerbeabfall von Luzern, Ebikon und Emmenbrücke deponiert. Wenn dieser Abfall in Brand geriet, entwickelte sich ein enormer Rauch in Richtung Dorf. Böse Zungen meinten zu wissen, dass der Deponieeigentümer am Brennen interessiert war, damit entsprechend mehr Deponievolumen genutzt werden konnte.
Im schneereichen Winter 1963 wurde die Wehr am Samstag zum Schnee schaufeln aufgeboten. Vornehmlich an der Luzerner-, Hauptstrasse und im Dorf galt es die Bushaltestellen und die Strasseneinfahrten freizuschaufeln. Für mich war das ein Stress, denn in St. Imier wartete meine Verlobte Anna auf den Wochenendbesuch.

Obschon sich der Brand des Restaurants Thorenberg 20 Jahre nach meiner Feuerwehrzeit ereignet hatte, hielt ich das Ereignis mit meiner Fotokamera fest.

Auch viel Gefreutes in der Feuerwehr
Die Zugehörigkeit zur Feuerwehr brachte aber auch viele gefreute Stunden. Da wäre das 150-Jahrjubiläum der kantonalen Brandversicherungsanstalt anno 1960 oder das
75-Jahrjubiläum des Kantonalen Feuerwehrverbandes 1970 zu erwähnen. Die jährlichen Agathafeiern waren stets schöne Momente. Erstmals wurde im Kanton Luzern einem Fourier der Grad des **Adjutanten** verliehen. Die goldenen Achselabzeichen lösten allenthalben Bewunderung aus, auch bei Nachbarwehren. Zu meinem 25. Dienstjubiläum durfte ich 1985 eine elegante Armbanduhr entgegennehmen. Diese und die prächtige Luzerner Zinnkanne zur Verabschiedung aus der Wehr sind bleibende Erinnerungsstücke.
Die Zeit von 1960 bis 1988 brachte mir viele Entbehrungen aber auch Erfahrungen im menschlichen und technischen Bereich.

Darlehenskasse/Raiffeisenbank Littau

Raiffeisen wurde zu meiner Lieblingsbank und ist es heute noch. Warum wohl?
Schon in Pfaffnau hatte ich ein Sparkässlein. Davon berichte ich im Abschnitt Jugendzeit. Mein Zimmervermieter Franz Schürmann-Schaller, Feldgüetli, war Kassier der Darlehenskasse Littau. Sein Büro war gleich neben meinem Zimmer. Am Abend, Samstag und Sonntag nach der Kirche kamen Leute in sein kleines Büro, um Geld auf das Sparbüchlein zu bringen oder abzuheben. Bald war die stets zunehmende Zahl von Besuchern für Franz Schürmann und auch für die Gattin zuviel. Im Hause Grubenstrasse 11 wurde 1963 ein Kassenlokal eingerichtet. Öffnungszeiten waren nur an den Abenden von Montag und Mittwoch, sowie am Samstag. Drei Leute teilten sich die Präsenzzeit. Ich war jeweils am Montagabend im Kassenlokal. Streng war jeweils die Zeit im Januar und Februar, wenn wir für alle Konten die Zinsen rechnen mussten. Alles erfolgte manuell mit Zinstabellen und Rechenmaschine. Ich war für den Sparkassenbereich zuständig und Kollege Josef Fries für die Hypotheken und das Hauptbuch. Die Bilanz betrug damals rund 2,5 Millionen Franken. 2012 waren es 280 Millionen.
1970 wurde ein Vollamt geschaffen und Hubert Fähndrich als erster Verwalter gewählt.

1971 wurde ich in den Vorstand berufen, Präsident war Franz Schürmann-Schaller. 1978 bis 1988 amtete ich als Präsident.
Mit einem ganz besonderen Stolz leitete ich 1982 die Generalversammlung zum 75-Jahrjubiläum der Bank. Josef Roos, Direktor der Zentralbank, St. Gallen war anwesend. Er war mein ehemaliger Rechtkundelehrer im KV 1956-59 in Willisau. Und er zeigte sich erfreut ob seinem Schüler.

Bild: An der GV 1988 gab ich das Präsidium an Hans Müller, Betriebsleiter der Blumenbörse Littau, ab. Aus zeitlichen Gründen war es mir nicht mehr möglich, die Aufgaben wahrzunehmen. Hinzu kam, dass das Präsidentenamt mit der Funktion als Gemeinderat schlecht vereinbar war. Die wunderschöne Wappenscheibe ziert mein Wohnzimmer.

Das Mitwirken als Präsident gab mir viele Einblicke in die Banktätigkeit. Besonders interessant waren für mich die Liegenschaftsschatzungen in Zusammenarbeit mit dem Bankverwalter. Die waren notwendig für die Gewährung von Hypothekarkrediten. Und bei Neubauten kamen natürlich für die Planbeurteilung die Erfahrungen als Bausekretär zum Tragen.

Überhaupt nicht begreifen konnte ich die Entscheidung der Geschäftsleitung von Raiffeisen in St. Gallen, wonach 2012 die Sparhefte meiner fünf Grosskinder in den USA aufgelöst werden mussten. Wirklich unverständlich, diese Massnahme, in Anbetracht der kleinen Beträge zwischen 1000 und 4000 Franken. Verzicht auf die USA-Geschäftskunden, war die Begründung.

Parteipolitik
Mein Chef, Gemeindeschreiber Isenschmid, war Sekretär der Konservativen Partei Littau. So war es für ihn naheliegend, mich als neuen Kanzlisten für die Parteiarbeit einzuspannen, nebst meinem Mitkanzlisten Adolf Felder. Manchmal war die Kanzlei eine halbe Parteizentrale, denn Gemeindeschreiber-Substitut Alois Ottiger verrichtete für die Liberale Partei ebenfalls Sekretariatsarbeit.
Bei der Konservativen Partei war auch die Amicitia angegliedert, d.h. die Jungkonservativen. Präsident war damals Heinrich Helfenstein, Hochrüti, der spätere Gemeindeammann von Ballwil. Dieser führte jährlich attraktive Veranstaltungen durch.

Das nachfolgende Bild zeigt den Nauen auf dem Vierwaldstättersee. Im Vordergrund rechts, Organisator Ruedi Meyer und der Chef de Service Maurice Hübscher.

Die Konservative Partei war gegliedert in die Kreise Littau und Reussbühl mit je einem Vorsitzenden. Für Littau war ich Sekretär und von 1964 bis 1971 Parteisekretär der Gesamtpartei.

Auf die Gemeinderatswahlen, die Grossratswahlen und die Nationalratswahlen hin wurde ein enormer Aufwand betrieben. Nein, es wurden nicht nur Prospekte in die Briefkasten gesteckt.
Das Gemeindegebiet wurde in Sektoren eingeteilt, vorwiegend nach den Strassenzügen. Für jeden Sektor wurde ein Verantwortlicher bestimmt, der mit seinen Helfern die Aufgabe hatte, die Stimmberechtigten zu besuchen. Da das Frauenstimmrecht erst 1972 eingeführt wurde, kannte man eine grosse Zahl der Parteiangehörigen. Jene, die eindeutig einer anderen Partei zugehörten, hatte man selbstverständlich nicht besucht. An wöchentlichen Zusammenkünften wurde über die Besuche rapportiert.

Hecktisch ging es dann am Samstag und Sonntag des Wahlwochenendes zu. In meiner Wohnung im Hause Sonnenblick wurde ein Parteiwahlbüro eingerichtet. Für die zwei Tage wurde ein zweites Telefon installiert. Dasselbe passierte in Reussbühl. Die liberale Partei hatte das Wahlbüro im Restaurant Gasshof.
Im Urnenbüro der Gemeinde musste ein Mitglied die Nummern sämtlicher Stimmenden in ein Heft mit vierfacher Durchschrift eintragen. Jede Partei erhielt dann in bestimmten Abständen eine Durchschrift. Ein Läufer aus unserem Wahlbüro musste stets für die Abholung dieser Zettel besorgt sein. Wenn er zurück kam, markierten wir in unserem Stimmregister die Wählenden. Am Samstagabend und am Sonntag ab 11.00 Uhr wurde den abwesenden Parteiangehörigen telefoniert. Ein Fahrdienst war für die Abholung von Stimmbürgern bereit. Man erreichte auf diese Weise Stimmbeteiligungen bis über 80 %.

Nach der Einführung des Frauenstimmrechtes war diese Prozedur nicht mehr möglich. Die Stimmbeteiligung sank und liegt heute in der Regel zwischen 30 bis 40 %.
Später wurde die Konservative Partei mit Volkspartei des Kantons Luzern bezeichnet und seit rund 20 Jahren ist es die CVP, Christlich-demokratische Volkspartei.
Unbestritten dürfte die Parteiarbeit als Basis für die Kandidatur 1987 in den Gemeinderat Littau gegolten haben.
Bild: Die Parteileitung der CVP 1995 an einer Klausurtagung im Kurhaus Kreuz, Menzberg, unter dem Präsidium von Peter Zosso.

Vereine und andere Organisationen
Im Turnverein KTV Littau war ich nur von 1960 bis 1964 aktiv als Aktuar. Die Proben passten vielfach nicht in den Terminplan. Kommt hinzu, dass ich kein begeisterter Turner war. Mein Turnerband ist denn auch bescheiden mit Medaillen bestückt, was das nachfolgende Bild unmissverständlich zeigt.

Anlässlich des 40-Jahrjubiläums des KTV im Jahre 1990 war ich OK-Präsident. Mit drei Gemeinderateskollegen begleitete ich die Musikgesellschaft Littau 1987 im 75-Jahrjubiläum. Sowohl als Bausekretär, wie als Gemeinderat war ich stark mit den Quartiervereinen verbunden. Dem QV an der Emme half ich 1985 zum Weiterbestehen, was mir mit der Ehrenmitgliedschaft verdankt wurde.
Zum Familiengartenverein Littau-Reussbühl hatte ich durch die Verpachtung von Ruopigenland ein gutes Verhältnis. Eine gediegene Wappenscheibe im Wohnzimmer verweist auf die Ehrenmitgliedschaft.
Verschiedene Vereine erhielten von mir Fotoreportagen über Jubiläumsfeste, z.B. die Musikgesellschaft LIttau und Reussbühl, Jodlerclub Littau, Jodlerfründe Ruopige, Turnverein ETV, Kirchenchor Littau.

Abendzirkel, ältester Verein von Littau. Diesem bin ich seit 1966 treu. 1984 war ich dessen Präsident. Unvergesslich bleibt die Jubiläumsreise 1977 mit dem Roten Pfeil ins Wallis. Wir waren Gast bei Kollege Dr. Werner Lustenberger in dessen Weinberg „Plan Cerisier“ bei Martigny. 125 Jahre Abendzirkel wurden ausgiebig gefeiert.
2002 verfasste ich zum 150-Jahr-Jubilläum eine Fotoreportage.

Kirchgemeinde Littau
Während 10 Jahren war ich Mitglied der Rechnungsprüfungskommission der Kath. Kirchgemeinde Littau, wovon einige Jahre als Präsident. Und immer lernte man wieder etwas Neues, so die Umstellung von der Handbuchhaltung auf Maschinenbuchhaltung.

Baugenossenschaft Littau

Wie bereits erwähnt, erhielt ich 1962 meine erste Wohnung im Hause Sonnenblick der Baugenossenschaft Littau. Die 1931 gegründete Genossenschaft baute nur die zwei Häuser Sonnenblick und Schönbrunn.
Seit der Gründung bis 1982 war Karl Gürber Präsident. Als Nachfolger wurde ich gewählt. Bis 2002 übte ich die Funktion aus.
Eine Renovation der beiden Häuser (neue Toiletten und Küchen), wurde 1985 durchgeführt. Der Vorstand übertrug mir die Bauführung. Er wollte diese nicht einem Architekten übergeben. Während der Umbauzeit blieben die Wohnungen besetzt, was eine besondere Koordination erforderte.
Die Vorstandskollegen waren erfreut ob der Bauabrechnung und dem eingehaltenen Kostenvoranschlag.

Die Sanitärleitungen zwischen Küche und Bad. Im Hintergrund die Toilettenschüssel, die von den Bewohnern während der Bauzeit benutzt werden konnte.

Die alte Küche mit dem Gasherd und dem Steinspühlbecken.

Über 10.000 Fotos

Das Fotografieren begleitet mich seit dem 18. Altersjahr. Weder die Eltern, noch Onkels von mir, besassen zu meiner Kinderzeit einen Fotoapparat. Das hatte auch zur Folge, dass ich aus der Jugendzeit fast keine Bilder besitze. Es existiert lediglich ein kleines Foto, wo ich zirka dreijährig mit meinem Bruder Anton auf einer Bank sitze. Ferner ein Bild mit meiner Patin. Das Portrait in der 1. Klasse ist denn auch das einzige brauchbare Bild. (Titelbild dieser Biographie)

Als ich 17 Jahre alt war, schenkte mir der Vater eine **„AGFA-Box“**. Der zwanzig Franken teure Apparat ergab mit dem Rollfilmformat 6x9 recht gute Bilder. Nichts musste man einstellen. Die Blende bestand aus einem Metallschieber mit einem grösseren und kleineren Loch.

Das dritte Loch war mit einem Gelbfilter ausgestattet, also etwas Aussergewöhnliches, ein eingebauter Filter. Bald merkte ich, dass mit dieser Einstellung die Wolkengebilde markanter erscheinen.

Dann folgte eine Kodak Instamatic. Sie hatte sogar einen herausspringenden Reflektor, wo Blitzlampen eingesetzt werden konnten. (Bild rechts)

Anno 1961 musste ein richtiger Fotoapparat her, denn mein Arbeitskollege Alois Ottiger besass eine zweiäugige Rolleiflex. Es war gerade das Zeitalter der Kleinbildkameras 24x36 angelaufen. Im Fotogeschäft Baume, Weggisgasse, Luzern erstand ich mir eine **Zeiss Ikon Contessamatic E**. Es war einer der ersten Apparate mit eingebautem Belichtungsmesser mit Fotozellen. Und man konnte alle Einstellungen am Auge vornehmen. Der Kaufpreis von 290 Franken war immerhin ein Drittel des Monatslohnes. Bis 1980 war der Apparat mein Werkzeug für das Bild. Man fotografierte damals mehrheitlich schwarz/weiss. So liebäugelte ich lange Zeit mit der Anschaffung der Gerätschaften zur Entwicklung und Vergrösserung der Fotos. Kosten- und Platzgründe haben mich immer wieder davon abgehalten.
Übrigens, die Zeiss Ikon ist heute noch voll funktionstüchtig.

Nach fast 20 Jahren reizte es mich, die neue Generation anzuschaffen, denn inzwischen wurde Spiegelreflex zum Alltag. Zeiss und Leica waren zu teuer. Die japanischen Produkte waren im Vormarsch und so fiel die Wahl auf eine **Minolta XD7** mit auswechselbaren Objektiven. Alles war noch manuell einzustellen, nur der eingebaute Belichtungsmesser hatte eine Knopfbatterie.
Es war tatsächlich ein neues Gefühl, der helle Sucher und die Handlichkeit. Und schon kamen die Apparate auf, die das Einfädeln des Filmes und den Filmaufzug überflüssig machten, natürlich nebst den automatischen Einstellungen von Blende, Distanz und Verschlusszeit.

Die **Minolta Dynax 8000** wurde zur Nachfolgerin. Eine Kamera mit Multifunktionen, Autofokus oder Manuellfunktionen. Der automatische Filmtransport erlaubte schnelles Fotografieren, vor allem bei Sportaufnahmen. Unzählige Reportagen entstanden mit dieser Kamera. Auswechselbare Objektive ermöglichten eine vielfältige Gestaltung. Das Spiegel-Teleobjektiv 500 mm verblüffte mit seiner Qualität. Oder das 100 mm Minolta-Objektiv für Portraitaufnahmen.

Mit Sohn Markus kaufte ich 1998 eine **Leica R5** mit zwei Objektiven, ein echter Kamerastolz heute noch. Sie ist vollumfänglich manuell zu bedienen. Und doch verwendete ich die Minolta mehrheitlich, denn sie war komfortabel und qualitativ gar nicht viel schlechter.

Wie oft bin ich wohl zu Marfurt nach Emmenbrücke zur Filmentwicklung gefahren und später zu Sigrist Grossmatte? Als dieser nach Kriens umzog, verlängerte sich mein Weg wieder. Für die Berichte in der Region, das Pfarreiblatt Reussbühl, den Littau-Kurier, die Seniorenpost oder die Staffelnhofzeitung mussten jeweils die Bilder geliefert werden, und das während Jahren. Unzählig waren die Veranstaltungen im Alterszentrum Staffelnhof. Mit der Überreichung von Fotos konnte ich den alten Bewohnern stets eine kleine Freude bereiten.
Etliche Male war es ein letztes Foto. Die Dankesschreiben von Angehörigen freuen mich heute noch, so nur ein Beispiel: „Dank Ihrem Bild von unserer Mutter konnten wir ein gediegenes Leidbildchen versenden."

Der Gemeinde Littau übergab ich kurz vor meiner Pensionierung zirka 3000 Fotos, gegliedert nach Quartieren und Sachgebieten in sechs Ordnern ab. Später kamen Reportagen über den Bau des neuen Gemeindehauses von 2002-2004 oder die Hochwasserkatastrophe 2005 dazu.

Nach der Pensionierung im Jahr 2000 begann der Boom der Digitalkameras. Ich verwehrte mich der neuen Technologie nicht und eine **Minolta 404** mit 4 Megapixeln ergänzte meine Fototasche. Kein Gang mehr ins Fotolabor, die Bilder gleich mit dem inzwischen auch angeschafften Computer der Redaktion mailen. Oder via Internet oder CD Papierbilder vom Fotolabor bestellen.
Aber nach zwei Jahren musste bereits die neue Generation her. Diesmal eine **Panasonic**, zwei Jahre später wieder eine verbesserte Panasonic DMC 20. Als Kleinkamera, vorwiegend für die Aufnahme von Schriftstücken in den Archiven, beschaffte ich 2009 eine Panasonic Lumix DMC TZ6.
Und 2010 kam noch eine Panasonic Lumix R1 dazu, die erste Systemkamera. Systemkameras ersetzen die Spiegel der Reflexkameras.
Die Entwicklung geht immer weiter, am Bildschirm gestalte ich Fotobücher und bestelle sie online, keine Fotos mehr kleben, oder nur noch auf speziellen Wunsch.
Das erste Fotobuch entstand 2005 zum 50. Geburtstag von Erwin Steiger, ehemaliger Gemeinderatskollege und Gemeindepräsident. Die Anfragen für Fotoreportagen mehrten sich. Ich musste öfters absagen.

Viel Aufmerksamkeit schenkte ich den baulichen Veränderungen in den Quartieren. Die beiden Bilder zeigen die unüberbaute Liegenschaft Rothen und das realisierte Einfamilienhausquartier.

Manchmal verdient man bei einem Hobby sogar etwas. Anlässlich einer Veranstaltung der Unternehmungen Littau erhielt ich mit meinem Zoom-Bild von der Burg Thorenberg den
2. Preis mit 500 Franken dotiert.

Fotoläden schliessen
Die Technisierung hat auch einen unschönen Effekt. Die Fotographen mit Verkaufsgeschäften verlieren die Kunden. Die Digitalisierung ersetzt die Filmentwicklung. Elektronik-Shops verkaufen die Kameras. Papierbilder werden in den Grosslabors hergestellt.

Der Kauf eines Fotoapparates war vor vierzig Jahren noch mit Emotionen verbunden. Heute nimmt man die Kamera, eingepackt in einer Schachtel vom Ladenregal.
Und damals: Schon beim Anblick der Kameras durch das Schaufenster erhöhte sich der Puls. Hei, die Knöpfe, das blau vergütete Objektiv! Die Erklärungen des Ladenbesitzers, der Blick durch das Okular, der helle Sucher, ein erstes Auslösen. Zentralverschluss oder Schlitzverschluss. Spiegelreflex, wie funktioniert das? Man konnte sich nicht alles merken.

Die Betriebsanleitung half. Und wenn einmal etwas völlig unklar war, der Fotohändler war stets hilfsbereit.
Wenn man den belichteten Film zur Entwicklung gebracht hatte, war die Spannung beim Abholen nach einer Woche gross, später waren es 2-4 Tage. Wie sind die Bilder wohl geworden?
Die gute alte Zeit kommt nicht mehr.

Das Schreiben und die Entwicklung der Büromaschinen

Mein Beruf brachte es mit sich, dass ich sehr viel zu schreiben hatte. Die technische Entwicklung der Schreibgeräte trug zur Freude am Schreiben bei. In diesem Abschnitt will ich einige Ausführungen zu meinen Schreibmaschinen machen.
Die „Underwood“ rechts war allerdings nie mein Schreibinstrument. Diese ersteigerte ich bei der Liquidation der Firma Bolz, Fluhmühle. Mit dieser Maschine verfasste Jakob Bolz unzählige Beschwerden und Eingaben an die Behörden und Gerichte.

Die erste Bekanntschaft mit einer Schreibmaschine machte ich im Welschland. Für einen Monat mietete ich für 20 Franken eine **Uniroyal,** 25 kg schwer, schwarz, Messingknopftasten. Vor der Lehre kaufte mir der Vater für 100 Franken eine **Hermes Baby**. Sie hatte eine sehr kleine Walze. Wenn ich zwei oder drei Blätter mit Kohlepapier dazwischen einspannte, gab es Verschiebungen und keine präzisen Schriftstücke.
Während der Lehrzeit hatte ich meistens eine **Hermes 2000** und für die grossen Blätter eine alte **Underwood** oder später die **Hermes Ambassador.**

Die Hermes 2000 war auch die Maschine in den Büros der Armee. Die Maschine mit der kleinen Schrift war speziell für das Ausfüllen von Formularen geeignet. Ich schätzte diese sehr. Darum kaufte ich 1964 bei Büro Späti in Luzern eine Occasion für 400 Franken. Ich benutze sie heute noch gelegentlich. Man bedenke, es war fast ein Drittel des Monatslohnes für eine Gebrauchtmaschine.

In meiner ersten Stelle auf der Gemeindekanzlei Littau war es glücklicherweise wieder eine Hermes 2000. Ein Jahr später erhielt ich die **Torpedo 10** des Gemeindeschreibers. Sie war damals zehn Jahre alt, eine absolut robuste Maschine, mit der ich sehr gerne schrieb. Ihr Klappern war recht laut. Man hörte, dass auf der Kanzlei gearbeitet wurde. Die Maschine habe ich dem Gemeindearchiv übergeben.

Meine Lieblingsschreibmaschine Torpedo 10

Der Gemeindeschreiber Franz Isenschmid wurde Besitzer der ersten **halbelektrischen Maschine Hermes.** Durch Tastendruck wurde die Walze zurückgeschoben und gleichzeitig auf die nächste Linie geschaltet.
Ein Fortschritt, der Schreiber musste die linke Hand nicht mehr von der Tastatur nehmen um den Wagenrücklaufhebel zu betätigen.
Bis 1980, also beinahe zwanzig Jahre, war die Torpedo meine tägliche Begleiterin. Meine Mitarbeiterin schrieb auf einer IBM-Kugelkopfmaschine.

In diese Zeitspanne fielen die Anfänge der **Textverarbeitung**. Die Sekretärin bediente den neuen Schreibautomat, der zwei bis drei Seiten Speicherkapazität hatte. Über der Tastatur war ein kleines Display, wo man das Geschriebene mitverfolgen konnte.

Ich übernahm die frei gewordene **Kugelkopfschreibmaschine** mit einer Korrekturtaste. Welch ein Fortschritt, wenn für verschiedene Schriften ein anderer Kugelkopf aufgesteckt werden konnte. Und dann die Erleichterung beim Korrigieren von Tippfehlern. Diese Maschine wurde wieder zu meinem Werkzeug während rund fünfzehn Jahren. Die letzten fünf Jahre bis zur Pensionierung war es wiederum eine Kugelkopfmaschine. 1985 hat auf fast allen Büros der Gemeinde der **Computer/PC** Einzug gehalten. Ich führte mir diese letzte technische Errungenschaft erst nach der Pensionierung zu Gemüte. Und ich möchte sie wirklich nicht mehr missen.
Würde ich ohne meinen PC diese Biographie mit den eingefügten Bildern verfassen? Wohl kaum!

Umdrucker, Fotokopierer
Der erste Umdrucker zu Beginn meiner Lehre 1956 war ein Metallkasten etwas grösser als ein A4-Blatt, ca. 4 cm hoch. Darin eine Aluminiumplatte. Die beschriebene Farbmatrize, blau in Spiegelschrift, legte man auf die Platte. Die Matrize wurde alsdann mit einem Filz bestrichen, welcher Alkoholsprit enthielt. Hierauf presste man das Blatt Papier auf die Matrize und fuhr mit einer Gummirolle darüber. Blatt für Blatt wurden so bedruckt, wehe wenn es mehrere Dutzend brauchte. Die Matrize reichte in der Regel selten für mehr als 10-15 Abzüge, je nach subtiler Befeuchtung des Filzes mit Sprit.

Etwas später folgte der Trommel-Umdrucker. Da spannte man die Matrize auf eine Trommel. Beim Drehen der Trommel wurde die Matrize mit sanft anpressendem Filzstreifen, getränkt mit Sprit, über das gleichzeitig eingezogene Blatt gepresst. Jede Umdrehung brachte ein Blatt aus dem Einzug. Ein gewaltiger Fortschritt. Allerdings waren kaum mehr als 20 bis 30 Kopien möglich. Je nach Spritzufuhr waren die Farbbuchstaben früher verbraucht.

Vervielfältigungsmaschine
Für eine grössere Auflage existierte die Vervielfältigungsmaschine. Sie unterschied sich vor allem in der Art der Matrize und des Vorganges der Farbauftragung.
Die spezielle Wachsmatrize beschrieb man mit der Schreibmaschine indem das Farbband ausgeschaltet wurde. Die Bleibuchstaben stanzten so die Schrift in die feine Matrizenoberfläche. Die Matrize wurde dann seitenverkehrt auf die Trommel gespannt. Diese war als feines Sieb geformt. Die schwarze Farbe wurde in die Trommel gefüllt und mit der inliegenden Rolle wurde die Farbe durch das Sieb auf die Blätter gepresst.
Einige Jahre später kam die mit Laser bedruckte Matrize auf den Markt. Sie war viel bedienungsfreundlicher und ermöglichte eine grosse Auflage von über 1000 Seiten.

Fotokopierer
Eine wahre Geduldsprobe war der Umgang mit dem Fotokopiergerät. Es stand in einer dunklen Kammer oder im Archiv. Die Raumbeleuchtung war mit Papier abgedeckt oder wo vorhanden, sorgte eine gelbe Glühbirne für gedämpftes Licht.
Um eine Kopie herzustellen, waren zwei Fotopapiere nötig, ein Negativ und ein Positiv. Das zu kopierende Schriftstück legte man auf die Glasplatte, das gelb beschichtete Negativblatt darauf, Deckel zu, acht bis 12 Sekunden belichten. Dann das Negativblatt mit einem Positivblatt über eine kleine Walze durch das Entwicklungsbad laufen lassen, was um 20 Sekunden dauerte. Schliesslich die zusammengeklebten Blätter gegen das Licht richten, um den Fortgang des chemischen Übertragens der Schrift zu konstatieren. Das dauerte in der Regel eine Minute, je nach Qualität der Einwicklerflüssigkeit.
Ich erinnere mich noch gut, als ich das 80 Seiten umfassende Gutachten über den SBB-Tunnelbau „Zimmeregg“ in Littau kopieren musste. Das war um 1962.

Schreiben, Schreiben
Den Ausdruck „Schreiben, Schreiben“ benutzte ich bereits im Abschnitt Lehrzeit. Und tatsächlich, in meinem Berufsleben nahm das Schreiben einen grossen Zeitanteil in Anspruch. In unzähligen Institutionen und Kommissionen war ich Aktuar oder Schreiber.
Vorab ist zu sagen, dass auf einer Kanzlei naturgemäss viel zu schreiben war. Aber manchmal lässt mich der Eindruck nicht los, dass mich das Aktuaramt unverhältnismässig heimgesucht hat. Das begann 1961 beim Turnverein KTV Littau, als Aktuar. Es folgten all die Jahre unzählige Kommissionen, die teils berufsbedingt, mich als Schreiber geangelt haben, namentlich: Schulhausbaukommissionen, Ortsplanung, Industriekommission, Gesundheitskommission, Baukommission, Feuerwehr und Parteisekretär. Nebenamtlich war ich von 1967 bis 1974 für die Baukommission Rothenburg tätig. Diese Gemeinde befand sich ebenfalls in einer grossen baulichen Entwicklung und wollte von den Erfahrungen aus Littau profitieren. Zu einem Stundenlohn von anfänglich 10 Franken musste ich rund alle zwei Wochen an einer Sitzung der Baukommission teilnehmen. Die Gesuche hatte ich zuhanden der Sitzung vorbereitet und nachher die Anträge und Beschlüsse zuhanden des Gemeinderates ausgefertigt. Oh, wie hätte der PC doch viel vereinfacht! Aber den kannte man damals noch nicht.

Schreiben für die Presse
Es begann 1965 mit den Berichterstattungen für das „Vaterland“ über den Verlauf der Ortsplanung von Littau. Hauptsächlich verfasste ich Einsendungen über bauliche Begebenheiten in der Gemeinde. Einen lange andauernden Zorn auf mich hatte der Tiefbauunternehmer Franz Lötscher, als ich eine neue Luftaufnahme mit dem Titel „Littau, die Mondlandschaft“ im Vaterland erscheinen liess. Offensichtlich gefielen ihm die Argumente über die sieben Kiesgruben mit ihren Folgeproblemen nicht. Aber es stimmt doch heute noch, dass die meisten Landeigentümer mit Kiesgruben mindestens dreimal verdienten, nämlich bei der Kiesausbeutung, beim Deponiebetrieb und schliesslich beim Verkauf von Bauland.

Das Bild von Albert Anker „*Der Gemeindeschreiber“,* das in fast jeder Gemeindekanzlei hing, machte mir stets einen besonderen Eindruck. Es hängt auch über meinem Wohnzimmertisch.

Schreiben mit Friedensrichterfolgen
1982 verfasste ich einen Bericht in allen drei Tageszeitungen, Vaterland, Luzerner Tagblatt und Luzerner Neueste Nachrichten über den Spekulationsfall Luzernerstrasse 55. „Preisüberwachung für Spekulanten“ war der Titel im Vaterland. In den LNN hiess die Überschrift „Ein ganz betrüblicher Fall von Spekulation in Littau“.

Was war passiert?
Walter Zemp, Sanitärinstallationen, Littau, fragte mich, ob ich das Haus Luzernerstrasse 55 kenne. Ich war Nachbar. Der Luzerner Immobilienhändler Jack Isenegger habe es für 690.000 Franken angeboten. Es liess mir keine Ruhe, dass das Sechsfamilienhaus, wo jahrelang Rentner und Familien mit Kindern wohnten, zum Spekulationsobjekt werden sollte.
Ich telefonierte der früheren Eigentümerin, Frau Achermann. Sie war ganz entsetzt, dass das vor kurzem verkaufte Haus soviel wert sein solle. Sie hätten es für 430.000 Franken verkauft. Nach Abzug der Hypotheken sei ihr nicht mehr viel geblieben. Als geschiedene Frau mit zwei Kindern wäre der zusätzliche Erlös für sie wirklich willkommen gewesen.

Isenegger richtete an den Gemeinderat Littau eine Beschwerde gegen mich wegen Amtsgeheimnisverletzung. In der Vernehmlassung konnte ich geltend machen, dass ich den Presseartikel als Privatperson und aufgrund von Angaben Privater verfasst hatte.

Der Gemeinderat hatte die Beschwerde abgewiesen. Hierauf hatte mich Isenegger beim Friedensrichter eingeklagt wegen Ehrverletzung und Rufschädigung. Er forderte eine Genugtuungssumme von 10.000 Franken. Vor dem Friedensrichter erschien er mit dem Anwalt. Er machte unter anderem geltend, dass er ein ehrbarer Mensch aus guter Familie sei, zudem sei sein Bruder Arzt. Auf den Tisch klopfend, warf ich ihm vor, was die Spekulanten in Littau schon alles „verbrochen“ hätten und zählte Beispiele auf. Isenegger war bereits vor 20 Jahren dabei, als die Liegenschaft Zimmeregg verspekuliert wurde. Ich warf ihm auch an den Kopf, dass es mich überhaupt nicht interessiere, was seine Familie sei. Nur sein Vorgehen sei nicht im Interesse der Mieter. Die Genugtuungssumme wurde vom Friedensrichter abgewiesen.

Vom „Vaterland“ zur „Heimat“
Von 1982 bis 2005 war ich regelmässiger Korrespondent für die Lokalzeitung „Heimat“, die 1998 in „Die Region“ umbenannt wurde. Es machte mir richtig Spass, die Berichte und Reportagen mit Fotos zu illustrieren. Vor der digitalen Übermittlung von Bild und Text an die Redaktion war der Aufwand recht gross: Fotografieren, Film zum Entwickeln bringen, abholen und der Redaktion überbringen.
Während über 20 Jahren habe ich über die Verhandlungen des Gemeinderates berichtet. Während eines Zeitraums von zehn Jahren verfasste ich die Gratulationen zu den Geburtstagen 75, 80, 85 und 90 plus. Jeden Jubilaren und jede Jubilarin habe ich telefonisch kontaktiert, um etwas über ihr Leben zu erfahren. Dieser Dienst war sehr geschätzt und hatte mir immer wieder Lob eingebracht.

Littau-Kurier, Seniorenpost und Staffle-Blitz
Im Rahmen des Jubiläums 800 Jahre Gemeinde Littau wurde 1978 die Herausgabe eines Gemeindemitteilungsblattes beschlossen. Seither erschien das Organ **„Littau Kurier“** alle vier Monate. Bis zur Pensionierung 2000 war ich Schreiberling für verschiedene Sachgebiete und über zehn Jahre verantwortlicher Mitredaktor. Auch hier war mir die Illustration wichtig. Die Titelbilder mit seltenen Aufnahmen waren viel beachtet und führten zu positiven Reaktionen. Ich vermute, dass die publizistische Tätigkeit viel zu den Spitzenresultaten bei den Gemeinderatswahlen beigetragen hatte, denn in der Politik ist der Bekanntheitsgrad sehr wichtig.

Während meiner Amtszeit 1987 bis 2000 war ich für die **Seniorenpost** verantwortlich. Es war mein Bestreben, mit dem quartalsweise erscheinenden Mitteilungsblatt für die Senioren der Gemeinde Wissenswertes zu vermitteln. Auch hier steigerten Fotos die Aufmerksamkeit der Leserschaft. Dasselbe galt für die Hauszeitung „**Staffle-Blitz**“ des Alterszentrum Staffelnhof.

Die Zeit nach der Amtsabgabe

Am ersten Tag nach der Amtsabgabe, 1. September 2000, besuchte ich einen Computerkurs im Schulhaus Matt. Ich war ein absoluter Anfänger, wusste nicht, wie einen PC starten oder ausschalten. Mich packte die Begeisterung für das moderne Gerät. Ich wusste, dass die Raiffeisenbank Littau eine neue EDV-Anlage beschaffte. So stand bald ein ausgemusterter PC in meinem Zimmer. Toni Bucher, Partner von Tochter Brigitte installierte mir die Programme. Aber bald war mir die 486-iger-Anlage zu langsam. Zudem war sie für Fotobearbeitung und das Internet nicht geeignet. 2003 erstand ich bei STEG-Computer einen neuen PC und seit 2006 ist das Notbook HP 7000 mein Arbeitsinstrument.

Jubiläumsschrift „100 Jahre Käsereigenossenschaft Spitzfluh“

Eine der ersten grösseren Arbeiten auf dem PC war die Jubiläumsschrift über das 100-jährige Bestehen der Käserei Spitzfluh. Das Zusammentragen von Dokumenten der 1902 gegründeten Käsereigenossenschaft gestaltete sich nicht einfach. Vor allem war sehr wenig Fotomaterial vorhanden, denn es war und ist immer noch mein Bestreben, Schriftstücke zu illustrieren, um sie lesbarer und interessanter zu gestalten.
Der Vorstand der Genossenschaft entschloss sich zu einem Jubiläumsfest, zum kleinen OK gehörte auch ich.
Bei der Käserei und in der Scheune Spitzfluhhof ging ein fröhliches Fest über die Bühne. Die Festschrift fand viel Lob, was mich natürlich freute.
Nun ist die Festschrift bereits Geschichte, denn 2003 wurde der Betrieb der Käserei aufgegeben. Sie fiel dem Konzentrationsprozess in der Milchwirtschaft zum Opfer. Der Nachwelt ist sie im Staatsarchiv Luzern und im Gemeindearchiv von Littau erhalten.

Zeichen am Wege, ein Büchlein über die Wegzeichen und Kapellen

Ich war öfters mit dem Montainbike unterwegs. Die verschiedenen Bildstöcklein, Helgenstöckli und Kreuze faszinierten mich seit jeher. Eines Tages bemerkte ich, dass südlich der Liegenschaft Schwand das aus dem 17. Jahrhundert stammende Helgenstöckli aus Sandstein nicht mehr an seinem Ort war.

Bild: Das alte Helgenstöckli vor der Beseitigung.

Im gleichen Zeitraum war ich auch am Recherchieren über die Liegenschaften Spitzhöfe im Zusammenhang mit der Geschichte zur Entstehung der Käserei Spitzfluh.
In einem Kaufbrief von 1836 verpflichtete das Franziskanerkloster Luzern den Käufer, das Kreuz an der alten Landstrasse zu unterhalten.
Nun war ich endgültig gepackt von einem Fieber, nämlich Massnahmen zur Erhaltung der alten Denkmäler. Und ich entschloss mich, diese Wegzeichen in der Gemeinde zu katalogisieren. Mit Velo oder Vespa machte ich mich auf den Weg, die neue Digitalkamera umgehängt. Zuallererst besuchte ich die Bauern in der Nähe des „verschwundenen“ Helgenstöckli. Ich wurde fündig und konnte das Objekt schliesslich in einem Wagenschopf fotografieren. Es sei bei Grabarbeiten in der Nähe umgefallen, bemerkte der Bauer.

Bald entstand ein Dokument von rund fünfzig Seiten Bilder und Text. Die Kapellen fanden auch noch Aufnahme. Die Kontakte mit dem Präsidenten der Kunst- und Kulturkommission der Gemeinde führten schliesslich zum Druck eines Büchleins. Ich bereitete die Sache druckreif auf. Es folgten Besprechungen mit der Beag-Druckerei in Emmenbrücke.

Die Kulturkommission entschied sich für die Durchführung einer Vernissage. Es war eine Freude, zu diesem Anlass im Staffelnhof so viele Freunde und Interessierte zu begrüssen.

Die Region und die Luzerner Zeitung berichteten darüber.
Das Büchlein fand einen erfreulichen Absatz. Noch heute findet es gelegentlich als Geschenk Verwendung.

Region 17.3.2003

Kleinode am Wegrand

Barbara Wanner lässt sich ihr Büchlein von Hans Portschert signieren. Peter Gross (Mitte), Präsident der Littauer Kulturkommission, freut sich über die grosse Nachfrage.

Mit «Zeichen am Wege» hat Hans Portschert einen handlichen Führer über die Kapellen und Wegzeichen in Littau zusammengestellt. Die Kulturkommission Littau, Herausgeberin des kleinen Werkes, lud am letzten Freitag zur Buchvernissage in den «Staffelnhof».

Eigentlich könnte man ja gleich zum Apéro übergehen, doch wolle er die Gelegenheit gerne nutzen und einige Seiten von Portscherts Leben vorstellen. «Hans Portschert ist einer der wenigen Littauer Bürger, die die Geschichte der Gemeinde, die Bevölkerungsentwicklung, die Hof- und Flurnamen, die Gewässer, die Bauernhöfe

Jubiläumsschrift „40 Jahre Schwesternkongregation Reussbühl“

1965 hat die Schwesternkongregation der Hl. Familie die Führung des Bürgerheimes Obermättli übernommen. 1975 wurde das Schwesternhaus in Reussbühl gebaut und 1976 übernahmen die Schwestern die Führung des neu erbauten Alters- und Pflegeheimes Staffelnhof. Bis zu 16 Ordensschwestern arbeiteten im neuen Heim. Die vielfältige und uneigennützige Arbeit der Schwestern veranlasste mich, das Wirken während 40 Jahren in einer Broschüre zu würdigen. Man kam überein, zudem einen Jubiläumsanlass durchzuführen. Eine kleine Gruppe unter meiner Führung sorgte für einen würdevollen Anlass im Areal des Schulhauses Ruopigen.

Weitere Jubiläumsschriften

In der Zeit von 2005 bis 2008 entstanden noch weitere Jubiläumsschriften. Ich verzichte darauf, diese im Einzelnen zu kommentieren. Es waren dies:

- 75 Jahre Baugenossenschaft Littau, 2006
- 100 Jahre Spitex Littau-Reussbühl, 2006
- 100 Jahre Raiffeisenbank Littau, Lieferung der geschichtlichen Angaben, 2006
- Abfassung einer illustrierten Gemeinde-Begrüssungsschrift für die Neuzuzüger

Littau, die letzten 100 Jahre

Aus Anlass der Fusion der Gemeinde Littau mit der Stadt Luzern verfasste ich 2009 ein Buch über das Werden der Gemeinde in den letzten 100 Jahren. Insbesondere wurde ich von der Idee geleitet, den künftigen Entscheidungsträgern der Stadt Luzern in einer übersichtlichen Art den neuen Stadtteil Littau darzustellen.
Der Gemeinderat Littau liess das 120 Seiten umfassende Werk drucken. Unter anderem diente es als ideales Geschenk an sämtliche ehemaligen Einwohnerräte und Gemeinderäte.

Sorge um die Kulturgüter

Schon in der Berufszeit plagte mich eine Sorge, der Erhalt der Kulturgüter. Aus dieser Sorge entstand auch das Büchlein „Zeichen am Wege“. Jedenfalls erfüllt mich eine gewisse Genugtuung, dass dieses Büchlein auch Wirkungen zeigte. Es wurden Kapellen und Kreuze im Privatbesitz restauriert. Das Kreuz auf Huob an der Littauerbergstrasse, das vor 30 Jahren zerfallen war, wurde wieder erstellt. (Bild rechts)

Firstkreuz Kapelle Ruopigen

Beim Abbruch der Kapelle Ruopigen im Jahre 1972 wanderte das über 100 Jahre alte Firstkreuz in den Werkhof der Gemeinde. Es hätte jemandem als Grabkreuz dienen sollen. Irgendeinmal wurde es aus dem Werkhof in einen Privatkeller gebracht. Durch einen Zufall spürte ich im Spycher Ruopigen das schmiedeiserne Kunstwerk auf. Hierauf lagerte dieses in meinem Büro, bis es seinen Standort auf der neuen Kapelle wieder einnehmen konnte.

Treppe zum Kurhaus Sonnenberg

Völlig im Gestrüpp und in einem desolaten, dem Verfall nahen Zustand präsentierte sich die Treppe zum ehemaligen Kurhotel Sonnenberg, welches um 1950 abgebrochen wurde. Mein Gedanke, dass die Treppe des aus der Belle Epoque stammenden Hotels der Nachwelt erhalten werden sollte, liess mich nicht mehr los. Begleitet mit Fotoaufnahmen richtete ich ein Schreiben an die zuständige Stelle von Kriens. Die Eingabe zeigte Wirkung und im Verlaufe der Jahre um 2000 wurde der Bereich saniert. Der Gemeindepräsident von Kriens bedankte sich bei mir und seither erhalte ich die Einladungen zu den Kulturanlässen im Bellpark Kriens.

Als 2004 das alte Bürgerheim „Elisabethenheim Obermättli“ abgebrochen wurde, liess ich von den Abbruchleuten die 50 cm grosse Betonplastik am Balkon über dem Haupteingang sorgfältig demontieren. Und sie lagert nicht irgendwo. Nach vorgängigen Abklärungen lud ich diese in den Kofferraum und überbrachte das Relikt dem Pflegeheim Elisabethenheim, Oberhochbühl, Luzern. Dort erhielt das religiöse Symbol beim gleichnamigen Heim einen Ehrenplatz.

Restauration eines Wegkreuzes auf Grossenberg, Gemeinde Romoos

Ein Kollege aus der Familienforschungsgesellschaft, Josef Krummenacher, ehemals Rektor der Schulen von Ebikon, machte mich 2007 auf ein Gerichtsurteil von 1894 aufmerksam, wonach damals auf dem Heimweg von der Kilbi Menzberg ein Josef Duss den Franz Xaver Koch vom Mittler-Grossenberg niedergestochen hat. Da ich gerade mit der Erarbeitung des Stammbaumes der Familien Koch vom Grossenberg beschäftigt war, weckte dies mein Interesse am Kreuz an der Stelle der Bluttat vor über 100 Jahren. Beim spontanen Aufsuchen des Ortes stand ich einem total verrosteten Metallkreuz gegenüber. An den Enden der massiven Eisenrohre sind Muffen von G+F Schaffhausen. Das Eisenblechschild war gänzlich durchgerostet. Den Entschluss zur Restauration fasste ich gleich an Ort und Stelle.

Anna Wicki-Koch, Littau, Mutter des Gemeindepräsidenten und Nachfahrin der Grossenberg-Koch, war mir beim Ausgraben, Transport und bei der erneuten Montage behilflich.

Metallbau Jost Reussbühl hat das Kreuz sandgestrahlt. Kollege Ernst Unternährer schmiedete ein neues Schild. Auf meinem Balkon Ruopigenring erhielt das Kreuz in vier Arbeitsgängen eine Spezialgrundierung und Lackierung, die Kreuzenden in Goldfarbe. Schriftenmaler Lindenmann brachte auf dem Schild den Schriftzug an.

.

Im September 2008 erfolgte im Beisein zahlreicher Koch-Angehörigen eine schlichte Einweihungsfeier. In Vertretung des verhinderten Priesters sprach Paul Duss, pensionierter Lehrer und Lokalhistoriker von Romoos die Segensworte.

Schrifttafel des Spycher auf der Egg, Romoos

Im Buch „Romoos“ herausgegeben im Jahre 1984 von Paul Duss las ich über die Existenz einer alten Schrifttafel am Spycher der Liegenschaft Egg.
Bei einem Verwandtenbesuch bei Familie Erwin Bucher-Purtschert demontierte ich die Tafel. Zu meinem Erstaunen war sie mit handgeschmiedeten Nägeln befestigt.
Und eine weitere Entdeckung war eine in das Spycherholz geschnitzte Inschrift: „*Der Spirer hat lasen baue der eret alt Verwalter Franz Luste br + F Male Lubr 1825“*
Offenbar wurde später zur besseren Verständlichkeit die gemalte Schrifttafel über die geschnitzte Schrift gesetzt.

Auch wenn ich mir nicht die Funktion eines Schriften-Restaurators anmasse, durfte ich mit dem Resultat zufrieden sein. Hoch erfreut war natürlich der inzwischen verstorbene Seniorlandwirt von der Egg, Friedrich Bucher.

Es sind noch etliche Bemühungen um den Erhalt von altem Kulturgut anzuführen, nur um einige zu nennen:

- Restaurierung des Spychers Ruopigen anno 2002
- Schrifttafel Dachuntersicht Schachenhof
- Schrifttafel Hausgibelwand Hinter-Ruopigen
- Rückführung des „Ewig Licht“ aus der Philipp Neri-Kapelle, das 1810 nach Menzberg geschenkt wurde. Konnte noch nicht verwirklicht werden.
- Freilegung und Restaurierung der Dreiländersteine beim Oberwil (Littau-Luzern-Kriens) und nördlich Stechenrain (Littau-Emmen-Neuenkirch) 2007 und 2008.
- Bemühungen seit über zehn Jahren für den Erhalt der Römerbrücke über den Rotbach, Littauerberg

Farbe und Pinsel faszinieren

Wäre mir kein Computer in die Hände geraten, würden sich vermutlich Aquarelle und Ölbilder in meiner Wohnung stapeln. Um 1980 entstanden einige Aquarelle, die ohne zu prahlen, bewundert wurden. Unser Wohnungsmieter Fritz Gautschi übergab mir damals aus Altersgründen seine Staffelei. Dann folgte die Wahl in den Gemeinderat und die Zeit zum Malen, vor allem der Besuch von notwendigen Kursen, konnte ich mit dem besten Willen nicht aufbringen. Und trotzdem griff ich gelegentlich zu Pinsel und Farbe, um irgendetwas zu verschönern, oder jemandem eine Freude zu bereiten. Zu diesem Thema gehören natürlich auch die von mir restaurierten Kreuze.

Bild: Aquarell Kirche von Pfaffnau 30 x 25, 1981. Das Bild diente schon mehrmals als Kondolenzkarte für Angehörige aus unserer Verwandtschaft aus Pfaffnau.

Die total verrostete Gewichtstein-Waage erstrahlt in neuen Glanz.		Steine aus der Kl. Emme oder Fontanne werden zu Glücksbringern in Gärten.

Mechanik, ein grosser Stellenwert

Wenn auch der Mechanikerberuf nicht Wirklichkeit wurde, so fand er doch seinen Niederschlag in der Freizeit und nach der Pensionierung. Und eine weitere Leidenschaft packte mich, das Sammeln von Auto-Emblemen. Erinnern wir uns an den Abschnitt „Grümpelmüller“. So pilgerte ich bei Gelegenheit bereits vor 30 Jahren zu Garagen, wo Abbruchautos herumstanden und bettelte um Embleme.

Recht fündig wurde ich 2011 und 2012 in den USA. Nach Bezahlung eines bescheidenen Eintrittes konnte ich demontieren, was mir beliebte. Beim Verlassen des Verwertungsbetriebes wurde mein Plastiksack gewogen. Der Preis: nicht viel mehr als der Metallwert.

Bestandteile bearbeiten bei Kollege Ernst Unternährer, Schlosserei

In nobleren Quartieren der Stadt bin ich den Metallabfuhrmännern zuvorgekommen und habe zwei oder drei Velos auf das Auto geladen. Ein komplettes Velo entstand jedenfalls daraus. Minderbemittelte freuten sich darüber.

Es ist naheliegend, dass als ursprünglichem Peugeotfahrer diese Embleme nicht fehlen dürfen.

Ein Ausschnitt aus dem Sammelsurium, das noch auf eine Katalogisierung wartet.

Eine Augenweide sind Embleme aus den USA.

Autofriedhöfe in den USA

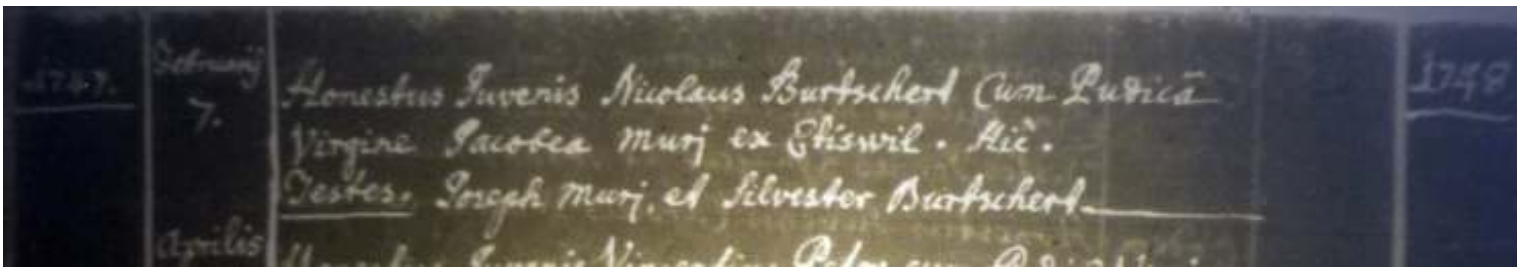
Bei meinen Amerika-Reisen zu Daniel durften natürlich die Besuche von Autoverwertungsanlagen nicht fehlen. Da stehen aufgereiht alle erdenklichen Automarken! Eintritt 5 Dollars. Mein Puls steigt, Zange, Schraubenzieher und Schlüssel sind in Griffnähe in meiner Umhängetasche. Oldsmobile und Buick und Cadillac gleich nebenan, welch ein Fundus. Und es folgen Embleme, von deren Existenz ich gar nicht wusste.
Motoren, Getriebe und andere Bestandteile liegen auf dem Terrain. Bei uns in der Schweiz wäre es unvorstellbar, auf unbefestigtem Terrain solche Betriebe zu tollerieren.

Die Plastiktasche ist gefüllt, wo ist wohl der Ausgang? Der Rezeptionist wirft einen Blick in die Tasche: 20 Dollar. Der Besuch hat sich für mich gelohnt.

Familienforschungen

Purtschert von Pfaffnau

Am Anfang meiner Biografie habe ich erwähnt, wie Werner Vinzenz Purtschert von Basel für unsere Familie eine gewaltige Forschungsarbeit geleistet hat. Ich bin nun laufend dabei, diese Forschung fortzusetzen und zu vervollständigen. Das Hauptgewicht liegt an der Erarbeitung des Stammbaumes. Für die Erstellung der Grafik ist das Ahnenforscherprogramm eine wertvolle Hilfe. Die Hauptarbeit ist jedoch das Nachforschen in den Büchern der Heimatgemeinde Pfaffnau und in den Tauf-, Ehe und Sterbebüchern der Pfarrei Pfaffnau. Ferner sind die Bürgerregister und Familienregister von Paffnau zu konsultieren. Solange das Bürgerrecht von Pfaffnau beibehalten wurde, vereinfacht es die Arbeit, aber die meisten Familien sind weggezogen, auch ausserhalb des Kantons Luzern oder der Schweiz. In der Regel wurden die Bürgerrechte der neuen Wohngemeinden nach bestimmten Zeiten erworben.



Auszug aus dem verfilmten Heiratsbuch 1748 von Pfaffnau.

Hiltbrunner

Die Vorfahren meiner Mutter habe ich bis in das 18. Jahrhundert zurück erforscht. Die Palmegg in Luthern ist der Ursprung der Ureltern Hiltbrunner. Hierzu verweise ich auf die „Familienchronik Hiltbrunner-Erni, vom Dezember 2008“. Wer hätte wohl gedacht, dass Katharina Häfliger-Hiltbrunner, die vor 50 Jahren noch im Hurnihüsli, Fontannen wohnte, zu unserer Verwandtschaft gehört. Leider konnte ich sie davon nicht mehr in Kenntnis setzen. Sie starb im Alter von 95 Jahren im Dezember 2007 in Littau.
Der einzige Bruder meiner Mutter, Anton Hiltbrunner-Steinman starb 91-jährig 2009 im Altersheim St. Johann, Hergiswil LU. Nur ein Jahr später verstarb seine Gattin Maria Hiltbrunner-Steinmann am gleichen Wohnort.

Lustenberger, Neumättli, Steinhuserberg

Bei den Forschungsarbeiten stellte ich fest, dass der Hof Neumättli im Jahre 2008 seit 125 Jahren im Besitze der Familien Lustenberger ist. Die Stammeltern sind von der Bärüti, Romoos. Das bewegte mich, eine Chronik mit Ahnengrafik zu verfassen.
Das 50 Seiten umfassende Werk ging an alle Neumättli-Nachkommen.
Zudem hat Ueli Lustenberger mit seinen Geschwistern auf Neumättli im Sommer 2008 ein gewaltiges Fest „Kuhstallfest" veranstaltet. Gegen tausend Leute haben an den zwei Wochenendtagen das Neumättli bevölkert.

Im Stammbaum Lustenberger ist auch der Nationalratspräsident für 2014, Ruedi Lustenberger, Romoos, verzeichnet.
Der Gemeinde Romoos wird 2014 eine grosse Ehre zuteil. Sie zählt dann den höchsten Politiker der Schweiz und höchsten kirchlichen Würdenträger zu ihren Bürgern.

Koch vom Grossenberg, Romoos
Der Stammbaum über die Linie der Koch vom Grossenberg, Gemeinde Romoos ist in Ausarbeitung. Er umfasst mittlerweile über 700 Personen. Im Jahr 2009 fotografierte ich in der Wohnstube Grossenberg den alten Kachelofen. Die Entzifferung der Inschrift ergab: KA KO BA RÖ 1836. Kaspar Koch und Barbara Röösli haben diesen Ofen einbauen lassen.
Da Bischof Dr. Kurt Koch im Stammbaum Koch verzeichnet ist, überreichte ich Regierungsrat Schwingruber ein Bild, er möge dieses bei der Kardinalsweihe 2011 in Rom als Präsent übergeben, was denn auch eine grosse Freude beim neuen Kardinal hervorrief.

Bucher, Bühl, Littau
Für die Familie Josef Bucher, Bühl, Littauerberg, ursprünglich Bürger von Schötz, 1909 von dort nach Littau gezogen, habe ich eine Familienchronik mit Stammbaum erstellt.

Bucher, Mooshof-Neumatt, Littau
Elfried Müller-Bucher, Udligenswil, (Kanzlistin auf der Kanzlei Littau anno 1962-1963) bat mich, über die Familien Bucher von der Neumatt eine Chronik zu verfassen, als Geschenk für ihren Bruder Josef zum 70. Geburtstag. Das 50 Seiten umfassende Werk kam allseits gut an. Xaver Bucher, der zweitälteste Sohn der 12-köpfigen Familie Bucher-Roth, liess in der Folge aus Anlass seines 90. Geburtstages die Chronik als Geschenk an seine Geschwister ergänzen und drucken.

Häfliger, Romoos
Den Vorfahren von Schwiegertochter Corinne Purtschert-Häfliger bin ich bis 1700 zurück nachgegangen. Erstaunlich ist, dass Vorfahren im Hurni, Fontanne und auf der Schattsite, Romoos heimisch waren.

Ahnenstammbäume und Familienchroniken entstehen.

Bucher, Egg, Romoos
Der Stammbaum der Familie Bucher von der Egg, Romoos umfasst über 700 Namen und ist vier Meter lang. Im Jahre 2011 wurden 40 Exemplare verlangt und zugestellt. Aufgrund des 100jährigen Besitzes der Egg durch Bucher, bin ich an der Abfassung einer Familien- und Hofchronik „100 Jahre Bucher, Egg“.

Kurzmeyer von Roggliswil
Franz Kurzmeyer, alt Stadtpräsident von Luzern wünschte sich zum 75. Geburtstag 2010, als Geschenk an seine Familie eine Familienchronik. Dass ich zu dieser Aufgabe kam, bin ich selber schuld. Wie kam es wohl dazu? Als ich die Vorfahren meiner Mutter Hiltbrunner in Roggliswil erforschte, stiess ich auf einen Kaufvertrag, wonach ein Johann Kurzmeyer an Josef Hiltbrunner ein Stück Land veräusserte. Das machte mich neugierig und bald stiess ich auf Franz Kurzmeyer und erzählte ihm dies. Sofort beauftragte er mich, eine Chronik zu verfassen.

Bürgisser, Littau
Stammbaum und Chronik sind in Arbeit.

Steiger von Büron und Schlierbach
Die Freundschaft mit Hans Peter Lässer, Triengen führte zur Erforschung der Familien Steiger. Es entstanden drei Stämme Steiger, aus welchen Hans Peter Lässer, Erwin Steiger, alt Gemeindepräsident von Littau und Therese Purtschert-Steiger (Schwiegertochter) hervorgehen.
Dass zur Steiger-Dynastie der bekannte und berühmte Arzt Dr. Jakob Robert Steiger, der 1845 in der Freischarenzeit eine bedeutende Rolle spielte, machte die Forschungsarbeit besonders spannend.

Rölli von Littau
1878 verkaufte Jungfrau Anna Rölli, Ruopigen, der Bürgergemeinde Littau den Hof Ruopigen. Das machte mich neugierig, den Familiennamen Rölli näher zu untersuchen. Von Interesse ist insbesondere, wie die Verbindung der heutigen Rölli in Littau zu Ruopigen-Rölli besteht. Auch dem Rätsel des Wappens der Littauer Rölli ging ich auf die Spur.

Zentralschweizerische Gesellschaft für Familienforschung ZGF, Portrait-Archiv
2010 trat ich der ZGF bei, denn deren Tätigkeit interessierte mich. Die Gesellschaft mit über 200 Mitgliedern bietet den Familienforschern viel Wissenswertes. 2012 wählten sie mich in den Vorstand. Das Ressort Aktuar war zu vergeben und dieses fiel mir zu.

Herr, gib ihr die ewige Ruhe,

Und das ewige Licht leuchte ihr!

Zum frommen Andenken
an unsere unvergeßliche Mutter, Schwiegermutter, Großmutter und Schwester
Katharina Hofstetter
geb. Krummenacher
vom Oberbühl, Dopplerschwand
geb. 11. Mai 1826, gest. 15. August 1904.

Ruhe, gute Mutter, ruhe mild
Im kühlen Schoß der Erde;
Dein liebevolles Tugendbild
Uns stets zum Schutzgeist werde!
Was wir hoffen, was wir flehen,
Ist ein Wiedersehen.

O süßes Herz Jesu, sei meine Liebe!
(300 Tg. Ablaß.)
O süßes Herz Mariä, sei meine Rettung!
(300 Tg. Ablaß.)

Die Gesellschaft macht Furore mit einer schweizweiten Neuheit. Vorstandskollege Bernhard Wirz lancierte die Idee für ein Leidhelgeli-Archiv. Der vereinsinterne Programmierer Ruedi Ammann entwickelte eine Webseite und seit anfangs 2012 werden von verschiedenen Personen Leidbilder in das Porträt-Archiv geladen. Im Sommer 2013 waren es bereits über 60.000 Bilder. Von mir stammen im gleichen Zeitraum über 7300 Porträts. Von überall werden mir Bilder übermittelt. Die Gemeinden Littau, Menznau, Pfaffnau, Luthern, Hergiswil, Emmen, Ettiswil, Ruswil und Gemeinden des Amtes Entlebuch sind am stärksten vertreten.

Die Leidbilder entstanden bekanntlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Darunter sind öfters wahre Kunstwerke anzutreffen. Der Fotograph hat die kleinen Fotos auf das von einer Druckerei gestaltete Kärtchen mit einem zierlichen Ornament geklebt. Auf dem nebenstehenden Bild ist dies deutlich erkennbar.
Man beachte auch, wie die christliche Religion vor 100 Jahren gelebt wurde. Bei Verrichtung der auf dem Leidhelgeli gedruckten Gebete wurden 300 Tage Ablass gewährt. Man lehrte uns im Religionsunterricht, dass die Ablässe auf das Fegfeuer bezogen waren, also 300 Tage weniger Fegfeuer!
In diesem Zusammenhang noch den folgenden Hinweis:
In Forschungsunterlagen stösst man immer wieder auf Aspekte, wie die Menschheit in den vorangehenden Jahrhunderten in grossem Gottvertrauen lebte. Dies stelle ich vor allem in den Berggebieten fest. Der Gemeindeschreiber betitelte das Testament mit: *„Im Namen des allerheiligsten Jesu bekunde ich…“*. Briefe an den Dorfpfarrer begannen ausschliesslich mit der Anrede *„Hochwürdigster Herr Pfarrer“*.
Und überhaupt, die Leute verkehrten ehrfürchtiger miteinander als heute. In den alten Kaufverträgen ist stets zu lesen: *„Der ehrende Jakob Koch hat dem geehrten Josef Roos zu kaufen gegeben…“*

Anfangs 2013 hat die ZGF die Internetseite erneuert und um das Porträt-Archiv erweitert. Dort stehen nun Ahnengraphiken und Publikationen von mir zur Verfügung.

Familienforschung bringt ungeahnte Kontakte in alle möglichen Richtungen. Das Internet fördert die Kontakte zusehends. Dazu trägt das Porträt-Archiv ganz wesentlich bei.

Etwas von der weiten Welt

Seit Daniel mit seiner Familie im Westen von Amerika lebt, gehören Reisen nach Utah zum meinem Lebensinhalt. Und wenn wir schon jenseits des grossen Teichs sind, ist die Neugier, weitere Staaten zu bereisen, gross. Nachfolgend nur eine kleine Auswahl von Bildern. Ich verzichte hier auf Reisebeschreibungen.

Las Vegas, die Stadt in der Wüste Nevada, kennt kaum Grenzen. Den kilometerlangen Teppichkorridoren in den Untergeschossen der sich aneinanderreihenden Spielkasinos ziehe ich einen Nationalpark oder den Besuch eines Autoverwertungsbetriebes vor.

Brice Canyon, ein Naturwunder von besonderer Art. Brigitte und Toni sind unsere bewährten Reiseleiter.

Unvergessliche Eindrücke haben die Filmstudios in Los Angeles zurückgelassen.

In New York kann das Staunen nicht aufhören. Der Blick vom Empire Stade Building über die Wolkenkratzer hinweg ist unbeschreiblich.

Meine Reisebegleiterinnen hatten es mit der Angst zu tun, als ich im Sommer 2010 diesen Büffel vor der Fotokamera hatte.
Wir begegneten riesigen Büffelherden in den weiten Hochtälern.
Die Bären sind uns zu diesem Zeitpunkt noch ferngeblieben. Wir vertrösteten uns auf ein nächstes Mal. Die Freude war gross, als wir 2013 frei lebende Bären aus nächster Nähe bestaunen konnten.

Ein Höhepunkt jeder USA-Reise ist der Besuch bei Daniel und seiner Familie in Lehi
.

Den Grossvater erfüllt es immer mit Stolz zu sehen, wie die Enkelkinder in der Ferne heranwachsen.

	In einem gediegenen Einfamilienhaus-Quartier im Westen von Lehi ist die Familie gut aufgehoben. Allerdings sind die Schulhäuser weit entfernt. Die Eltern bringen die Kinder abwechslungsweise zur Schule. Auch Daniel hat mit täglich 40 km einen langen Arbeitsweg. Öffentliche Verkehrsmittel gibt es hier kaum.

Die unendlichen Landschaften und Steppen mit den Rocky Mountain im Hintergrund erstrecken sich auf mehrere hundert Kilometer.

Landsberg am Lech

Das Aufsuchen des Wirkungsortes von Adrian ist mit der Distanz von 300 km etwas einfacher. Landsberg und die umliegenden Städte sind immer einen Besuch wert.

Stadtmitte von Landsberg

Die wohl schönste Barock-Decke fotografierte ich im Rathaus-Saal von Augsburg.

Paris

Ein besonderes Erlebnis war 2008 die Reise mit dem TGV von Basel nach Paris. Wir genossen die Sehenswürdigkeiten während den zwei Tagen.
Majestätisch war der Blick vom Hochhaus Montparnas auf das nächtliche Paris, sowie das französische Nachtessen im Restaurant des 67. Stockwerkes.

Paris ist wirklich eine Reise wert.

Nicht vergessen sei dabei die nähere und weitere Umgebung des eigenen Wohnortes. (Links der Lungernsee, Obwalden und rechts Auw, Freiamt)

Kunst am Bau

Man entdeckt auf einem Ausflug nicht nur architektonisch ansprechende Objekte oder reizvolle Landschaften. In Vallorbe war es das „Scharreisen“ bei den Haustüren, das mein Kamera-Auge in Bann zog.

Oder die besonders lukrative Türfalle des Josefhauses in Wolhusen (Regionales Zivilstandsamt).

Scharreisen für Cowboys bei einem Schmied in Salt Lake City USA (rechts).

Littau fusioniert mit der Stadt Luzern

Zusammenlegung von Gemeinden war die Devise des Kantons Luzern anlässlich der Revision der Staatsverfassung zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Die zunehmenden Engpässe im Finanzbereich der Gemeinde Littau und die fehlenden Siedlungsentwicklungsmöglichkeiten der Stadt Luzern veranlassten Parlamentarier beider Gemeinwesen zu politischen Vorstössen. Nach mehrjährigen Projektarbeiten stimmten die Bevölkerungen von Littau und Luzern einem Zusammenschluss zu.

Ich war in der Anfangsphase skeptisch gegenüber dem Vorhaben und richtete an den Gemeinderat von Littau eine siebenseitige Eingabe über die Vor- und Nachteile einer Fusion. Als dann zwei Jahre später der ausgehandelte Fusionsvertrag vorlag, wandelte ich mich zum Befürworter. Als Vertreter von Littau war ich in der „Arbeitsgruppe Weiche Faktoren". Dabei ging es um die Fragen nach Identitätsverlust, Poststellenbezeichnung, Telefonbuch, Vereinswesen, Quartiervereine, Schulhauszuteilungen, Erreichbarkeit der Verwaltung. Letzteres führte dazu, dass im Gemeindehaus Ruopigen ein Kundenschalter eingerichtet wurde.
Allgemein darf man feststellen, dass die auf Ende 2009 vollzogene Zusammenführung der beiden Gemeinwesen für den Bürger keine nennenswerten Nachteile brachte. Hervorzuheben ist immerhin die steuerliche Entlastung der Littauer Bürgerschaft.

Um Mitternacht des 31. Dezember 2009 versammelte sich auf dem Dorfplatz von Littau eine grosse Volksmenge und wohnte der Zeremonie des Zusammenschlusses bei.

Alt Gemeinderat Beat Krieger (rechts mit Akten) inszenierte das Abtreten des Gemeinderates von Littau. Gemeinderäte in historischen Kleidern.

Der letzte Gemeinderat von Littau, Ende Dezember 2010.
Von links: Stocker Beat, De Bona Rico, Fähndrich Heidi, Wicki Josef, Roth Stefan und Kanzler Büchli Hans

Und was bedeutet wohl die Religion?
Die Lebensbeschreibung wäre nicht vollständig ohne einige Aussagen zur Konfession, dem Katholizismus. Allerdings habe ich das Dogma, die Katholische Kirche sei die einzig wahre Religion, schon längst abgelegt. Mit Verlaub, ich durfte in meinem Leben vielen Menschen mit anderen Religionen begegnen. Allerdings erst in späteren Jahren, denn im Tal der Fontanne waren von rund 40 Haushaltungen nur zwei reformierte Familien, Weibels von der Pinte und Heinigers von der Sägerei.
Da kommt mir die Aussage von Sägermeister Heiniger, Fontannen-Säge in den Sinn. Ich war noch Schulbub, als er in die Männerrunde meines Vaters in seinem ausgeprägten Berndeutsch sagte: „Ech gsehne ome kei grosse Ongersched zwösche de Katholeke und Protestante, er chönt d'Sünde go ablege ond mer müend sie träge bes zum Läbesändi"!

Dass es auch noch andere positive, lebensbejahende Religionen gibt, erfahre ich im engsten Familienkreis. Die Familie von Sohn Daniel in den USA betätigt sich aktiv in der „Kirche Jesu Christi, der letzten der Heiligen Tage". Die Mormonenstadt Salt Lake City ist die sauberste Stadt und weist am wenigsten Kriminalität auf, das spricht doch für sich.

Meine Vorfahren waren von jeher Katholiken, vielleicht wegen den Kirchenbauern oder dem katholisch geprägten Pfaffnau-St.Urban und Umgebung. Zwei Tanten und ein Onkel hatten reformierte Partner und Partnerin. Damals war es üblich, dass über Gemischt-Ehen gelegentlich gemunkelt wurde, aber ich erfuhr nie etwas Negatives.
Im Abschnitt „Jugendzeit" berichte ich über die strenge religiöse Erziehung, die mich offensichtlich geprägt hat. Und heute stelle ich mit aller Deutlichkeit fest, dass eine religiöse Betätigung zu einem erfüllten Leben gehört. Mehrfach habe ich auch erfahren, dass für Leute im Altersheim oder Spital in der letzten Lebensphase die Religion eminent wichtig ist.

Bild rechts: Kapelle Luthernbad

Wallfahrtsorte können Psychiater ersetzen
Die Wiege meiner Grossmutter stand in Luthern. Die Grossmutter erzählte viel vom Luthernbad und vom Badbrünneli, von den vielen Leuten, die mit Pferdefuhrwerken in das abgelegene Lutherntal kamen. Pfarrer Alois Grüter von Doppleschwand war Vikar in Luthern. So war es naheliegend, dass auch er als Botschafter von Luthernbad mit der Marienverehrung galt. Die Geschichte von Jakob Minder aus dem 16. Jahrhundert faszinierte mich. Auch bei mir zogen ab und zu dunkle Wolken durch das Leben. Luthernbad wurde zu meinem Kraftort, wie für viele andere Leute auch. Die zahlreichen Ex-Voto Tafeln in der Wallfahrtskirche, Jahrhunderte zurück, sind doch kein Bluff, sie sind Zeugnis der erlangten Hilfe oder Zufriedenheit. Vorbourg, ein Marienwallfahrtsort bei Delémont wurde mein Zufluchtsort in meiner Welschlandzeit 1955, welcher mich bis heute fasziniert. Nicht umsonst stand die letzten zehn Jahre alljährlich ein Besuch an. Schon die Kapelle auf dem Felsvorsprung mit dem weiten Blick in das Laufental lässt den Puls höher schlagen. Und erst die prachtvolle Ausstattung, unendlich die Ex-Vototafeln bis 1700 zurück, zum Teil wahre Kunstwerke in Ölfarbe.

Gelegentlich stand auch Einsiedeln auf dem Programm, der grösste Marien-Wallfahrtsort der Schweiz. Als „halber Entlebucher“ zog es mich in früheren Jahren auch öfters nach Hl. Kreuz. Der Karfreitag ist für die Entlebucher der Hauptbesuchstag.

Nicht vergessen bleibt der Landesvater Bruder Klaus in Sachseln. Der Mystiker Bruder Klaus lässt denn auch immer Zweifel hinsichtlich der Heiligkeit aufkommen. Ein Bauer und Landrat, der Gattin und zehn Kinder alleine lässt und in den Ranft in die Einsamkeit zieht, wird derart verehrt und 1947 heilig gesprochen! War es das Ergebnis der Intervention an der Tagsatzung zu Stans, oder das Phänomen der „schützenden Hand“ am Himmel anno 1940 über Laufenburg BL. Diese Erscheinung wurde bekanntlich Bruder Klaus zugeschrieben, der den tobenden Krieg aus Deutschland abgewendet haben soll.
Wie mehrheitlich in der Theologie handelt es sich um physisch nicht bewiesene Gegebenheiten, sondern um Aspekte des Glaubens.

Schlussbetrachtungen

Wenn es mir gelungen ist, meinen Nachkommen und weiteren Interessierten die Lebensweise und die Entwicklung im technischen und menschlichen Bereich in der Epoche vom 20. in das 21. Jahrhundert aufzuzeigen, so hat diese Autobiografie den Zweck erfüllt.

Mit dem letzten Bild vom Juli 2003 will ich den Bogen zurückspannen zu meinen Wurzeln in meiner geliebten Heimatgemeinde Pfaffnau. Inzwischen ist neben dem alten Schulhaus eine moderne Schulanlage entstanden. Tante Clara Waldmeier-Purtschert, 1916-2008, hat mich vor 74 Jahren nach der Geburt im Grünboden zu Pfaffnau umsorgt und die ersten Windeln gewechselt. Und von ihr habe ich wenige Jahre vor ihrem Ableben etliche Informationen über die Lebensweise ihrer Grossfamilie in Pfaffnau erfahren.

Juli 2013

Hans Purtschert,
Ruopigenring 105, 6015 Luzern